CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS
IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER
58. JAHRGANG HEFT 1 HAMBURG Juni 2003

CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS
IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER
58. JAHRGANG HEFT 1 HAMBURG Juni 2003

Inhalt

Ludolf Wienbarg zum 200. Geburtstag 3
Theodor Mommsen zum 100. Todestag 8
Zehn Jahre Literarisches Café 14
Zwanzig Jahre Darstellendes Spiel 28
Die neuen fünften Klassen – Erfahrungsberichte 31
Die Springerklasse 7 e 36
Das Arbeitszeitmodell für Lehrer 39
Flohmarkt am Christianeum 43
Chronik vom 2. November 2002 bis 22. Mai 2003 46
Reinald Geißler im Ruhestand 52
Dreimal um die Welt – Erdkundeunterricht heute 54
Pax Americana im Irak 58
Das schriftliche Abitur – zwei (satirische) Erlebnisberichte 62
Künstlernachweis und Dank 65
Eine Lehrerin aus Petrosawodsk am Christianeum 66
Dreihundert Jahre St. Petersburg 69
St. Petersburg – Hamburg: Schüleraustauschberichte 71
Kassenbericht 2002 des Schatzmeisters 78
Literarisches Café: Programmvorschau 2003 / 2004 79

Redaktion: Ulf Andersen, Dagmar von Hurter,
Bernhard Meier (verantwortl. Redakteur), Stefan Prigge,
Marita Rainsborough, Carl J. Vielhaben.
Anzeigen: Anke Meyer-Kotte
Redaktionsschluß: 22. Mai 2003

Schulanschrift: Otto-Ernst-Str. 34, 22605 Hamburg
Telefon: 040/42 88 82 80 Fax: 040/428 88 28 31
Internet: http://www.hh.schule.de/christianeum/
E-mail-Adresse: christianeum@chr.hh.schule.de

Bankverbindungen:
Verein der Freunde des Christianeums zu Hamburg-Altona e.V.
Dr. Klaus Henning, Steinburger Str. 33 a, 22527 Hamburg
Hamburger Sparkasse (BLZ 200 505 50), Kto.-Nr. 1265/125 029

Vereinigung ehemaliger Christianeer V.e.C.
Detlef Walter, Wiedenthaler Bogen 3 g, 21147 Hamburg/Tel. 796 22 91
Postbank Hamburg (BLZ 200 100 20), Kto.-Nr. 10780-207
Vereins- und Westbank Hamburg (BLZ 200 300 00), Kto.-Nr. 16078111

Herstellung: Hans Christians/Druckerei & Verlag, Hamburg, gedruckt auf 100% chlorfrei gebleichten Faserstoffen Bilderdruckpapier 90g/m²

Abgabe an die Mitglieder kostenlos

Ludolf Wienbarg
Wortgewalt und Sprachnot

Ludolf Wienbarg findet, so vergessen er sein mag, oft genug Erwähnung – in Aufzählungen. Nach einem Muster, das vermutlich schon durch den Bundestagsbeschluss vom Dezember 1835 geprägt ist, werden er und seine dann stets behauptete Bedeutung eher beiläufig erwähnt. Solche Nennungen huldigen in der Regel zunächst den beiden Großen, dem 1797 geborenen Heinrich Heine und/oder Georg Büchner, geboren 1813. Dann folgen einige Namen; wichtige Namen, respektvoll genannt. Zu diesen zählt immer Wienbarg. Es folgt die tutti-quanti-Schar: ferner publizierten. Das Maß aller Dinge bleiben Büchner und Heine.

Das verdeutlicht in seiner Rede zum Empfang des Büchner-Preises im Jahre 1959 auch Günter Eich. Es heißt in dieser: „Büchners Zeitgenossen, die Schriftsteller des Jungen Deutschland, Gutzkow, Mundt, Kühne, Wienbarg, kritisch gerichtete Geister wie er, sind so gut wie vergessen. Ihre kritischen Äußerungen mögen dringend und berechtigt gewesen sein, aber siehe da, selbst über Anlässe im einzelnen könnten wir kein Wort mehr verlieren, es ist keins da, es ist nichts zur Sprache gekommen. Die Entscheidungen sind gefallen, die Anlässe in der Summe addiert. Kein Rest, der uns beunruhigen könnte, kein Fragezeichen, das uns von der Sprache aufgehoben worden wäre." Widerstand durch Sprache: Bei allem Respekt, den Günter Eich den Kollegen aus dem 19. Jahrhundert und seinem vorgeborenen Kollegen Ludolf Wienbarg zollt, trifft er eine grundsätzlich Unterscheidung. Es gibt Autoren, die durch ihre oppositionellen Aussagen widersprechen, und solche, die dies auch tun, deren dauerhafte Gegenwehr jedoch zudem und vor allem in ihrer Sprache aufgehoben ist. Diese Art der doppelt ausgeprägten Opposition zeichnet sich gleichermaßen aus durch eine radikal-rebellische Zeitgenossenschaft und durch eine irritierende Überzeitlichkeit. Jene erschöpft sich mit der Überwindung der bekämpften Verhältnisse. Das durch Sprache Irritierende im Werk eines Autors hingegen sichert dessen Langzeitwirkung. Im Falle Wienbargs entdecke ich die zutiefst beunruhigenden Reste, die Eich anspricht, und die Fragezeichen weniger in seinen Texten als in seiner Lebensgeschichte. Sie bewirkt, bei einem Leben, das so brüchig ist, wie nur eines sein kann, Erschütterung und Ratlosigkeit. Die Dialektik von Verheißung und Abgesang kommt mir bedrohlich vor, immer noch und immer wieder. Was Wienbarg, dem Gejagten, widerfährt, nährt noch heute meinen Zorn auf die, die ihn zur Strecke bringen. Aber Ludolf Wienbarg, der später ein gebrochener Mann ist, der ein Zerbrochener ist am Ende, ein Abgelebter, schreibt, solange er schreibt, kein „gebrochen Deutsch", um einen Begriff aus der Lyrik des 20. Jahrhunderts zu zitieren. Er favorisiert vielmehr eine zupackende Rhetorik nach allen Regeln tradierter Kunst. In seinen Texten ist er so eloquent wie sprachmächtig. Und er wirkt dadurch, von heute aus betrachtet, merkwürdig sprachlos. Es beherrscht, indem er schreibt, den aufrührerisch-hohen Ton seiner Zeit, den rebellischen Gestus und begegnet so – bei Gefahr des Folgenlosen – der nüchternen Prosa erdrückender Tatsächlichkeit mit einem überschüssig optimistischen Schwung. Die Sprache, über die Wienbarg verfügt

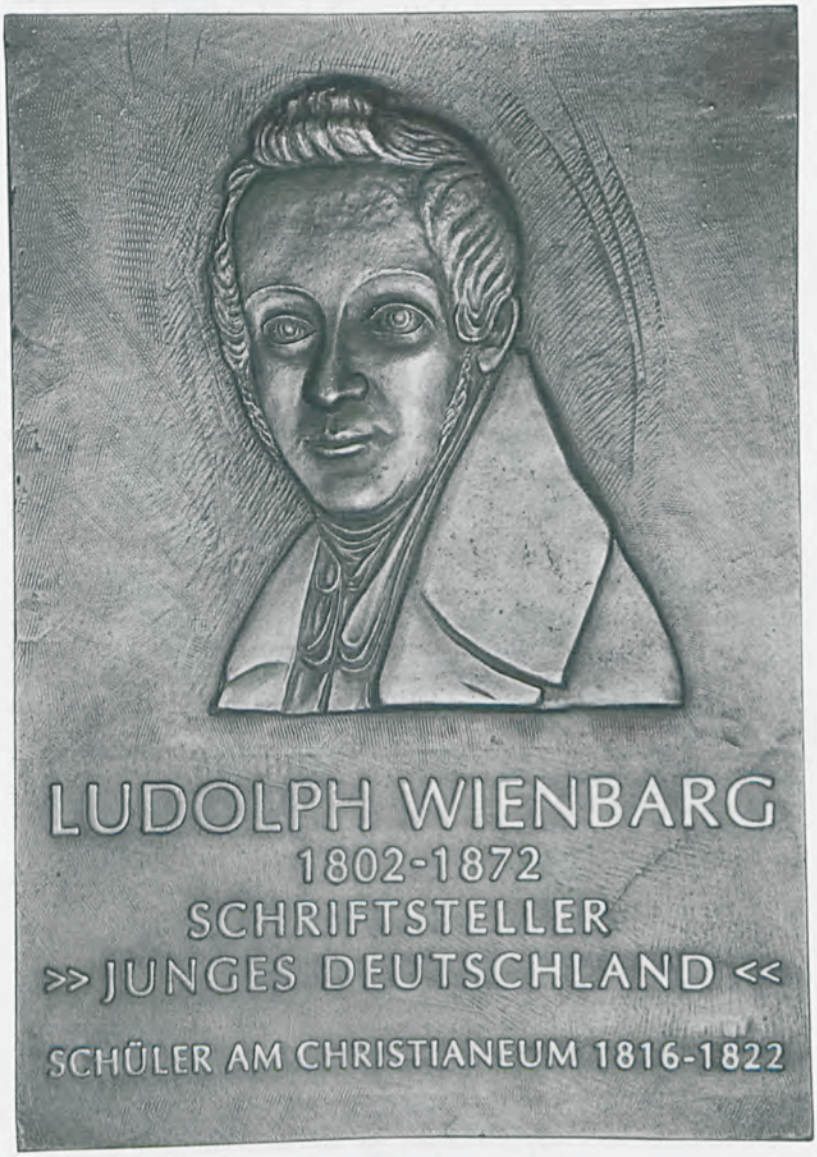
(wenn nicht vielmehr diese über ihn verfügt), verschreibt sich oratorischer Logik auch gerade da, wo sie zu Papier gebracht ist. So ergibt sich ein eigentümliches mixtum compositum.

Dessen Charakter lässt sich an seiner Hauptschrift zeigen. Die in Kiel zuvor gehaltenen Vorlesungen werden 1834 mit einem kämpferischen Titel veröffentlicht: „Ästhetische Feldzüge". Bekriegt wird die herrschende Ästhetik, die „Feldzüge" richten sich, wie Walter Dietze vor mehr als 30 Jahren schreibt, „gegen seelenlose, in Paragraphen einteilende, normative, zugleich nebulose und subjektiv-spekulative Kunstbetrachtung". Der Titel gerät – gewollt oder ungewollt – zum Programm. Da zieht jemand gewaltig zu Felde und steht doch am Katheder. Die Sprache weiß nicht so ganz genau, wohin sie will. Sie hält –ungewollt- die Mitte zwischen Aufruf und Darlegung, zwischen Wegweisung und wissenschaftlichem Disput. Unklar ist, ob man als Zuhörer (und später dann als Leser) Stift und Block dabei haben muss, um die zahlreichen Literaturhinweise zu notieren, oder besser ein Schießeisen. Es fragt sich, ob es anschließend auf die Barrikaden geht oder ab in die Bibliothek. In einigen Passagen der Eingangsvorlesung scheint sich eine appellativ-aktivistische Wende abzuzeichnen. Über eine Kaskade rhetorischer Fragen wird eine Stimmung erzeugt, als gehe es direkten Wegs in den Kunstkrieg. Allein, es folgt eine zweite Lesung.

Die Sprache in den „Ästhetischen Feldzügen" ist zum einen die der akademischen Mitteilung (wenn auch in kritisch-destruktiver Absicht) und sie gehorcht zum anderen den Gesetzen des Aufrufs. Rhetorische Figuren prägen in der publizierten Fassung der Vorlesungen auch die „Worte der Zueignung", in denen es offenbar um eine doppelte Befreiung geht, um die des Volkes aus der Despotie und die des Vorlesungstextes aus dem Hörsaal. Die durch metaphorische Beschwörungen herbeigeschriebene Militanz wirkt aufgesetzt. Sie bleibt einer Kathederprogrammatik verpflichtet.

Aus heutiger Sicht bleibt die Wirkung der „Ästhetischen Feldzüge" in der schriftlichen Fassung irritierend. Man mag sie –mit dem „Hessischen Landboten" zum Vergleich im Kopf oder gar mit dem „Kommunistischen Manifest" (das dann in wenigen Jahren vorliegen soll) – als Kampfschrift gar nicht bezeichnen. Es muss mit der irrationalen Angst der Angegriffenen zu tun haben, dass die Reaktion der Reaktionäre so ungemein brutal ausfällt. An dieser Brutalität zerbricht schließlich der Autor. Was er durch seine verbalen Ausfälle hat zerstören wollen, macht ihn kaputt, und zwar tatsächlich und unumkehrbar. Es ist das ein erschütternder Vorgang: Ein Autor ist am Ende vernichtet, hingerichtet, ausgelöscht. Ein Schicksal lässt erschauern. (Die Sprache der „Ästhetischen Feldzüge bewirkt keinerlei Schauer.)

Vergleiche sind immer unfair; sie sind es vor allem dann, wenn sie aus der Sicht des aktuellen ungefährdeten Rezipienten erfolgen. Und doch reizt es, eine andere Abrechnung in ästhetischen Fragen heranzuziehen, auf dass Unterschiede zu den „Ästhetischen Feldzügen" deutlich werden. Die Rede ist von Büchners „Lenz". Wienbargs Kollege und Mitstreiter legt seinem geschundenen Protagonisten eine heftige Attacke auf die „idealistische Periode" in den Mund. (Ein derartiges Programm kann der Zeitgenosse Wienbarg gewiss unterschreiben.) Im Erzähltext wird debattiert, unakademisch, an Regeln hergebrachter Rhetorik wenig ausgerichtet. Indirekte Rede wechselt


LUDOLPH WIENBARG
1802-1872
SCHRIFTSTELLER
>> JUNGES DEUTSCHLAND <<
SCHÜLER AM CHRISTIANEUM 1816-1822

mit direkter. Alles passiert in einer nervösen narrativen Inszenierung. Der Eindruck des Fahrigen, des Ruhelosen bleibt dauerhaft. Ein Zerrissener bewahrt die Fassung (gerade nach), um eine verwegene ästhetische Perspektive zu entwerfen, ein Programm, das die 70er Jahre des 18. Jahrhunderts ebenso erschüttert wie die 30er Jahre des 19. Die Irritation hält an bis heute, wie man an den vielen Rückgriffen ablesen kann, mit denen sich Autoren des 20. Jahrhunderts vor Jakob Michael Reinhold Lenz, dem Autor und der Büchner-Figur, und vor Büchner verbeugen.

Wienbarg und Büchner sind durchaus Vettern im Geiste. Und doch bleibt ein deutlicher Unterschied. Büchner bringt in allen seinen Texten das Unfassliche zur Sprache und die Unfasslichkeit der Kommunikation ins Bewusstsein. Er setzt immer die Sprache der Reflexion aus. Die ästhetische Verarbeitung provoziert zu allem, was gesagt wird, die Gegensätze. Wienbarg nutzt die Sprache als ein (nicht selten überschätztes) Instrumentarium, um seine Ideen zu artikulieren und zu verbreiten. Er versteht sich nicht als Sprachskeptiker, sondern als ein Verbalvitalist. Als ihm dann das Wort entzogen wird, verliert er sich im Fassungslosen. Wortgewalt schlägt um in Sprachverlust, ‚Rebellion in Depression, Opposition in Paranoia.

Wienbarg, der kein gebrochenes Verhältnis zur Sprache hat, schätzt auch durchaus, in der 24. Vorlesung der „Ästhetischen Feldzüge" nachzulesen, Heinrich Heine, den Klassiker der ironischen Brechung. Wienbarg selbst bedient sich freilich nicht des ironischen Idioms, das die Wirklichkeit auf Distanz hält. Also ist er schutzlos. Also verfremdet er den politischen Druck nicht mit dem Mittel der Sprache. Zum Fremdling wird er auf Erden. Wienbargs Sprache ist ungebrochen; sie ist berechenbar; sie lässt sich durch Widerspruch und Zensur totreden. Die Sprache Büchners hinterlässt ebenso wie die Heines eine ewige und oft auch unfassliche Unruhe. Ihre Sprachen bleiben bei allen Unterschieden bis zum heutigen Tage unberechenbar.

Wienbarg verhilft der Sprache der Rebellion zu kurzer heftiger Blüte und findet sich am Ende abgehakt. Ein Abgestürzter ist er dann, ein Heruntergekommener, ein Meteorit ganz eigener Prägung. Einem derart Verglühten darf man gewiss huldigen. Das Leitmotiv findet sich in den Denkvorräten seiner Epoche, freilich erst im Nachmärz artikuliert: Trotz alledem. Es gibt eine Rhetorik des Trotzes, Nachklang ist sie und Gegenklang zu der des Aufbruchs. Sie passt zu Wienbarg. Sie entspricht seiner Sprache. Sie sei ihm in Verehrung und Respekt zugeschrieben: Trotz alledem und alledem.

Rolf Eigenwald

Der Ludolf Wienbarg-Abend im Literarischen Café

Anlässlich des 200. Geburtstags von Ludolf Wienbarg gab es nicht nur die Enthüllung einer Plakette, gestaltet von Detlef Allenberg, sondern auch einen Abend im Literarischen Café.

Das umfangreiche Programm wurde eröffnet durch einen informativen Vortrag von Daniel Schnorbusch aus München – einem ehemaligen Christianeer. Er sprach über das Leben und das Werk von Wienbarg, insbesondere die „ästhetischen Feldzüge". Hierauf folgte ein von Herrn Hirt vorgetragenes Referat über die Sprache Wienbargs, das eigentlich von Rolf Eigenwald geschrieben wurde.

So erfuhr man über Wienbarg, dass er aus Altona stammte und von 1816 bis 1822 das Christianeum besuchte. Als Schriftsteller ist er dem „Jungen Deutschland" zuzuordnen, einer Gruppe liberaler Autoren, deren Namensgeber er wurde. Ihr zugerechnet werden auch Heine, Büchner, Börne, Gutzkow, Hoffmann von Fallersleben und andere. Sie waren wegen ihrer politischen Meinungen Zensur und Repressionen ausgesetzt, auch Wienbarg musste mehrfach vor der Staatsgewalt fliehen. Eine gesicherte bürgerliche Existenz aufzubauen, war für ihn deshalb unmöglich. Er starb 1872 in Schleswig, völlig verbittert, alkoholabhängig und an Schizophrenie leidend, sein Grab ist unbekannt.

Zwei Schüler aus dem 3. Semester erläuterten die geschichtlichen Hintergründe, nämlich den Wiener Kongress und die damit einhergehende Restauration der alten politischen Verhältnisse, sowie den aufkeimenden Widerstand liberaler Kreise.

Nach einer Pause trugen einige Schülergruppen Texte von Wienbarg und seinen Zeitgenossen vor. Wir hörten Ausschnitte aus den „ästhetischen Feldzügen", aber auch Beiträge zum literarischen Kontext und der Reiseliteratur der damaligen Zeit. An der Reiseliteratur der „Jungdeutschen" war besonders, dass sie sich kaum mit Land und Leuten, sondern vor allem mit politischer Kritik befasste.

Wienbarg beschäftigte sich in seinen Texten hauptsächlich mit damals aktuellen Themen, schuf aber keine die Zeit überdauernden Werke. Wir müssen uns also fragen, verdient dieser „Ehemalige", der oberflächlich betrachtet doch eher als „verkrachte Existenz" erscheint, dass ihm ein Denkmal in der Schule gesetzt wird, ist er für uns heute ein Vorbild? Diese Frage muss man mit einem Ja beantworten, denn man darf nicht nur seinen literarischen Erfolg sehen, sondern auch, dass er sich konsequent für seine Vorstellung von einer liberaleren und gerechteren politischen Ordnung eingesetzt hat und dafür Nachteile und Verfolgung auf sich genommen hat. Am Ende seines Lebens wurde er dann zum Opfer der damaligen politischen Verhältnisse. (Aber auch einem Opfer darf ein Denkmal gesetzt werden.)

Der Abend wurde durch musikalische Einlagen, die Zeitgenossen Wienbargs komponierten, abgerundet.

Am Ende der Veranstaltung, die mit drei Stunden vielleicht etwas zu lang war, nahm man viele Eindrücke über Wienbarg, seine Zeit, seine Schriftstellerkollegen und das „Junge Deutschland" mit nach Hause.

Matthias Schulte, VS

Theodor Mommsen

Mommsen, Christian Matthias Theodor, geb. 30. 11. 1817 Garding, Eiderstedt, Kr. Nordfriesland, gest. 1. 11. 1903 Berlin-Charlottenburg; ev. – Jurist, Historiker.

So beginnt nüchtern der Artikel aus dem Schleswig-Holsteinischen Biographischen Lexikon über einen der bedeutendsten deutschen Geschichtswissenschaftler. Schon im vergangenen Jahre wurde seiner vielfach gedacht anlässlich des hundertsten Jahrestages der Verleihung des Nobelpreises für Literatur an Mommsen, nicht minder wird von ihm die Rede sein gegen Ende des Jahres, wenn sich sein Todestag zum hundertsten Male jährt.

Hatte unsere Schule ihn schon in seiner Gedenkfeier am 30. 11. 1967 zum 150. Geburtstag geehrt (s. CHRISTIANEUM, H. 1/1968), so wird das auch im November 2003 zum 100. Todestag der Fall sein – schließlich ist Theodor Mommsen einer der prominentesten Schüler des Christianeums. So soll dann auch an ihn – wie schon an Salomon Maimon und Ludolph Wienbarg – mit der Enthüllung einer Gedenktafel im Eingang der Schule erinnert werden, und das nicht nur aus suspekter Heiligenverehrung heraus, wie auch andere Veranstaltungen belegen werden. Der im Folgenden abgedruckte Lexikonartikel, verfasst von Horst Braunert, soll zum einen als Hinweis auf den genannten Anlass verstanden werden, gleichzeitig aber auch schon einige Informationen über den zu Ehrenden bieten.

Im Diakonat von Oldesloe, das die Familie 1821 bezog, ist M. in bescheidenen Verhältnissen neben fünf jüngeren Geschwistern aufgewachsen, von denen zwei als Kinder starben. Bis zu ihrem Eintritt in das Christianeum in Altona 1834 unterrichtete der Vater die beiden ältesten Söhne, die 1838 gleichzeitig ihr Studium an der Christian-Albrechts-Universität in Kiel aufnahmen und von deren enger Verbundenheit das gemeinsam mit Theodor Storm (s. Bd. 1, S. 265) herausgegebene „Liederbuch dreier Freunde" (1843) zeugt. Als Gemeinschaftsarbeit planten in dieser Zeit M., Storm und Karl Müllenhoff auch eine Sammlung schleswig-holsteinischer Sagen und Sprichwörter. Die gleichzeitige Mitarbeit an den „Neuen Kieler Blättern" zeigt M. in einem Kreis von Studenten, deren politisches Wollen ebenso darauf abzielte, ihr Land in einem 'einigen Deutschland' aufgehen zu lassen, wie auf die Demokratisierung des Staates. Wurde hierdurch seine politische Anschauung geprägt und zugleich sein glänzender Stil ausgebildet, so erwarb sich M. in einem breit angelegten juristischen Studium die Grundlagen für seine Forschungen. Die Kieler Rechtswissenschaftliche Fakultät spiegelte den Entwicklungsstand dieser Wissenschaft in Deutschland wider, der vor allem durch die Historische Schule v. Savignys bestimmt war. Ohne ihr selbst anzugehören, wurde M. durch ihre Anregungen über die Pandektistik hinaus auf das Gebiet der römischen Rechtsgeschichte und damit der Römischen Verfassung gelenkt. Dabei erwies es sich als besonders glückhaft, dass er seit 1840 in dem Klassischen Philologen Otto Jahn (s. Bd. 3, S. 163) einen Lehrer und bald auch einen Freund fand, der ihm philologische Methode und den Zugang zu lateinischen Inschriften vermittelte. In ihm sah M. schon bald den Schlüssel für die Bearbeitung des Themas, auf das ihn sein juristisches Studium geführt hatte.

Mit Auszeichnung legte M. 1843 sein Amts- und kurz darauf sein Doktor-Examen ab. Weitere Untersuchungen machten ihn schnell bekannt, so dass schon damals seine Berufung nach Greifswald ernsthaft erwogen wurde. Er selbst sah eine Tätigkeit als Lehrer an der von seinen Tanten Krumbhaar betriebenen Mädchenschule in Altona nur als Übergangslösung an und bewarb sich um das große dänische Reisestipendium. „Die Sammlung und Bearbeitung aller aus dem römischen Altertum uns übrigen Gesetze und Volksschlüsse" bezeichnete er dabei bereits als sein Ziel und knüpfte 1844 nach Bewilligung des Stipendiums Beziehungen zur Preußischen Akademie der Wissenschaften an, die seine Reise ebenfalls förderte und Verhandlungen über seine Mitarbeit an dem geplanten Corpus Inscriptionum Latinarum (CIL) führte. Die dreijährige Wander- und Arbeitszeit in Frankreich und vor allem in Italien wurde entscheidend für M.s weiteren Weg. Hier gewann er in dem Epigraphiker Bartolomeo Borghesi seinen eigentlichen Lehrer und in Wilhelm Henzen am Archäologischen Institut in Rom den der gleichen wissenschaftlichen Aufgabe verpflichteten Freund, hier empfing er vielfältige Anregungen und konnte eine Fülle Wissenschaftlichen Materials bergen. So betonte er noch 1875 im Preußischen Abgeordnetenhaus: „Ich wäre ohne Zweifel nicht Gelehrter, wenn ich nicht als geborener Schleswig-Holsteiner in der Lage mich befunden hätte, als ... königlich dänischer Untertan ein Reisestipendium zu erlangen, welches in dieser Weise keinem preußischen Studenten gegeben wird."

Die Rückkehr 1847 brachte M. trotz bedeutender wissenschaftlicher Ergebnisse keinen unmittelbaren äußeren Erfolg. Die Verhandlungen mit der Berliner Akademie wurden abgebrochen, und M. musste erneut seine Lehrerstellung in Altona aufnehmen. Aber 1848 trieb ihn schon die Februarrevolution in Hamburg aus der Schulstube auf die Straße. Der Provisorischen Regierung in Schleswig-Holstein stellte er sich sofort zur Verfügung und trat auf Veranlassung Theodor Olshausens in die Redaktion der „Schleswig-Holsteinischen Zeitung" ein, der er in kurzer Zeit einen Namen schaffte. Seine brillanten Artikel galten vor allem der politischen Bildung seiner Landsleute. Die nationale Frage stand deshalb im Vordergrund; und während M. vorher und besonders später von Preußen die Führung bei der Einigung Deutschlands erwartete, forderte er in diesen Monaten der Revolution auch das Aufgehen Preußens im gemeinsamen demokratischen Staat. Lediglich bei der Aufstellung der Kandidaten für die Frankfurter Nationalversammlung und bei einer Aktion zur Durchsetzung des allgemeinen Wahlrechts für ein verfassunggebendes schleswig-holsteinisches Parlament griff er unmittelbar in die Tagespolitik ein. Aber seine Kritik machte auch vor der Landesversammlung nicht halt, wie er es als selbstverständlich ansah, seine „Freiheit auch der Partei der Freiheit nicht aufzuopfern". Deshalb musste er nach drei Monaten seine erfolgreiche publizistische Tätigkeit aufgeben und kehrte nach einem Aufenthalt in Frankfurt erst im August wieder an die Zeitung zurück, nachdem sie in private Hände übergegangen war. Das war jedoch nur noch ein Zwischenspiel; denn schon stand seine Berufung auf ein Extraordinariat für Römisches Recht in Leipzig fest, der er im Oktober 1848 ohne Bedenken folgte. Politische Tätigkeit war für ihn nicht Beruf, sondern Bürgerpflicht, der er sich auch in Leipzig nicht entzog. Nach einer Beteiligung am Maiaufstand 1849 im Rahmen des „Deut-

schen Vereins" wurde er zunächst zu Gefängnis verurteilt, in der Berufung freigesprochen, aber 1851 zusammen mit seinen Freunden Moritz Haupt und O. Jahn aus dem akademischen Lehramt entlassen. Vielfältige Hilfe, die ihm geboten wurde, bezeugt die wissenschaftliche und menschliche Wertschätzung, deren er sich bereits erfreute; aber er wurde auch der „rote Mommsen" genannt. Bezeichnend für seinen politischen Einsatz in Schleswig-Holstein und Sachsen sind seine späteren Äußerungen, dass der Mensch so angelegt sei, „dass er sowohl von rechts wie von links gehauen werden kann", dass es jedoch der „schlimmste aller Fehler" sei, „wenn man den Rock des Bürgers auszieht, um den gelehrten Schlafrock nicht zu kompromittieren".

Deshalb haben die bitteren Erfahrungen dieser Zeit auch nicht verhindert, dass M. die drei Jahre in Leipzig als die schönsten seines Lebens ansehen konnte. Durch den Austausch in einem Freundeskreis, zu dem neben Verlegern auch Gustav Freytag gehörte, wurde seine Arbeitskraft beflügelt. Auf epigraphischem, numismatischem und philologisch-historischem Gebiet legte er die Ergebnisse seiner Italienreise in gewichtigen Bänden und außerdem in den Abhandlungen der Leipziger Gesellschaft der Wissenschaften vor, deren Mitglied er wurde, entfaltete im „Literarischen Zentralblatt" eine Rezensionstätigkeit weit über sein Fach hinaus und konzipierte hier seine „Römische Geschichte". Die wesentliche Arbeit an den ersten drei Bänden dieses Werkes, welche die römische Republik behandeln, leistete M. in Zürich, wohin er noch 1852 als Professor für Römisches Recht berufen wurde, und schloss sie seit 1854 in gleicher Stellung in Breslau ab. Das Werk, für das gebildete Publikum geschrieben und bald in fremde Sprachen übersetzt, begründete seinen weltweiten Ruhm. Die glänzende Diktion verbarg den Zeitgenossen noch nicht die intensive wissenschaftliche Arbeit, mit der sich M. dieses großen Themas bemächtigt hatte, das nach dem Vorgang B. C. Niebuhrs eines weiten Interesses sicher war, für das M. aber bisher keine speziellen Vorarbeiten geleistet hatte. Mit der Verlebendigung dieser fernen Periode gelang es ihm ebenso, ein plastisches Bild der in ihr handelnden Personen und Gruppen zu zeichnen, wie in der Verknüpfung ihrer einzelnen Teile im Ganzen ein Muster für geschichtliche Entwicklung aufzustellen. Die intensive Durchdringung des Stoffes ließ M. vor der Verwendung moderner Termini nicht zurückschrecken, durch welche eine konkrete Vorstellung vermittelt wurde, die M. aber zugleich von Anfang an den Vorwurf der Modernisierung durch die Zunft eintrugen. Gewiss ist nicht zu bestreiten, dass etwa die Interpretation der frühen römischen Geschichte als „Einigung Italiens" von den nationalstaatlichen Vorstellungen der eigenen Zeit geprägt ist. Aber besonders die starke Berücksichtigung der Kulturgeschichte zeigt, wie weit M. von der Übertragung der Tendenzen des 19. Jh. auf die römische Geschichte entfernt war. Der einzigartige Wurf, durch den M. 1902 der Nobelpreis für Literatur zuteil wurde, konnte – namentlich nach Unterbrechung – kaum ergänzt werden, wenn M. später auch immer wieder an die Abfassung der ursprünglich mitgeplanten Geschichte der römischen Kaiserzeit gedacht hat. Der 1885 erschienene 5. Band, der in der Geschichte der Provinzen eine großartige Zusammenfassung langjähriger eigener Forschungen brachte, hat die spätere Forschung sogar stärker als die früheren Bände beeinflusst, gehört jedoch einer anderen Art der Historiographie an.

Überhaupt hat nicht die Geschichtsschreibung, sondern weitgehend entsagungsvolle Forschung M.s weiteren Weg und seine Arbeit bestimmt. 1852 war er Mitglied der Bayerischen und korrespondierendes Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften geworden. Einem Ruf auf einen historischen Lehrstuhl in München ist M. nicht gefolgt, als sich ihm die Möglichkeit bot, 1858 als wissenschaftlicher Beamter der Berliner Akademie die Leitung des CIL zu übernehmen. Dieser Aufgabe als Akademiker ist er bis zu seinem Lebensende verbunden geblieben und damit auch Berlin, das er fast nur zu Reisen im Verfolg seiner Arbeit verlassen hat. Zwar hat er von 1861, als er einen Ruf nach Bonn ablehnte, bis 1887 auch in der Philosophischen Fakultät von Berlin römische Geschichte gelesen und war 1874/75 Rektor der Universität. Aber einem Ruf nach Göttingen (1868) ist er dieser Arbeit wegen nicht gefolgt, vom Weggang nach Leipzig hielt ihn 1874 die einstimmige Wahl der Akademie zum ständigen Sekretär ihrer philosophisch-historischen Klasse (bis 1895) ab. In dieser Arbeit hat sich sein Organisationstalent, das er selbst hoch einschätzte, glänzend bewährt. Die Übertragung des „Parlamentarismus auf ein wissenschaftliches Unternehmen" lehnte er ab und ist mitunter des Caesarismus geziehen worden. Aber er hat Ernst gemacht mit seiner Einsicht, dass „Abhülfe ... für (die) wie der Wurmfraß an der Wissenschaft haftende Kraftverschwendung nur gefunden werden" könne „in der Association". Zur „Grundlegung der historischen Wissenschaft, dass die Archive der Vergangenheit geordnet werden", hat er nicht allein vielfältige Anregungen gegeben, die sich über seine eigentliche Aufgabe hinaus auf die Numismatik, die Papyrologie, die Limesforschung, die Monumenta Germaniae Historica (MGH) und schließlich auf eine internationale Zusammenarbeit mit der wissenschaftlichen Akademien erstreckten. Er hat überall selbst Hand angelegt. Sechs Bände des CIL sind von ihm bearbeitet, davon auch einige Indices, bei den anderen Bänden stand er mit seiner Hilfe und bei der Korrektur zur Verfügung. Nur so war es möglich, dass das gewaltige Werk noch zu seinen Lebzeiten nahezu vollendet war. Eine umfangreiche Editionstätigkeit entfaltete M. für die Auctores antiquissimi der MGH; die Ausgaben des Solin (1864) und Cassiodor (1894) stellen neben denen der Digesten (1870) und des Codex Theodosianus (1904) die bedeutendsten Leistungen auf diesem Gebiet dar.

Die umfassende Arbeit an den Quellen hat ihren Niederschlag zudem in weit mehr als 1000 größeren und kleineren Abhandlungen gefunden, die immer wieder die Fähigkeit M.s zeigen, die einzelne Aussage für den historischen Zusammenhang nutzbar zu machen. Die größte Wirkung auf die Forschung hat M. durch zwei Werke ausgeübt, in denen er seine subtilen Einzelforschungen zur großen Synthese vereinigt hat. Das gilt vor allem für das „Römische Staatsrecht", weil hier aus souveräner Beherrschung des Stoffes ein System vorgestellt wurde, das den einzelnen Institutionen ihren festen Platz zuwies. M. ist hierbei „viel weniger der Historiker der römischen Verfassungsgeschichte als der Jurist des römischen Staatsrechtes" (A. Heuß). Wenn heute auch unbestritten ist, dass die Übertragung dieses Systems auf die Kaiserzeit ungerechtfertigt war, so hat das Werk für die römische Republik weiterhin Bestand. Unersetzt ist bis heute auch das „Römische Strafrecht", mit dessen systematischer Darstellung M. am Ende seines Lebens 1899 zu seinen früheren juristischen Ansätzen zurückkehrte.

In diesem ausgefüllten Gelehrtenleben ist sich M. immer der Verpflichtung bewusst geblieben, die er in seiner Testamentsklausel mit den Worten ausdrückte: „in meinem innersten Wesen, und ich meine, mit dem Besten was in mir ist, bin ich stets ein animal politicum gewesen und wünschte ein Bürger zu sein". In Breslau war er im Bunde mit anderen Liberalen an der Gründung der „Preußischen Jahrbücher" beteiligt. In Berlin wurde er mit der erklärten Absicht, „Herrn Bismarck und den Seinigen gegenüber die Verfassung zu verteidigen", 1863 Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses für die Deutsche Fortschrittspartei (bis 1867). Er setzte sich hier für die Augustenburger Lösung in Schleswig-Holstein ein, wurde aber unter dem Eindruck der Bismarckschen Politik zum Annexionisten und hatte für seine Landsleute so wenig Verständnis, dass er ihnen in seiner Rektoratsrede vorwarf, sie nähmen „in träger Verdrießlichkeit, in kümmerlicher Krittelei, in dem Verschließen gegen den lauten Jubel, gegen die freudige Hoffnung des gesamten Volkes eine peinliche Ausnahmestellung" ein. Bei dieser Einstellung nimmt es nicht wunder, dass er sich als nationalliberaler Abgeordneter von 1873 bis 1879 des inneren Ausbaus, namentlich der Kunst und Wissenschaft, annahm und als Liberaler auch im Kulturkampf mit der Regierung übereinstimmte. Das änderte sich jedoch bald. Als Fraktionsmitglied der „Sezession" zog er sich gleich nach seinem Einzug in den Deutschen Reichstag (1881) eine, vom Gericht niedergeschlagene Ehrenbeleidigungsklage Bismarcks zu. Über die Zeit dieser aktiven politischen Tätigkeit hinaus (bis 1884) hat er immer erneut seine warnende Stimme erhoben. Er litt an der Ausschaltung und am Niedergang des Liberalismus und damit auch des demokratischen Elements, und in dieser Stimmung empfahl er im Jahr vor seinem Tode ein Zusammengehen des Liberalismus mit der Sozialdemokratie. Besonders stark engagierte er sich im Berliner Antisemitismusstreit von 1879/80, als er sich öffentlich für die Juden als vollberechtigte Glieder der geeinten deutschen Nation einsetzte. Darüber zerbracht sein früher gutes Verhältnis zu Heinrich von Treitschke, von dem ihn auch sonst seine politischen Überzeugungen immer stärker trennten. Schließlich nahm der 84jährige das Wort, als er in dem „Fall Spahn" die Gefahr einer Konfessionalisierung von Lehrstühlen an den deutschen Universitäten sah. Der „voraussetzungslosen Forschung", die er hierbei als „Lebensnerv" bezeichnete, wusste sich M. nicht nur als Gelehrter, sondern als Bürger verpflichtet, nämlich der „Forschung, die nicht das findet, was sie nach Zweckerwägungen und Rücksichtnahmen finden soll und finden möchte, was anderen außerhalb der Wissenschaft liegenden praktischen Zielen dient, sondern was logisch und historisch dem gewissenhaften Forscher als das Richtige erscheint, in ein Wort zusammengefasst: die Wahrhaftigkeit".

Gunter Hirt

Kleine Retrospektive über die Entstehung des LITERARISCHEN CAFES

Es begann alles mit einer Idee.

1. Unser damaliger Deutschlehrer Herr Schäfer fragte uns, seinen Deutsch-Leistungskurs aus dem Jahr 1993, ob wir im zweiten Halbjahr des letzten Schuljahres nicht Lust hätten, den üblichen Unterricht mit einem praktischen Projekt zu verbinden: der Gründung und Gestaltung eines LITERARISCHEN CAFES (Erstvorschlag: Auerbachs Keller). Wir machten mit, auch

wenn wir damals noch nicht wussten, worauf wir uns einließen. Doch als ich kurze Zeit später mit Herrn Schäfer bei MAX BAHR einen Farbtopf anmischte, um das LITERARISCHE CAFE mit Farbe zum Leben zu erwecken, begann ich zu erahnen, dass dieses Projekt anders sein sollte, als das, was wir bisher kannten – und so entstand fern von dem üblichen Stundenplan und jeglicher Faktorisierung unser Café: Die einen bauten die Bühne, andere strichen die Wände und hängten Bilder auf (über Geschmack wurde gestritten!!), wir besorgten Tische und Stühle (Gartenstühle in braun für

25 DM das Stück) und machten uns Gedanken über die Bewirtung unserer zukünftigen Gäste. Herr Thode steckte uns 'nen Hundertmarkschein zu, Herr Ruhl knipste die Garderobenständer ab und Herr Schäfer werkelte an allen Baustellen mit und delegierte seine Truppe mit dem ihm angeborenen Organisationstalent durch die Entstehungsphase unseres neuen Projekts – und so wurde aus der Idee ein reales Ganzes.

Die praktische Arbeit verbanden wir mit unseren Unterrichtseinheiten und nicht selten fand auch der theoretische Deutschunterricht im Keller und auf der Bühne statt. Heute überall geforderte und notwendige Schlüsselqualifikationen wie Kooperationsfähigkeit, Kommunikationsfähigkeit und selbstreguliertes Lernen entwickelten sich in diesem Projekt ganz nebenbei – im Übrigen nicht zuletzt durch die intensive und gleichberechtigte Zusammmenarbeit in der Gruppe (Lehrer eingeschlossen!).

Und mit dem Fortgang der Entstehung wuchs auch der Zusammenhalt unseres heterogen zusammengesetzten Leistungskurses (es wurden ausgeprägte Persönlichkeiten gesichtet) – denn es verband uns die Idee im Geiste,

Nach einer gelungenen Aufführung ...

Nachwuchsdichter auf dem Poesiefest im Sommer 2002

unsere Semesterarbeit, das LITERARISCHE CAFE, in unserem letzten Halbjahr in der Schule fertigzustellen (was uns bis auf den Einbau der Küche auch gelang) und das Café mit einem bunten Abend einzuweihen und bald in die Selbstständigkeit zu entlassen.

Und so kam es auch: Die Schüler der Deutsch-Leistungskurse von Herrn Schäfer und Herrn Eigenwald musizierten und trugen Geschichten vor, es wurde gesungen und gelacht und wir bewirteten unsere ersten Gäste. An diesem ersten Abend des LITERARISCHEN CAFES wich unsere Anspannung mit der Zeit einem ungewohnten Gefühl der Befriedigung und der Bestätigung – denn wir spürten, dass wir etwas geschaffen hatten, was noch lange nach unserer Zeit Bestand haben sollte – unser Kind hatte soeben laufen gelernt.

Benjamin Fläschner

Auf kleiner Bühne – eine große Welt

10 Jahre Literarisches Café im Christianeum

„Je inniger man mit Büchern lebt, desto tiefer erlebt man die Gesamtheit des Lebens". Wie zutreffend diese, im vergangenen Jahrhundert von Stefan Zweig geäußerte Erkenntnis auch für unsere Zeit der computergesteuerten, temporeichen Sprach- und Kommunikationspraxis immer noch ist, haben wir Eltern in den letzten 10 Jahren an der Begeisterung unserer Kinder erlebt. Wenn diese uns nämlich an so manchem Donnerstag Abend einluden, herabzusteigen in die Tiefen des Christianeums, um im spärlich beleuchteten Kellerraum des Literarischen Cafés auf unbequemen Gartenstühlen Platz zu nehmen und sie zu begleiten in eine große Welt – die Welt der Literatur. Auf ca. 20 qm abgenutzter Bühnenbretter präsentierte sich uns in diesen Jahren ein Potpourri unvergleichlicher Begegnungen – Begegnungen mit Autoren in Form von Lesungen oder Schülerpräsentationen, Begegnungen mit Büchern, Auseinandersetzung mit Literatur, Vorstellungen und Inszenierungen literarischer Werke durch unsere Schüler, Versuche mit Sprache zu experimentieren, Begegnungen mit besonderen Gästen des kulturellen Lebens, sowie politischen Diskussionsforen und szenischen Darbietungen aus anderen Fachbereichen wie Geschichte, Biologie, alten Sprachen, Kunst und Musik. Es spannte sich ein beeindruckend weiter literarischer Bogen von antiker Dichtkunst über mittelalterliche Texte, Dichter der Renaissance, Klassik und Romantik bis hin zur Literatur des 19./20. Jahrhunderts, wichtiger Nachkriegsliteratur und zeitgenössischer Autoren, die wir oft in Dichterlesungen selbst persönlich kennenlernen konnten. Wie bereichernd für uns alle, dass wir nicht nur deutscher Literatur begegneten, sondern Einblicke in die Dichtung vieler anderer Länder erhielten! Neben zahlreichen europäischen Autoren hörten wir Lyrik aus der Türkei, große Erzähler Russlands, literarische Impressionen aus dem vorderen Orient, japanische Haikus, um nur wenige Beispiele zu nennen. Hier öffnete sich für uns alle ein Raum neuer Erfahrungen und Erlebnisse: Das Buch und die Literatur als Eingang zur Welt.

„Große Literatur", so Alfred Andersch, „bereitet lange und langsame Entwicklungen vor, sie streut ein paar Gedanken und ein paar Formen Samen aus, die die Welt erneuern und sie an etwas Altes erinnern ..." Diese auch von Jean Paul so treffend als „Weltseitigkeit" benannte Fähigkeit, nach allen Seiten zu blicken, sich dem Fernsten zu verbinden und alles Einzelne als Teil der Gesamtheit zu begreifen, konnten unsere Kinder in der Auseinandersetzung mit der Literatur im Laufe dieser Jahre für sich erwerben. In diesem Sinne offenbarte sich das Literarische Café für uns alle, besonders aber für unsere Jugendlichen, als große Schatz- und Fundgrube. Unsere Schüler, deren Generation gesellschaftlich oft als lesefaul, computerhörig und literarisch desinteressiert gerügt wird, bewiesen in diesen 10 Jahren ein mitreißendes Engagement, sich mit Literatur auseinanderzusetzen und entkräfteten für sich selbst die in einem Tagebucheintrag Berthold Brechts geäußerte Sorge: „Wenn der Sinn für Literatur in einem Menschen sich erschöpft, ist er verloren." Das Literarische Café ist in seiner Konzeption und Präsenz für eine Schule etwas Außergewöhnliches. Es ist allgemein bekannt, dass hinter dieser in Hamburgs Schullandschaft einmaligen Institution ein ebenso außergewöhnlicher Mensch steht:

Sprache und Form – Poesiefest Sommer 2002

Ulrike Schwarzrock leitet seit vielen Jahren mit ungebrochener Energie und Hingabe das „LitCaf", so wie sie selbst das von Günther Schäfer und Rolf Eigenwald 1993 gegründete Literarische Café liebevoll nennt. Wieviel Arbeit und Mühe hinter dem großen Erfolg steckt, den das Literarische Café in den letzten Jahren für sich verbuchen konnte, wissen die Wenigsten. Wir Eltern danken Frau Schwarzrock in großer Anerkennung für ihr herausragendes pädagogisches Engagement und ihren beispielhaften Einsatz, Literatur im kulturellen Leben unserer Schule und über deren Grenzen hinaus mit Leben zu erfüllen. Eine besondere Begabung Frau Schwarzrocks liegt in ihrer schülerzentrierten pädagogischen Arbeit mit Literatur. Im Spannungsfeld zwischen traditionell bildungsbürgerlichen Vorstellungen vieler Elternhäuser und sog. modernen bildungspolitischen Forderungen nach gesellschaftlicher Relevanz und beruflicher Nutzbarkeit literarischen Unterrichts hat sie sich eine eigene Sichtweise bewahrt. Sehr zugunsten unserer Kinder kommt es ihr bei der Auseinandersetzung mit Literatur besonders auf den eigenen Zugang an, die subjektive Deutung und damit die Förderung eigener Phantasie. Bei

szenischen Aufführungen oder Textpräsentationen im Literarischen Café legte sie deshalb nie Wert auf Perfektion oder sklavische Werktreue. Im Gegenteil – Verfremdung, Experimentieren und Phantasie im Umgang mit dem literarischen Stoff waren auf der Bühne des LitCafs stets gefragt. Für die Schüler bedeutete dieses eine umfassende und subjektive Annäherung. Auch dem stillsten, zurückhaltendsten Schüler wurde Mut zum eigenen Weg gemacht. Und – bei aller Ernsthaftigkeit – der Humor hat nie gefehlt!

Ihr großer Enthusiasmus auf den Brettern des Literarischen Cafés hat einen weiteren Vorzug: Er ist infektiös. Nicht nur Schüler, sondern auch viele Eltern gerieten in ihren Bann und konnten bei der Gestaltung mancher LitCaf – Abende mit eigenen Beiträgen mitwirken. Hier sei an unsere unvergessenen Poesie- Werkstattfeste für die Unterstufe erinnert – ein harmonisches, phantasievolles Miteinander jüngerer und älterer Schüler, Lehrer und Eltern in frühlingshafter Atmosphäre auf den grünen Außenanlagen des Christianeums. Infiziert wurden aber auch viele Lehrerkollegen, und so kam es auf der Bühne des Literarischen Cafés zu interessanten Veranstaltungen der Fächer Geschichte, Kunst, Musik, Englisch, Biologie und vielen mehr. Auch diesen engagierten Kollegen sei von Elternseite vielmals gedankt!

Was wünschen wir uns für die Zukunft?

Dass das Literarische Café weiterhin für unsere Jugend eine große Welt auf kleiner Bühne bleiben möge, die bewährte Konzeption bewahrend und der oberflächlichen „Kulturindustrie" trotzend. Und dass Frau Schwarzrock und ihre engagierten Kollegen sich bei den gegenwärtigen schulpolitischen Widrigkeiten trotz alledem noch lange Schaffenskraft und Enthusiasmus erhalten mögen!

In dem Sinne, in dem Marie Luise Kaschnitz die Dichtung selbst sprechen lässt, bleiben wir neugierig:

Ihr sollt in mir sehen
Einen von zweien
Und hinter meinen Worten
Unruhig horchen
Auf die andere Stimme.

Der Elternrat

Grass bei Grass

Ein Plakat, oder besser gesagt, ein Bogen graues Umweltpapier – das war die Einladung, die dazu anregen sollte, an einem Donnerstagabend im Kellerraum einer Schule zusammenzukommen ... um über meine Literatur zu sprechen.

Die feiern meinen Geburtstag, tun so, als ob sie mich kennen würden und ich ihnen wichtig wäre, doch beschäftigen die sich wirklich ernsthaft mit meinem Leben und meinen Werken? Dieser Abend würde es mir zeigen, würde vielleicht meine Annahmen bestätigen, vielleicht aber auch nicht?

Am 31. Oktober 2002 um 20 Uhr in das Literarische Café des Christianeums, da musste ich hin. Nur wie unerkannt bleiben? Ein bisschen schade

um meinen Schnauzer war es ja schon, aber der würde schon wieder nachwachsen. Hut und Mantel taten ein Übriges.

Ich muss sagen, ich war angenehm überrascht. Der Abend, an dem Schüler der Oberstufe mich und meine Werke, speziell „Die Blechtrommel" und „Katz und Maus" aus der Danziger Trilogie, den Besuchern präsentieren und ein wenig näher bringen wollten, und dem ich zunächst mit Skepsis gegenüberstand, entpuppte sich als voller Erfolg, unterstützt durch das gemütliche Ambiente bei Kerzenschein und einem Glas Rotwein im sogenannten Lit-Café.

Die etwas trockene, abwechslungsarme erste Hälfte, in der hauptsächlich Auszüge aus „Die Blechtrommel" verlesen wurden, und viele Zuhörer, die meinen Roman nicht gelesen hatten, anscheinend Verständnisprobleme hatten, wurde im zweiten Teil des Abends durch die zahlreichen unterhaltsamen und humorvollen Beiträge, Computeranimationen sowie schauspielerische Darstellungen der bedeutendsten Szenen in „Katz und Maus", mehr als ausgeglichen. Diese Sketche sprachen in einer abgerundeten Art für sich, waren zum Teil Lacher, die Szenen aus „Katz und Maus" ein wenig satirisch überspitzt darstellten und somit vor allem auch bei dem etwas jüngeren Publikum die Neugier an der Novelle weckten, zum Teil auch sehr gut und überzeugend gespielte Szenen aus „Die Blechtrommel", bei denen die Absicht wohl eher darin lag, das Publikum zum Nachdenken über Vergangenes anzuregen, wie zum Beispiel bei dem doch sehr schockierend brutalen Auszug, in dem die Nonnen erschossen werden. Besonders gelungen erschien mir die Gegenüberstellung von„ Jugend damals – Jugend heute" mit ihren sonderbaren Eigenarten, die den krassen Unterschied der sich in den Jahrzehnten entwickelt hat, besonders gut verdeutlichten. Die Stimmung, die ich bei dem Leser mit dem zum Teil sehr fragwürdigen Humor, der in dem nationalsozialistischen Regime der damaligen Zeit begründet war, auslösen wollte und die Ausschlachtung einiger Szenen in Richtung Perversion und Ekel trat auch bei den szenischen Darstellungen gut hervor. Das absolute Highlight des Abends war die psychologische Talkrunde zum Thema „Mahlkes gestörtes Verhalten zu Frauen aufgrund religiöser Fehlleitungen". Bei keinem anderen Beitrag habe ich das Publikum so mitgehen und lachen sehen wie bei diesem. Durch die zum Teil provokante Betonung äußerlicher Merkmale und das Hervorheben besonderer Charaktereigenschaften durch Wortlaut und Redensweise sind die Mädchen in ihren Rollen sehr überzeugend aufgetreten. Zum einen ergab das einen besonders großen Unterhaltungswert, zum anderen wurde eines der bedeutendsten ungeklärten Themen, das sich durch die gesamte Novelle zieht und den sonderbaren Mahlke betrifft, angerissen. Sehr interessant war die Idee, einen kurzen Dialog in Form eines Hörspiels voranzustellen – eine gelungene Einleitung. Auch habe ich bei diesem Schauspielbeitrag deutlich bemerkt, dass die Darsteller in den von ihnen zu spielenden Charakteren der Novelle steckten, sich in dem Moment des Vortrages mit ihnen identifizierten, sich auskannten und spontan reagieren konnten, was auf das Publikum eine faszinierende Wirkung ausübte. Ich muss ehrlich sagen, die Schüler scheinen sich mit meinen Werken auseinandergesetzt zu haben. Sie bewiesen eindeutig Kenntnis der Novelle und der in ihr auftretenden Charaktere mit all ihren Eigenarten.

Zum Schluss bleibt noch zu fragen, ob die angebotenen Aalschnittchen beim Besucher Appetit oder eher Ekel in Anbetracht der in „Die Blechtrommel“ ausführlich geschilderten Aal-Angelmethode auslösten. Um dass zu beurteilen, blieb ich nicht lang genug.

Katharina Schablitzki

Rezitation auf der Freilichtbühne des Christianeums (Poesiefest Sommer 2002)

Abend im LitCaf: „Frauen!" am 10. Januar 2002, gestaltet von (v. l.): Vera von Reinersdorff, Milena Kafka, Anna Maria Schories, Maria Velte, Suna Turhan-von Leffern, Lara Dietrich, Maria Graaf, Louisa Althans.

Die Prinzipalin spricht (frei nach Schumanns „Kinderszenen")

Vor 10 Jahren hieß es im Gründungsartikel, aus Carson McCullers' Novelle „Die Ballade vom traurigen Café" zitierend: „Uns so kam es zur Gründung des Cafés – es vollzog sich alles ganz einfach und natürlich. [...] Denn zur Atmosphäre eines richtigen Cafés gehören nun einmal Geselligkeit, Befriedigung des Gaumens und eine gewisse Heiterkeit und Anmut des Benehmens." Ist es bei uns wirklich so gewesen? Oder sitze ich, mal ironisch Prinzipalin, mal kühl Managerin genannt, nun nicht eher so da, wie die amerikanische Dichterin ihre Café-Gründerin Miss Amelia schildert: „Sie war in sich versunken. In ihrem Ausdruck lagen Schmerz, Verwirrung und unsichere Freude. Ihre Lippen waren nicht so fest zusammengepresst wie sonst, und sie musste oft schlucken."?

Zumindest fordert niemand eine detaillierte Evaluation von mir, auch keine auftrumpfende Leistungsbilanz. Ich kann mir also den Luxus erlauben, Gedanken und Impressionen über das LitCaf hinzutupfen und – frei angelehnt an die schönen Satzbezeichnungen in Schumanns „Kinderszenen" – hin- und herzuschwanken zwischen „Träumerei", „Wichtiger Begebenheit", „Fürchtenmachen" und „Haschemann".

Träumerei

Was hatte ich mir eigentlich erträumt, als ich vor 10 Jahren meine ganze Energie und Phantasie darauf warf, diesen dunklen Kellerraum als meinen Ort mitzuprägen? Zunächst war's ganz banal die günstige Gelegenheit, dass die beiden Gründungsväter Eigenwald und Schäfer dieses Verlies entdeckt hatten. Es reizte mich enorm, hier einen Schlupfwinkel für literarische Geselligkeit, Kreativität und freigeistige Diskussion gefunden zu haben, jenseits aller schulischen

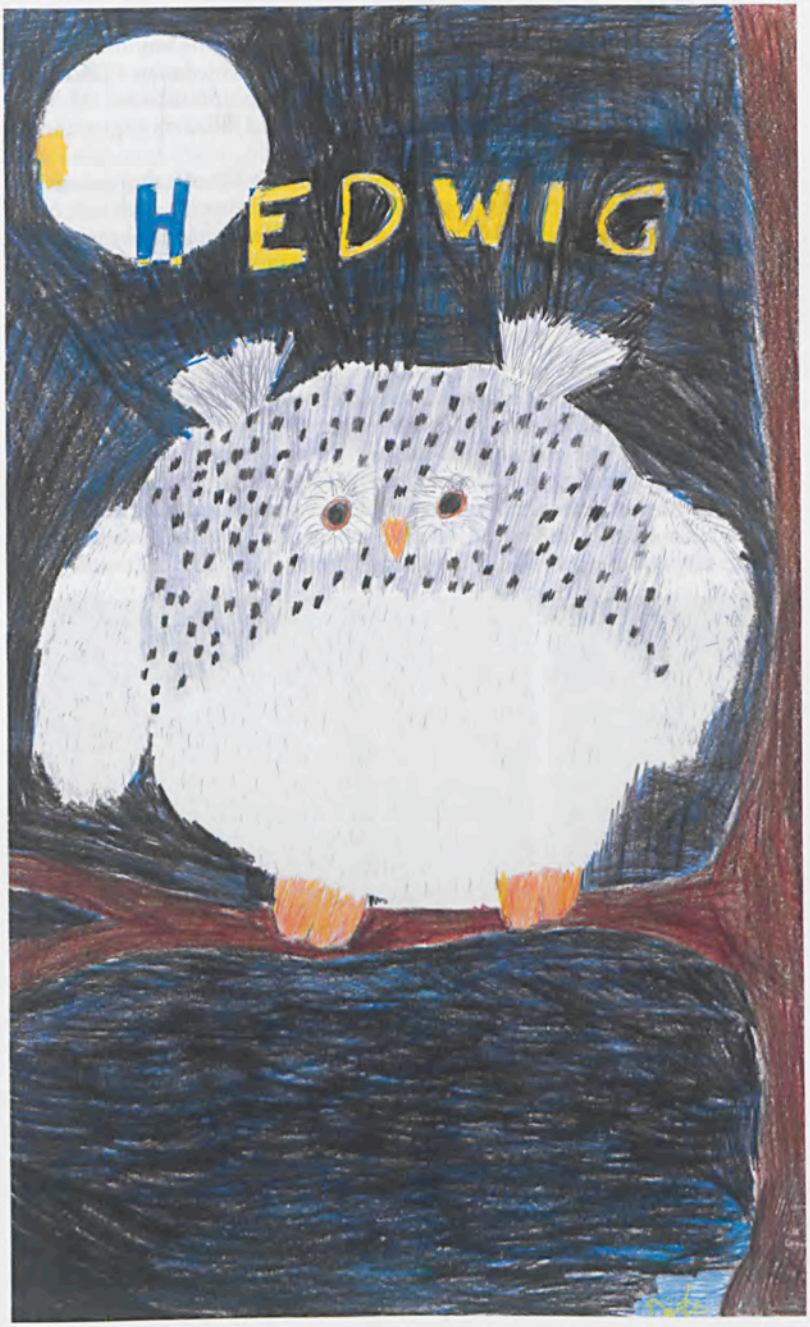
Zwänge und Großspurigkeiten. Auch Flucht vor Routine nach 20 Jahren Schulmeisterei spielte mit und nicht zuletzt ein fast bis in die Kindheit zurückreichender Traum, mitzumischen in einem Kreis von literaturbegeisterten, veränderungswilligen und redseligen Leuten, egal, ob Kinder oder Erwachsene.

Nur mit diesem Antrieb konnten Jochen Stüsser – er war ja fünf Jahre lang Mitstreiter – und ich das nahezu halsbrecherische Tempo durchhalten, neben dem normalen Unterricht einen Kellersalon mit regelmäßigen Schüleraufführungen, Lesungen und Diskussionen zu etablieren, einen Ort, der nach und nach von Eltern akzeptiert, für KollegInnen als Projektbühne wichtig und bei SchülerInnen höchst erwünscht war. Diese erste Phase war bestimmt von enthusiastischem Ausprobieren und Hinterherhetzen hinter dem nächsten selbstgeplanten Themen- oder Dichter-Abend. Die Vision einer Schule frei von Zensuren und Angepasstsein an gesellschaftliche Zwänge schien oft verwirklicht zu sein. Wie verblüfft war ich auch, dass viele unserer Eltern ideenreich und tatkräftig diesen Freiraum mitausbauten und keineswegs dämpfend reinredeten. Wo waren hier die verschrieenen bornierten Bildungsbürger der Elbvororte? Bis heute konnte ich keinen entdecken! Und wenn schon: Eine solide bürgerliche Bildung ist mir allemal lieber als angelesene Smalltalk-Häppchen.

Ohne große Mühe fanden sich auch Literaten, Spezialisten und Künstler, die gern, gelegentlich sogar kostenlos, einem so aufgeschlossenen, aus Jung und Alt gemischten Publikum ihre Werke und Themen vorstellten. Bei soviel Aufbruchstimmung waren auch die technisch-organisatorischen Mängel nur Anlass zu stressabbauenden Bölkereien am Rande – „Wieso hat wieder keiner aufgeräumt? In was für einem schweinischen Zustand ist denn das Küchenkabuff?“ –; alle diese Geplänkel verblassten gegenüber dem Glücksgefühl: Auch an einem Traditionsgymnasium wie dem Christianeum ist Projektarbeit möglich und erfolgreich! KollegInnen sind durchaus auch bei uns zu Teamarbeit bereit und in der Lage! Vor allem: SchülerInnen sind für Literatur und Kultur zu begeistern, wenn sie als gleichberechtigte Partner ernstgenommen werden und beim Experimentieren und Darstellen den nachhaltigen Genuss erfahren, sich mithilfe von Sprache und Witz die Welt zu erobern und sich besser verstehen zu lernen.

Wichtige Begebenheit

Beflügelt von diesen Erfolgen wagten wir uns gelegentlich sogar an große Unternehmungen, die alle am Schulleben beteiligten Gruppen mit selbstgewählten Beiträgen zu Wort kommen ließen. Nachdem 1999 die Kleinen zwei runde Geburtstage von wichtigen Kinderbuchautoren – Michael Endes 70. und Erich Kästners 100. – schwungvoll gefeiert hatten, trauten wir endlich auch den Großen mehr Selbständigkeit und Spontaneität zu. In einer vierstündigen (!) Mammutsession versuchten Eltern, Schüler, Lehrer und externe Gäste in einer „Goethe-Nachlese“ „ihren Goethe“ den anderen ans Herz zu legen. Zwei Jahre drauf wiederholten wir, nun schon etwas gewiefter und mit mehr Zeitgefühl, solch eine Gemeinschaftsaktivität, in der eine große Anzahl Leute ihr Lieblingsbuch, egal ob Trivialliteratur oder hohe Dichtung, einem neugierigen Publikum nahezubringen versuchte.


HEDWIG

Aus diesen mutmachenden Erfahrungen entwickelte sich die Lyrik-Werkstatt für die fünften und sechsten Klassen, sonnig-poetische Sommerfeste, an denen schon die Kleingruppen, die idyllisch an verschiedenen Plätzen des Schulgeländes lagerten und dichteten, ein arkadisch anmutendes Bild von Schule boten. Alle, auch die schwer mitarbeitenden Mütter, zogen abends glücklich von dannen: „So schön kann Schule sein!"

Viele weitere gelungene und auch problematische Veranstaltungen wären hier zu nennen, bei insgesamt über 400 Abenden würde eine auch nur oberflächliche Betrachtung den Rahmen dieses Artikels bei weitem sprengen. Nur soviel: Schulkultur zu entwickeln, bedarf eines ständigen Lern-, Erfahrungs- und Kritik-Prozesses.

Fürchtenmachen

Verschweigen will ich keineswegs, dass sich bei mir in die Freude über unsere gelungenen Versuche mehr und mehr „Schmerz und Verwirrung", wie bei McCullers' Miss Amelia, mischten. Vor allem bewegen mich die Fragen: Wieso ist in den beiden letzten Jahren deutlich weniger Schülerpublikum bei den Lesungen anwesend? Weshalb treten Schülerabende immer mehr in den Hintergrund? Sind die Autoren und Themen zu anspruchsvoll, zu sehr von meinen eigenen literarischen Vorlieben geprägt? Vernachlässige ich, dass die junge

Ulrike Schwarzrock-Frank im Gespräch mit Matthias Wegner

Generation eventuell ganz andere kulturelle Schwerpunke und Bedürfnisse hat? Spielen andere Leitmedien als das Buch nicht eine viel wichtigere Rolle? Die häufig von mir leicht kokett gebrauchte Metapher für das LitCaf als meinem „Hätschelkind" deutet vielleicht folgendes Dilemma an: Die Mama versucht ihr Hätschelkind nach eigenen, natürlich „gutgemeinten" Vorstellungen zu formen und übersieht dabei, dass sich ihr Liebling ganz anders orientiert und entwickelt. Noch konkreter: Hänge ich nicht altbacken dem Traum einer schola ludens nach, während unsere Schüler bei einer Fülle von anderen musischen Angeboten und nach einem anstrengenden Schulalltag einfach in Ruhe gelassen werden wollen? Wenn das alles nicht zum Fürchtenmachen ist!

Haschemann

Panik überfällt mich auch bei einer anderen Tendenz, die ich in der Hektik der laufenden Geschäfte nur allzu gern übersehe: Warum ziehen sich immer mehr KollegInnen aus der LitCaf-Arbeit zurück? Auf der Hand liegen die Gründe der zunehmenden Belastungen: Vergleichsarbeiten, größere Klassen und vor allem die anlaufende Verkürzung der Schulzeit auf 12 Jahre und noch vieles mehr. Auch höre ich nun häufig das Argument, das von der Schulbehörde verordnete neue Arbeitszeitmodell lasse weder Kraft noch Zeit für zusätzliche Aktivitäten, ja es sei sogar dringend geboten, das außerunterrichtliche Engagement demonstrativ für mindestens ein Schuljahr zu unterbrechen, um sich mit mehrbelasteten Kollegen zu solidarisieren und um zu signalisieren, dass bei noch größerer Beanspruchung der Raum für Phantasie und Experiment ganz verloren gehe. Da der Diskussionsprozess noch nicht abgeschlossen ist, will ich diese schwere Entscheidung, mich hier anzuschließen, nicht über das Knie brechen. Es gilt für mich in diesem Zusammenhang zusätzlich bildungspolitische Kehrtwendungen bewusst zu machen, die unabhängig von dieser wichtigen aktuellen Frage schon seit längerem die LitCaf-Arbeit erschwert haben: Seit dem PISA-Schock und seit dem Wechsel in der Hamburger Schulpolitik scheint mir die vor Jahren lautstark propagierte „Projektkultur" in den Schulen nur noch eine vernebelnde Phrase zu sein, hinter der sich die verschärfte Rückkehr der alten Paukschule und Leistungsfabrik verbirgt – übrigens in völliger Missinterpretation der PISA-Ergebnisse! Wie oft hörte ich, glaubwürdig und nicht als faule Ausrede, in letzter Zeit von Schülern auf meine Frage, ob sie nicht wieder selbst einmal im LitCaf etwas zeigen oder zu einer Lesung kommen wollten, angstbesetzte Hinweise auf die Vielzahl der Klausuren und Tests. Was soll ich darauf entgegnen?

Wenn es ein Weiterleben des Literarischen Cafés in den nächsten Jahren geben soll, müsste in meinen Augen eine mögliche „Spielpause" dazu benutzt werden, eine gründliche Bestandsaufnahme zu machen und unter den veränderten Bedingungen ein solides Konzept zu entwickeln, an dem alle am Schulleben Beteiligten mitwirken und sich wiederfinden sollten.

Für mich, die ich diese Arbeit – „nach Maßgabe meiner Begreifungskraft" (wer hat's gesagt?) – 10 Jahre lang gut und gern gemacht habe, bleibt diese Zeit, noch einmal Schumann aufgreifend: „Glückes genug".

Ulrike Schwarzrock-Frank, Mai 2003

1983...

20 Jahre DSP am Christianeum

...2003

Doch die Verhältnisse, die sind nicht so!

20 Jahre Darstellendes Spiel als Schulfach am Christianeum.

Als nach der vierten Aufführung der „Dreigroschenoper" der brillante Entertainer Jan Christoph Scheibe, alias Brown 1983, auf die Bühne kam und mit dem Mac 2003 den Kanonensong sang, sodass das Publikum und das Ensemble begeistert mitklatschten, war das der Höhepunkt der Jubiläumswoche. Für mich aber schmolzen 20 Jahre Theaterunterricht an dieser Schule zu einem Augenblick zusammen, ein seltenes Erlebnis.

Spulen wir zwanzig Jahre zurück: Da stehen sie auf der Bühne und verneigen sich vor dem begeisterten Publikum, ein bunt zusammengewürfelter Haufen, unter ihnen Jean Boue und Oliver Wendtlandt, die beiden Macs, Björn von Maydell, der Peachum, und Jan Christof Scheibe als Brown, die Huren und die Platte mit dem Trauerweiden – Walter Arwind Chandra (Der Mensch oder das Mensch?). Sie blicken stolz auf die klatschenden Hände, die Lohn für die harte Arbeit und Anerkennung für die großartige Leistung bedeuten, denn die Belohnung durch Noten im Zeugnis gibt es noch nicht. Das Fach ist noch nicht geboren, alles ist bereitwillig hergegebene Freizeit. Die Schule feiert ein großes Fest. Alle sind sie dabei, Lehrer, Eltern, Schüler, Freunde.

Zeitsprung. Eine neue Generation steht auf der Bühne. Alle haben sie das Fach Darstellendes Spiel gewählt, über dreißig Schüler. Was hat sich dadurch verändert? Sie bekommen eine gute Note für ihre Arbeit. Sie wissen, was auf sie zukommt, sie wissen es von den Schülern des Vorjahres. Und sie wissen, dass es wieder klappen wird, aus Erfahrung. Dafür wird der Druck größer. Das Ergebnis darf hinter dem des Vorjahres nicht zurückbleiben. Zudem stellt das Fach hohe Anforderungen, denn selbst das persönliche Engagement ist ein Bewertungskriterium. Am Ende ist aber doch wieder alles ähnlich: Wenn erst einmal erkannt wird, dass das Produkt Konturen annimmt, beginnt das große Fieber. An Noten denkt keiner mehr, nur noch an das, was da gemeinsam entsteht.Kurz vor der Aufführung übergibt der Spielleiter das fertige Produkt der Gruppe. Alles Weitere geschieht ohne ihn.Das Ziel ist erreicht – es kann eigentlich nichts mehr schiefgehen.

Also hat sich nichts verändert? Nichts oder nur wenig, was den Elan der Schüler betrifft. Viel, sehr viel, was die Wahrnehmung dieses Ereignisses angeht. Man weiß nie, wer kommen wird. Plakate hängen aus, Vorankündigungen in Zeitungen, schriftliche Einladungen, Hausmitteilungen – und nur wenige interessierte Nachfragen: Na, wie läuft's? Schule steht nicht still. Schüler haben etwas auf die Beine gestellt, so mancher mit all seiner Energie, (Schüler einmal anders). Doch kein kurzes Verharren, kein gemeinsames Fest, kein gemeinsames Feiern! Schule steht nicht still! Da eine Reise, dort eine Exkursion, hier eine wichtige Versammlung. Nach einigen Tagen schon abgehakt: Diesesmal konnte ich nicht, ich komme nächstes Mal. Ein halbes Jahr harte Arbeit.Vorbei, vorbei, wie es bei W. Borchert heißt.

Zeitsprung: Im Lehrerzimmer wird gefeiert. Es platzt aus allen Nähten. Wer wollte, blieb, trinkt Sekt, diskutiert, feiert mit dem Ensemble. Ein großes Fest. Man spricht noch lange davon. Es geht behäbiger zu, man hat mehr Zeit, füreinander und miteinander, man nimmt mehr Anteil, die großen Ereignisse sind noch nicht so zahlreich. Man spricht noch lange darüber.

Zwanzig Jahre! Zwanzig Jahre sind mehr als 25 unterschiedliche Inszenierungen, sind mehr als ca 600 Schüler, die in diesen Inszenierungen auf der Bühne standen, sind über 20 junge Menschen, die bei Film und Theater ihre berufliche Zukunft gefunden haben, sind mehr als 50 000 Zuschauer, mehr als 6000 unbezahlte Überstunden ...

Zwanzig Jahre sind mehr als statistische Werte. Zwanzig Jahre sind gesellschaftliche Veränderung, sind mithin auch Veränderung von Schule, von Belastung, von Zeitgefühl, von Lebensqualität. Das Tempo hat angezogen, wo wollen wir noch hin? Theater bremst: Du musst dir den Menschen ganz genau anschauen, mit dem du auf der Bühne stehst, du musst ihm zuhören, als würdest du seine Stimme zum erstenmal hören, du musst ihn mit allen Sinnen wahrnehmen, um ihn zu verstehen.

Günther Schäfer

Moderne Einkaufsstätten
für Lebensmittel aller Art

SPAR

SUPERMÄRKTE

August Glasmeyer
Waitzstraße 1– 3 • Tel. 89 43 64 • Fax: 890 43 47
Kalckreuthweg 90 • Tel. 89 44 64 • Fax: 890 43 57
www.glasco.de

Wir liefern mittwochs und freitags ins Haus

Unsere Öffnungszeiten:

Montag–Freitag	8.00–20.00 Uhr
Sonnabend	8.00–18.00 Uhr

Hoppla, jetzt kommen wir!

„Wir", das sind sechs fünfte Klassen oder 165 Fünftklässler, die seit dem Beginn des neuen Schuljahres durch unsere Schule toben, wenn sie nicht gerade ganz brav und leicht verschüchtert auf ihren Plätzen sitzen, um aufmerksam dem Unterricht zu folgen – so sollte man meinen.

Brav, verschüchtert, aufmerksam? Sicherlich auch, aber in erster Linie verfügen die neuen Schüler und Schülerinnen an unserer Schule über andere Qualitäten: sie sind munter, flink, wissbegierig, selbstbewusst und wenn man sie im Umgang mit älteren Schülern beobachtet: frech! – wohltuend munter und fröhlich einerseits, rücksichtslos forsch andererseits. Wenn einige z. B. beim Warten im MIC Oberstufenschüler beiseite schubsen, zeugt das schon von gewisser Beharrlichkeit und einer ordentlichen Portion Frechheit, die nicht nur den Oberstufenschülern aufgefallen ist, sondern auch uns Lehrern. Die Älteren hätten doch zunächst einmal Respekt erwartet! In diesem Punkt scheint sich rückblickend auf vergangene Schülergenerationen etwas Grundsätzliches verändert zu haben.

Die anfängliche Zurückhaltung im Umgangston untereinander, die Lautstärke im Klassenzimmer und das allgemeine Verhalten im Unterricht hat sich also schnell „normalisiert". Aber was heißt „normalisiert"? Wer setzt die Maßstäbe? Wir Lehrer – möchte man meinen! Ein deutlich ausgesprochenes „nein" bedarf aber zuweilen für einige Schüler einer Übersetzungshilfe, geradezu wie bei einer schwer verständlichen lateinischen Vokabel. Haben die Grundschulen es versäumt, diese Vokabel unmißverständlich einzuführen oder ist sie in manchen Elternhäusern abhanden gekommen? Wenn wir uns dann schließlich bezüglich der eindeutigen Übersetzung dieses so wichtigen Wortes geeinigt haben, können wir in der Regel sehr gut zusammen arbeiten, denn eines sind die neuen Fünftklässler ganz gewiß: motiviert! In vielen Unterrichtsstunden fliegen die Arme nur so hoch und leider können gar nicht alle Wortbeiträge angenommen werden, sonst würde man sich z. B. im Religionsunterricht zur Weihnachtszeit immer noch mit den Osterereignissen beschäftigen. Für uns Lehrer ist das herrlich, auf eine so ungetrübte Mitteilungsfreude zu stoßen, ebenso auf Begeisterungsfähigkeit und viele neue Ideen.

Bei dieser Gelegenheit sei auch den Grundschullehrern ein Lob ausgesprochen, was den Englischunterricht in den Klassen 3 und 4 betrifft. In den vergangenen fünf Jahren haben wir oftmals berechtigt über die Englischkenntnisse, die die Schüler aus der Grundschule mitbrachten, geschimpft. Nun ist der Englischunterricht offensichtlich an vielen Grundschulen erheblich besser geworden. Dennoch dauert es eine kleine Weile, bis es gelungen ist, alle Schüler in den gleichen Kenntnisstand zu versetzen, um dann gemeinsam arbeiten und voranschreiten zu können. Ein wenig bedaure ich es allerdings immer noch, daß ich als Englischlehrerin nicht mehr bei Null anfangen und die uneingeschränkte Neugierde und Vorfreude auf dieses Fach nutzen kann. Viele Spiele, Lieder und Aktivitäten, die auch unseren Englischunterricht bereichert hätten, sind verbraucht. Das spielerische Element beim Erwerb einer modernen Fremdsprache ist weitestgehend überdehnt und uns damit genommen, wodurch der Englischunterricht für uns ein Stück weit ärmer geworden ist.

Mit Eintritt in eine weiterführende Schule werden diese jungen Menschen

„hauptberuflich“ Schüler. Das Gymnasium nimmt nicht nur zeitlich und sozial, sondern auch kräftemäßig einen wesentlichen Teil des neuen Lebensabschnittes ein. Im strengen 45-Minuten Rhythmus müssen sie sich auf wechselnde Fächer und Kollegen einstellen und mit allen notwendigen Utensilien bestückt zu den Fachräumen eilen. Bis zu den Herbstferien kommen die meisten Fünftkläßler erfahrungsgemäß völlig erschöpft und manchmal auch übellaunig nach einem sehr langen und für sie anstrengenden Schultag nach Hause, besonders dann, wenn in der siebten und achten Stunde noch der Computerführerschein gemacht wird oder Arbeit und Technik stattfindet. Sie brauchen eine regelrechte Auszeit, bevor sie sich dann wieder an ihre nun auch umfangreicheren Hausaufgaben setzen können, denn jedes Fach beansprucht, besonders wichtig zu sein und möchte dieser Bedeutung in entsprechenden Hausaufgaben Nachdruck verleihen. Allerdings bemühen wir uns auch, an einem langen Schultag mit 7. und 8. Stunde für den folgenden Tag keine Hausaufgaben zu erteilen, wenn es sich irgendwie einrichten lässt. Erschwerend kommt hinzu, dass es nun auch gilt, diesen komplexeren Schultag zu organisieren. Welche Mappe, welches Buch und welche Hefte für den nächsten Tag einstecken, Schere, Zirkel oder woran hatte der Klassenlehrer doch noch erinnert? Oh weh, hatten wir in Mathe nun etwas auf oder nicht? Schnell geht der Griff zum Telefonhörer bzw. Handy, um einen neuen Mitschüler anzurufen, denn zwei Dinge sind überhaupt kein Problem: 1. neue Kontakte zu knüpfen und 2. sich in dem für Eltern und auswärtige Gäste häufig so verwirrend darstellenden Gebäude zurecht zu finden. Ein Schüler kommt selten verspätet in den Unterricht, weil er sich im Gebäude verlaufen hat! Wahrscheinlicher ist es, dass die Brötchenschlange im MIC wieder einmal zu lang war oder dass sich erst mit dem Klingeln zum Stundenbeginn der Drang, die Toilette aufzusuchen eingestellt hat und davon in den 19 Minuten zuvor überhaupt nichts, aber auch rein gar nichts zu spüren war. Dieses Phänomen ist übrigens nicht geschlechtsspezifisch, wie man vielleicht meinen könnte.

Auch das Auffüllen des immer und ewig schwindenden Kreidevorrats, für den der Tafeldienst zuständig ist, kann offensichtlich nicht vor dem Stundenklingeln erfolgen. Was soll der Lehrer nun dazu sagen, als dass er sich freut, die Schüler nun wohl gesättigt und wieder ganz entspannt auf ihren Plätzen sitzen zu sehen und das Tafelbild mit ausreichend Kreide erarbeiten zu können?

Am Kennenlerntag nach der Einschulung ist eigens erkundet worden, wo es die Kreide gibt und wer genaustens darüber wacht, dass jeweils nicht zu viele Stücke geholt werden, weil diese häufig zunächst einmal als Wurfgeschosse dienen und dann in zerkleinerter Form dem Putzdienst in der Klasse die Arbeit erschweren. Liebe Frau Rauch, bitte bleiben Sie dabei: ein Stück pro Nachfrage reicht aus, denn jedes weitere würde nach der 6. Stunde wahrscheinlich zusammengekehrt werden.

An diesem Kennenlerntag haben alle Fünftklässler eine Rallye durch die Schule gemacht. Sie haben mit viel Spaß alle wichtigen Räume und Personen auffinden müssen, um so gleich zu Beginn ihre Wege in ihrer neuen Schule sicherer beschreiten zu können.

In den ersten Tagen haben wir uns in den Klassen viel Zeit genommen einander kennenzulernen, was in einer kleinen Reise mit allen 5. Klassen nach nur eineinhalb Wochen vertieft wurde. Was vielen Kindern und Eltern mög-

licherweise als ein arges Wagnis erschienen sein mag, wurde ein voller Erfolg. In einer Jugendherberge in Uelzen haben wir ganz viel zusammen unternommen, gespielt, erzählt und gelacht. Natürlich wurde auch gearbeitet, denn jede Klasse hat einen Kanon von Verhaltensregeln für das Miteinander in der Klasse aufgestellt und gemeinsame Wünsche für eine gute Klassengemeinschaft und Zusammenarbeit formuliert, die später im Klassenzimmer aufgehängt worden sind. Ebenso wurden auch eine ganze Reihe von Ängsten angesprochen, die viele Schüler mit dem Wechsel zur neuen Schule verbunden haben. Bei dieser und vielen anderen Aufgaben haben uns die Paten in unserer Arbeit sehr unterstützt. Diese Schüler aus höheren Klassen sind für eine bestimmte Klasse mit verantwortlich und stehen bei Fragen und Problemen mit Rat und Tat zur Seite, denn immerhin haben sie ja bereits einige Jahre Schulerfahrung an die Jüngeren weiterzugeben. Hin und wieder öffnen sie uns Kollegen auch den Blick dafür, Dinge aus einer anderen Perspektive zu betrachten. Die Paten waren auch klasse, wenn es darum ging, eine Nachtwanderung zu planen, Ideen für den Abschlußabend anzuregen oder vor dem Zubettgehen noch ein wenig in den Zimmern zu klönen.

Nun freuen wir uns alle auf unsere erste richtige Klassenreise nach Puan Klent auf Sylt, die wir wieder 6-zügig antreten werden.

Segen und Fluch zugleich sind unsere verschließbaren Metallfächer, in denen die Schüler Materialien, die sie zu Hause nicht benötigen, deponieren können, damit nicht unnötig viele Dinge in den Schultaschen hin und hergetragen werden müssen. Es bedarf aber keiner großen Fantasie sich vorzustellen, was geschieht, wenn der Lehrer sagt: „Bitte nehmt eure workbooks hervor." Zwei Drittel der Schüler kramen nach ihren Schlüsselbunden, suchen diese in ihren Jacken, die auf dem Flur an den Haken hängen, in ihren Schultaschen oder aus Hosentaschen hervor oder stellen gar fest, dass sie sie zusammen mit dem Fahrradschlüssel leider heute vergessen haben. So bietet sich eine willkommene Gelegenheit zu ungezwungener Kommunikation!

165 neue Schüler sind in vielerlei Hinsicht eine wahre Herausforderung: für die Koordination seitens des Schulleitungsteams, für die Kollegen und Kolleginnen, die Pausenaufsichten führen, für die MIC – Mütter und für die Arbeit im Chor.

Zum Glück ist unser Schulleitungsteam in punkto Organisation und Koordination zumeist sehr effektiv, unser Hausmeister Herr Bock sehr ideenreich und zupackend, denn es wurde z. B. ein Innenhof mit Bänken und Tischtennisplatten exklusiv für unsere Fünftklässler geöffnet und neu gestaltet. Zum Glück sind die MIC - Mütter äußerst geduldig und Herr Schünicke sehr erfahren und durchsetzungsfähig! Besonders in diesem Jahrgang bedarf es eines enormen Kraftaufwandes so viele Schüler „einzustimmen" und in der richtigen Tonlage zu halten.

Herausforderungen dieser Art sind dafür da, sich ihnen gemeinschaftlich zu stellen. So verstehe ich persönlich meine Aufgabe als Klassenlehrerin einer dieser sechs 5. Klassen, denn es ist unser gemeinsames Bestreben, diese jeweils 24–28 zwar schon „großen" aber zugleich noch „kleinen" jungen Menschen in einer Klasse in gleicher Weise anzunehmen, sie zu respektieren und mit liebevoller Konsequenz zum Ziel zu führen!

Dagmar Sievers (Klassenlehrerin der 5a)

Das erste Jahr am Christianeum

Am Tag unserer Einschulung ins Christianeum im August 2002 strömten 161 Schüler, darunter auch ich, mit ihren Eltern und Verwandten auf den Eingang zu. Ich war ziemlich aufgeregt, obwohl ich die Schule schon durch meine Geschwister kannte. Vor dem Eingang spielte die Brass-Band, sie war schon von weitem zu hören. Aber ich konnte mich nur kurz daran erfreuen, denn wir sollten in die Aula kommen. Nach einer Rede von Herrn Andersen wurden die Schüler einzeln aufgerufen. Das war natürlich sehr spannend, denn man wusste ja noch nicht, ob man mit seinen Freundinnen in eine Klasse kam. Die Kinder der 5a kamen zuerst nach vorne. Sie wurden von ihrer Klassenlehrerin aus der Aula und in ihren Klassenraum geführt. Die Eltern und Verwandten der Kinder gingen hinterher. Dann waren die anderen Klassen dran. Ich kam in die 5c.

Natürlich hat sich gegenüber der Grundschule am Christianeum einiges geändert: Der Schultag ist länger geworden, besonders weil wir nur noch acht Schuljahre bis zum Abitur auf dem Gymnasium sind. Die Schulstunden und Pausen werden genauer eingehalten, was ich gut finde, in der Grundschule fiel oft mal eine Fünf-Minuten-Pause aus. Andererseits war die Grundschule etwas spontaner (zum Beispiel durch zweiststündige Ausflüge an die Elbe), weil wir oft nur mit unserer Klassenlehrerin Unterricht hatten. In der Grundschule mussten wir immer die Schuhe ausziehen, damit der Klassenraum nicht schmutzig wurde; gut finde ich, dass das im Christianeum nicht so ist. Angenehm ist es (für die Schüler) auch, dass das Christianeum keine verlässliche Halbtagsschule ist, so hat man auch mal die erste oder letzte Stunde frei.

Wir haben jetzt viele Lehrer, die ein bis drei Fächer unterrichten. Wenn man auf dem Gymnasium einen Lehrer hat, mit dem man nicht so gut zurecht kommt, hat man ihn meist nur eine dreiviertel Stunde am Tag. In der Grundschule hatte man den Klassenlehrer circa die halbe Schulzeit, so war man mehr davon abhängig, dass man mit dem Klassenlehrer gut auskam. Wegen der langen Unterrichtszeit konnte der Lehrer an der Grundschule sich aber mehr um die Schüler kümmern.

Die Fächer, die wir in der Grundschule schon hatten, sind nicht auffallend schwerer geworden, denn es müssen ja alle Schüler aus den verschiedenen Grundschulklassen auf den gleichen Stand kommen. Die neuen Fächer sind jedoch für alle anspruchsvoll, weil die Kinder denselben Stand haben und erst anfangen. Durch die Arbeitsgemeinschaften und den sehr groflen Chor sieht man die Mitschüler aus den anderen Klassen öfters. Auch auf dem kleinen Hof zwischen den Gängen der fünften Klassen trifft man oft die Kinder aus den Parallelklassen. So sieht man durchaus mal welche aus der alten Grundschulklasse, die nicht in die eigene Klasse im Christianeum gekommen sind. Besonders schön ist außerdem, dass auf dem Hof eine Tischtennisplatte und Bänke stehen. Durch die Kennenlern- und die Chorreise konnte man die Namen der vielen anderen Mitschüler etwas lernen. Ich fühle mich im Christianeum schon sehr wohl.

Maxi Winter, 5c

Die Springer-Klasse 7e

Gleich zu Beginn des Schuljahres wurde deutlich, dass mehrere Kinder in die Klasse gekommen waren, denen es sehr schwer fiel, ihren alten Klassenverband und die alten Freunde zu verlassen. Die Situation wurde für alle Beteiligten zunehmend belastender und erschwerte den Eingewöhnungsprozess. Das Verlassen eines vertrauten Klassenverbandes, der, obwohl selbst nicht mehr dazu gehörig, in den Pausen immer noch erlebt wird, ist für einige Kinder zu einer harten Probe geworden. Nach längerem Ringen haben verschiedene Kinder die Klasse wieder verlassen. Es zeigte sich, dass Elternwille und Kinderwille nicht immer übereingestimmt hatten. Das ursprünglich schon sehr ungleiche Mädchen/Jungen Verhältnis hat sich dadurch noch sehr viel weiter zugunsten eines großen Jungenanteils verschoben.

Nun, nach gut einem dreiviertel Jahr ist eine gute und gefestigte Klassengemeinschaft entstanden. Hilfreich in diesem Prozess erwies sich ein von vielen Jungen geteiltes Interesse am Fußball. Die geringe Schülerzahl der Klasse wird als ein großer Vorteil empfunden. Die Kinder gehen gerne in ihre jetzige Klasse.

Alle Kinder zeigen sich den Leistungsanforderungen gewachsen. Das Lerntempo kommt ihnen entgegen, was vermutlich nicht einer besonderen Begabung zuzuschreiben ist, sondern der schlichten Tatsache, dass sie anfallende Arbeiten zügig abhandeln, um einfach schneller Freizeit zu haben, und sich möglichst wenig mit Unerledigtem belasten wollen.

Wünschenswert wäre eine bessere Abstimmung zwischen den Fachlehrern bezüglich des Tempos und der Menge der zu erledigenden Aufgaben. Es zeigt sich, dass in einigen Fächern den Schülern sehr viel mehr abverlangt wird als in anderen.

Nach einem turbulenten Jahr stehen schon wieder neue Herausforderungen an. Es geht nicht nur um die Entscheidung Russisch oder Griechisch, Religion oder Ethik, Kunst oder Musik, oder gar noch Chinesisch, sondern auch darum im gemeinsamen Unterricht mit einer anderen Altersstufe zu bestehen. Hier wird die Hoffnung ausgedrückt, dass diese Klassengemeinschaft weiterhin so gut bestehen bleibt und wachsen kann.

In der 7e sitzen ganz normale Kinder, die sich gut strukturieren können und für die es nicht „uncool" ist, gute Noten zu bekommen. So geht es auch in dieser Klasse, wie in allen anderen ganz normalen Klassen, nicht nur zur Freude der Lehrer, manchmal laut zu. Es sollte vielleicht nicht mehr viel Aufhebens um die „Springerklasse" gemacht werden. Es ist ganz einfach die 7e.

GEDANKENSPLITTER:

Das Schlimmste:
Dieser Schwebezustand davor.

Frage an den Filius einige Wochen davor
„Machst Du nun mit?" „Och, wir müssen uns erst in 8 Wochen richtig entscheiden."

Frage an den Filius einige Wochen später:
„Na, hast Du's Dir überlegt, machst Du mit?" „Mal sehen, wenn O. mitmacht vielleicht."

Wieder ein paar Wochen danach:
„Na, macht O. nun mit?" „O. wartet noch bis ich mich entschieden habe"

Einige Wochen später:
„Und wie steht's, willst Du nun mitmachen???"
„Nö, eigentlich nicht, aber wenn man sich nach 6 Wochen noch umentscheiden kann vielleicht."

Das Merkwürdigste
Elterntreffen in einem Café, die Lehrer sind auch eingeladen ...
und kommen alle ...
Und nicht nur für 10 Minuten. Erschrockenes Erstaunen.

Das Bemerkenswerteste:
Ein Lehrer beim Bericht an die Eltern über die Klasse.
Man sagt: Schlagt mal das Buch auf Seite XY auf ... und alle schlagen völlig altmodisch das Buch auf Seite XY auf, völlig altmodisch, wie vor 30 Jahren.
Man sagt: Holt mal die Hausaufgaben von gestern raus ... und alle holen sie hervor, keine Diskussion, kein Entschuldigungsgestammel, kein stundenlanges Kramen nach Vergessenem oder nicht Gemachtem.

Das Tollste:
„Du Papa, wir ham sie im Fußball alle geschlagen"

Das Beruhigendste
„Du Papa, ich bin gern in der Klasse"

Das Normalste:
„Du Papa, der F. aus der Parallelklasse, der ist richtig nett, mit dem spiel ich jetzt am liebsten"

Eltern der Klasse 7e
(zusammengefasst von den Elternvertretern)

Teddy

Erläuterungen zum neuen Arbeitszeitmodell

Kaum eine Maßnahme unserer Behörde hat die gesamte Schulgemeinschaft wie auch die breite Öffentlichkeit in den letzten Wochen so beschäftigt wie das neue Arbeitszeitmodell für Lehrerinnen und Lehrer. Heftige Reaktionen seitens der Lehrkräfte wechselten mit ebenso kräftiger Lehrerschelte seitens der Presse. Die bisherige Diskussion war natürlicherweise sehr von Emotionen geprägt, da die anstehende Regelung mit Traditionen bricht und in der Arbeitszeitregelung einen Paradigmenwechsel einleitet:

- Die Arbeitszeit wird nun nicht mehr in einer begrenzten Anzahl von Unterrichtsstunden gemessen, sondern in Zeitstunden ausgedrückt: An die Stelle der 24-Stunden-Unterrichtsverpflichtung tritt die 40-Stunden-Woche.
- Einher mit der neuen Zeitbemessung geht eine Arbeitszeiterhöhung, die sich individuell unterschiedlich stark bemerkbar machen wird: Abhängig sein wird die zukünftige Unterrichtsverpflichtung vom unterrichteten Fach, von der Klassenstufe und von Funktionsaufgaben, die eine Lehrkraft wahrnimmt.

Die folgende Erläuterung des neuen Arbeitszeitmodells versucht, die auf uns zu kommenden Veränderungen sachlich darzustellen.

I. U-F-A, die neue Grundlage der Lehrerarbeitszeit

Bisher war für die Gymnasien eine Unterrichtsverpflichtung von 24 Stunden pro Woche vorgesehen, ungeachtet der unterrichteten Fächer und Kurse. Die zur Arbeitszeit anderer Arbeitnehmer fehlenden Stunden wurden selbstverständlich als erfüllt angesehen durch die zahlreichen zusätzlichen Aufgaben einer Lehrkraft: Vorbereitung, Korrekturen, Konferenzen, um nur einige zu nennen.

Grundsätzlich neu ist nun der Bezug auf die Jahresarbeitszeit von 1.770 (Zeit-)Stunden, was einer Wochenarbeitszeit von 40 Stunden anderer Arbeitnehmer entspricht. Durch zusätzliche unterrichtsfreie Zeiten und Feiertage werden für Lehrerinnen und Lehrer 38 Wochen als Planungsgrundlage gesetzt. Daraus folgt eine wöchentliche Arbeitszeit von 46,57 Stunden pro Woche.

An dieser Stelle kann es schon zu Missverständnissen kommen, daher eine kurze Erklärung: Die Wochenarbeitszeit von 46,57 Stunden bedeutet nicht, dass Lehrer zukünftig 38 Wochen schuften müssen, um sich dann 14 Wochen davon zu erholen. Welche Anteile von Vorbereitung, Korrekturarbeiten usw. sich jeder in die unterrichtsfreie Zeit packt, bleibt nach wie vor jedem selbst überlassen.

Die vorgesehenen 46,57 Stunden verteilen sich nun auf verschiedene Aufgabengebiete:

U = Unterrichtsbezogene Aufgaben
F = Funktionsbezogene Aufgaben
A = Allgemeine Aufgaben

- **U = Unterrichtsbezogene Aufgaben**

Der größte Posten der individuellen Arbeitszeit bleibt natürlich dem

Unterricht vorbehalten. Allerdings wird dieser nicht mehr in Unterrichtsstunden gemessen, sondern in Zeitstunden. Eine komplizierte Rechnerei mit Tücken, die ich hier nur an einem Beispiel deutlich machen will:

Fachunterricht eines 2 Stunden-Faches in einer 5. Klasse (ohne Sport und Kunst)					
1. Netto-Unterrichtszeit	2 x wöchentlich 0,8 Std.	x	38 Wochen	=	61 Stunden
2. Vor- und Nachbereitung	2 x wöchentlich 0,2 Std.	x	38 Wochen	=	15 Stunden
3. Korrektur Arbeiten, Tests	4 Arbeiten/Tests	x	5 Stunden	=	20 Stunden
4. Konferenzen, Eltern- und Schülergespräche		x	10 Stunden	=	10 Stunden
Summe				=	106 Stunden
106 Stunden ergeben bezogen auf 38 Wochen Unterricht den Faktor 1,4					

Auf diese Weise werden die Unterrichtsfächer, je nach Korrektur- und Vorbereitungsaufwand von der Behörde mit Faktoren zwischen 1,25 und 1,9 bewertet. Dies bedeutet konkret, dass für eine bisherige Sportstunde (Faktor 1,25) nun 75 Minuten gutgeschrieben werden, für eine bisher gleich bewertete Stunde Grundkurs Geschichte (zweistündig, Faktor 1,9) nun 114 Minuten.

- **F = Funktionsbezogene Aufgaben**

Nur wenige Funktionen wurden bisher in Form von Stundenentlastungen honoriert. Dazu gehören natürlich die Aufgaben der Schulleitung, aber auch Entlastungen für Beratungslehrer und andere wichtige Aufgabenbereiche. Das neue Modell versucht nun, alle Funktionsaufgaben zu erfassen und in die Gesamtarbeitszeit einzurechnen: Klassenlehrer, Mitglieder von schulischen Gremien, Tutoren, Mentoren, aber auch Funktionen, die das Profil der Schule stärken. So wären Stundenkontingente für Auftritte von Chor, Orchester und Darstellendem Spiel ebenso denkbar wie Zeitguthaben für die Organisation von Schulpartnerschaften.

Eines aber muss auch klar sein: Die Vielzahl der Aktivitäten an unserer Schule können kaum angemessen unterstützt werden, dazu ist der für Funktionen vorgesehene Stundenpool zu klein. Hier befindet sich die Schule in einem schwierigen Zielkonflikt, der zur Zeit noch nicht gelöst ist. Aber: Grundsätzlich gibt das neue Arbeitszeitmodell auch zukünftig die Möglichkeit, außerschulische Aktivitäten wie Aufführungen oder Sportfeste zu unterstützen.

- **A = Allgemeine Aufgaben**

Für alle Lehrkräfte gibt es verbindliche Aufgaben unabhängig vom unterrichteten Fach: Pausenaufsichten, Teilnahme an Konferenzen und Veranstaltungen der Schule, Fortbildungen und Vertretungen.

II. Folgerungen und Folgen für das Christianeum

Ohne eine schulgenaue Anpassung des Systems an die Gegebenheiten des Christianeums ist eine Umsetzung des Modells nicht denkbar. Glücklicherweise hat auch die Behörde erkannt, dass ein Festhalten an einem starren Konzept nicht sinnvoll ist. Nun können die Schulen mit einer größeren Flexibilität Unterrichtsfaktoren anpassen und Funktionen festlegen.

P.Shilman

Für das Christianeum spielen dabei drei Gesichtspunkte eine Rolle:

• Die Vielfalt der Unterrichtsfaktoren wird auf ein handhabbares und vernünftiges Maß reduziert. Dies hilft der Planung und Verwaltung der Stunden, stärkt aber auch das berechtigte Anliegen, für vergleichbare Arbeit die gleiche Anrechung zu bekommen.

• Härtefälle und für das Christianeum nicht zutreffende Festlegungen werden korrigiert. So werden wir einem Sportlehrer nicht die nach der Behördenvorlage möglichen 34 Unterrichtsstunden Sport zumuten, auch das Fach Kunst erfährt eine Aufwertung.

• Der gesamte Bereich der Vertretungsorganisation wird vom Lehrerarbeitszeitmodell abgekoppelt und wie bisher behandelt. Dadurch entstehen den Lehrerinnen und Lehrern einerseits Vorteile in ihrem Zeitbudget, andererseits gibt es keine Ungerechtigkeiten bei der Vertretung während Klassenreisen und Projekttagen.

Das bedeutet auch, dass eine grundsätzliche Abkehr von der Praxis der Klassenreisen nicht zur Debatte steht.

III. Ansatzpunkte für eine Kritik

An dieser Stelle möchte ich nur auf einige jetzt sichtbare Probleme des neuen Modells hinweisen. Eine ausführliche Diskussion bedarf erster Erfahrungen in der Praxis und soll in einem der nächste Hefte erfolgen.

• Ein bürokratisches Planungsinstrument

Das neue Lehrerarbeitszeitmodell ist kompliziert und bürokratisch. Die Planung des Schuljahres wird durch die aufgeblähte Differenzierung unnötig erschwert, für Eltern, Schüler und Lehrer ist das System zudem nur schwer zu durchschauen.

Darüber hinaus aber schreibt es bestehende Strukturen fest und wirkt damit innovationshemmend. Neue Initiativen können zukünftig nur noch auf Kosten bestehender Aktivitäten unterstützt werden.

Die minutengenaue Ermittlung der Jahresarbeitszeit führt zur Erbsenzählerei und wird der Schulpraxis nicht gerecht.

• Masse statt Klasse

Das neue Arbeitszeitmodell wirkt nicht qualitätsfördernd, was angesichts der PISA-Ergebnisse bedauerlich ist. Die sehr knappen Vorbereitungs- und Korrekturzeiten sind zudem kaum mit den Vorgaben der neuen Rahmenrichtlinien in Einklang zu bringen.

• Mehrarbeit und Gerechtigkeit

Die von der Behörde vorgesehene Differenzierung führt zu weit. Je nach Fach führen die Unterrichtsfaktoren zu einer Wochenstundenzahl zwischen 24 und 34. Diese weite Spreizung ist kaum nachzuvollziehen und steht im Widerspruch zur Anweisung der Behörde, Lehrerinnen und Lehrern möglichst nicht mehr als 30 Stunden pro Woche Unterricht zuzumuten.

In der Praxis führt dies dazu, dass für Kolleginnen und Kollegen mit ungünstigen Fächerkombinationen nach Funktionsentlastungen gesucht werden muss. Das kann nicht Sinn der Funktionsstunden sein!

Stefan Prigge

1. März 2003 – Tagebuch eines Flohmarktes

Am Anfang war das Wort: FLOHMARKT. Es entstand auf der Schulkonferenz, als gefragt wurde, wie wir zu mehr Einnahmen für die so notwendige MIC-Erweiterung kommen könnten. Und wer war „Schuld"? Frau Klapdor. Sie war es auch, die mich fragte, ob ich Lust hätte, mit ihr einen Flohmarkt zu organisieren. Nichts lieber als das. Also stürzten wir uns kopfüber ins Vergnügen bzw. wie sich später herausstellte, in die Arbeit. Nachdem wir eine kleine Arbeitsgruppe, bestehend u. a. aus unserer Elternratsvorsitzenden Frau v. Hurter und Frau Walterspiel, Annika Jahnke und Caroline v. Spee sowie Jonas Weydemann (alle II. Semester) gebildet hatten, haben wir viele nette gemeinsame Stunden bei Kaffee und Kuchen damit zugebracht, uns ein Konzept zu erarbeiten. Die Lehrer mussten motiviert werden, damit der Funke auch auf unsere Schüler übertragen werden konnte. Viele Plakate wurden entworfen und verworfen, ein Count-Down-Kalender kreiert, Thementische erstellt, das Beiprogramm überlegt, Auf- und Abbau organisiert, eine Vitrine in der Schule für Flohmarktartikel eingerichtet, Artikel für die Zeitungen erarbeitet - Werbung ist halt alles. Eine Woche vorher konnten dann die Spenden in der Schule abgegeben werden. Hier haben Annika und Caroline unermüdlich ihre restliche Freizeit damit zugebracht, die Sachspenden entgegenzunehmen, zu sichten und zu sortieren.

Unser Motto war: Teilnehmen sollen nur die, die auch Lust und Spaß an diesem Unterfangen haben. Und so war es dann auch. Am Vortag wurden die Stände von vielen fleißigen Eltern, Lehrern und Schülern aufgebaut und am Samstag standen bereits um 8.30 Uhr die ersten Flohmarkt-Schnäppchenjäger vor der verschlossenen Schultür. Es dauerte dann nicht lange und um kurz nach 9 Uhr stauten sich die Gäste draußen. Leider war vor 10.00 Uhr kein Einlaß, da zum Verkaufen auch Verkäufer benötigt wurden. Es war schon ein imposantes Schauspiel, als sich die Türen endlich öffneten und die Besucher nur so einströmten. Man konnte sowohl antike Bücher, Belletristik, Kinderbücher und Kinderspiele als auch CD´s und Videos kaufen, sowie seinen Namen von Frau Chai in Kalligraphie malen lassen. Es gab einfach alles: Typische Flohmarktartikel wie altes Geschirr, Vasen, Taschen, Schmuck ... Skischuhe, Skier, diverse Sportartikel ...

In der Cafeteria, von Frau Walterspiel liebevoll organisiert, konnten die müden Geister mit leckerem Essen, Livemusik und Sketchen wieder geweckt werden. Parallel konnten viele wertvolle Gewinne aus der Tombola mit nach Hause genommen werden. Es war eine faszinierende Stimmung und ein gelungener Tag, dafür möchten wir uns auch auf diesem Weg bei allen Beteiligten ganz herzlich für die große Hilfe bedanken. Unser herzlicher Dank geht an Herrn Andersen, der es ermöglichte, diese Flohmarkt-Idee umzusetzen, an Herrn Petrlik für unseren FLOH auf den Plakaten, an alle Eltern und Schüler, die beim Aufbau am Freitag und am Samstag geholfen haben und an Herrn Bock, der an allen Ecken und Enden Hilfe geleistet hat.

Der Erlös betrug € 3.600,–.

Anke Meyer-Kotte

Hiiiilfee!
FLOH
Großer FLOH - MARKT
Im CHRISTIANEUM
Samstag, 1. März 2003;
10.00 – 16.00 Uhr
Crazy in the Dark
FLOHMARKT
1. MÄRZ
CAFÉ

Chronik vom 2. November 2002 bis 22. Mai 2003

November 2002

3. Die Brass Band unter der Leitung von Werner Achs spielt auf dem Herbstmarkt des Lions Clubs im EEZ.

4.–8. Die Eltern der Klassenstufen 5 und 7 sind zu einem „Tag der offenen Tür" eingeladen.

8. Bei dem Hamburger Wettbewerb „Business at School" erhält das Christianeum zwei Erste Preise.

Katharina Bauer und Julian Müller, beide III. Sem., vertreten das Christianeum im Rathaus bei einem Podiumsgespräch über Siegfried Lenz' Roman „Der Mann im Strom" im Rahmen der Aktionswoche „Eine Stadt liest ein Buch".

11. Das I. Semester ist zum „Schnupperstudium" an der Universität

11.–30. Frau Tatjana Germanova aus Petrosavodsk hospitiert an unserer Schule.

12. Das Philharmonische Staatsorchester Hamburg unter seinem Chefdirigenten Ingo Metzmacher gibt ein Konzert in der Aula des Christianeums mit Werken von Joseph Haydn und Bernd Alois Zimmermann.

13.–15. Brass Band- und Orchesterreise

14. Die Römer kommen – eine Veranstaltung der Elternräte der Humanistischen Gymnasien im Wilhelm-Gymnasium

15. Besuch des Kollegiums des Falkonergårdens Gymnasiums aus Dänemark zu Hospitationen und Erfahrungsaustausch

18. In der Endrunde des Ostasienwettbewerbs in Bonn hat Sebastian Lamp im Fach Chinesisch den 4. Platz erreicht.

19.–22. A-Chor-Reise an den Brahmsee

21. *Literarisches Café:* Hermann Schulz – Flucht durch den Winter. Lesung und Gespräch mit dem Autor

28. *Literarisches Café:* Von Möpsen und Königen – ein Abend mit Dietmar Bittrich und Felicitas Noeske

Dezember 2002

2. Adventssingen in der Aula

Die Jungen-Mannschaft unter Leitung von Herrn Horst erreicht bei der Hamburger Meisterschaft im Hallenhockey den 3. Platz.

5. Die Teilnehmer am diesjährigen Modell Europa Parlament sind Corinna Holthusen, Jakob Haentjes, Martell von Hardenberg, Sophie von Salisch, Camille van de Velde, Ruprecht von Weichs, Michael Garabet, Matthias Schulte, Lena Donat und Kalina von Oroschakoff.

6. Beim Wettbewerbsfest im Audimax wurden folgende Schüler mit einer Urkunde ausgezeichnet:

„Schüler machen Zeitung"	Georg Heinemann, 10b
Jugend musiziert	Maria Goudimov, III. Sem.
JUNIOR – Bestes Miniunternehmen	Kurs des Christianeums, Leitung Frau Fricke-Heise
Chemie-Olympiade	Casper Heckscher, Martin Enderlein, Philip Witte

Mathematik-Olympiade	Carl Christoph Bergemann, III. Sem. Chavah Jaglitz, 8d Matthias Schulte, 10c
Baltic Way Competition	Carl Christoph Bergemann, III. Sem.
Internationaler Städtewettbewerb Mathematik	Carl Christoph Bergemann, III. Sem. Philipp von Falkenhausen, VS Janna Lierl, III. Sem. Matthias Schulte, 10c Juri Smirnov, 10d
Englisch	Sibylle Hasse, VS
Russisch	Christoph Boneberg, VS
Schüler experimentieren	Matthias Lamp, 8b

9./10. Adventskonzerte des Christianeums in der St. Michaelis-Kirche unter Mitwirkung alle Chöre und Orchester; Bläsermusik zum Advent, Orchestermusik, adventliche und weihnachtliche Chorsätze, Quempassingen bei Kerzenlicht, Messe G-Dur von Franz Schubert.

10. Beim Vorlese-Wettbewerb des „Börsenverein des Deutschen Buchhandels e.V." gewinnt Christian Stülpnagel, 6a.

12./13. Gedenkveranstaltung zum 200. Geburtstag des Schriftstellers Ludolf Wienbarg, der ein Schüler des Christianeums war und mit einer Gedenktafel im Eingang geehrt wird, die Herrn Detlef Allenberg entworfen und hergestellt hat.

17. Beim Weihnachts-Fußball-Turnier um den Hans-Dietz-Gedächtnis-Pokal siegt die Mannschaft des LK-Sport.

20. Der Weihnachtsbasar am letzten Schultag erbringt € 3.899,88. Von diesem Betrag geht eine Hälfte an die „Sternbrücke" in Rissen und die andere Hälfte an eine Schwerstbehinderten-Einrichtung bei St. Petersburg. Das Jahr klingt aus mit einer weihnachtlichen Lesung von Herrn Andersen in der Aula.

Januar 2003

17. Abschlusspräsentation business@school des Kurses Wirtschaftspraxis, I. und III. Sem.. Die Gruppen des Christianeums und des Gymnasiums Rissen untersuchten kleine Unternehmen und Läden und präsentierten die Ergebnisse ihrer Untersuchungen.

23. *Literarisches Café:* Als der Jazz nach Deutschland kam. Ein Abend mit Werner Burkhardt.

27. Informationsabend für die Viertklässler und ihre Eltern.

Februar 2003

6. Bei den Hamburger Hockeymeisterschaften ist im Wettkampf 4 die Mannschaft des Christianeums leider – und erstmalig – in der Vorrunde ausgeschieden.

7. Philine Peschke und Hauke Kloust haben an den ersten beiden Runden der Chemie-Olympiade mit guten Leistungen teilgenommen. Martin Enderlein hat sich für die dritte Runde qualifiziert.

10.–14. Besuch des Blasorchesters der Beidafuzhong High School der Universität Peking. Das Orchester wird vom Ersten Bürgermeister der Freien und Hansestadt Hamburg, Ole von Beust, empfangen und gibt ein Konzert auf dem Rathausmarkt. Außerdem wird die Band vom chinesischen Generalkonsul empfangen und gibt am Donnerstag Abend zusammen mit der Brass Band ein Konzert in der Aula des Christianeums.

14. Für die neuen 5. Klassen des kommenden Schuljahres sind 127 Schülerinnen und Schüler angemeldet.

18. Das Christianeum wird unter Eugenio Weisz Hamburger Meister im Volleyball und zum Bundeswettbewerb nach Berlin eingeladen.

18./19. Elternsprechtage im Christianeum für die Klassen 6, 8–10 und die Oberstufe

19. Das JUNIOR-Unternehmen Crazy in the Dark beteiligt sich an der JUNIOR-Messe Nord im Einkaufszentrum Hamburger Straße.

26. Das PolitCaf diskutiert mit den Vorsitzenden der Jugendorganisationen Hamburger Parteien über den Irakkrieg und über den Themenbereich Jugend und die Politik.

27. 14 Schüler beteiligen sich am weltgrößten Schachturnier Linkes Alsterufer gegen rechtes Alsterufer.

Christoph Lamp, III. Sem., hat mit Spanisch und Englisch erfolgreich am Mehrsprachenwettbewerb auf Bundesebene teilgenommen.

Literarisches Café: „Mona Yahia – Durch Bagdad fließt ein dunkler Strom. Lesung und Gespräch mit der Autorin."

März 2003

1. Großer Flohmarkt im Christianeum. Frau Kotte und Frau Klapdor organisieren außerdem noch eine Tombola und ein Programm „Spiel und Spaß". Der Erlös von über 3.500 € kommt der Erweiterung des MIC (Mittagessen im Christianeum) zugute.

4. Hausmusikabend am Christianeum

5. *Literarisches Café:* „Der Weg ist das Ziel" – Ein Heim für behinderte Kinder in Pawlowsk bei St. Petersburg wird von Frau Margarete von der Borch vorgestellt.

6. Marc Blöbaum, Drehbuchautor, diskutiert mit den Schülerinnen und Schülern der Deutsch-Leistungskurse des IV. Semesters über seinen Film „Die Katze von Altona" und gibt Einblicke in Arbeit und Werdegang eines Drehbuchautors.

24. 20.000 Schüler – darunter auch Schüler des Christianeums – protestieren gegen den Krieg im Irak.

24.–29. Eine Schülergruppe fährt mit Frau Mumm nach Berlin, um am „Modell Europa Parlament" teilzunehmen.

26. Treffen der Lehrer der 5. Klassen mit den früheren Grundschullehrerinnen und –lehrern ihrer Schüler

27. Anlässlich der Überreichung der Johann-Wolfgang-von-Goethe-Medaille in Gold an Siegfried Lenz im großen Festsaal des Hamburger Rathau-

ses tragen Schülerinnen und Schüler des Christianeums die Erzählung des Preisträgers „Sozusagen Dienst am Geist" aus dem Zyklus „So zärtlich war Suleyken" vor. An der szenischen Lesung unter dem Titel „... und eine kleine Deutschstunde. Schüler lesen Lenz" wirken mit: Amadeus Haux, 8d, Sonia Krogmann und Max Mayer, 9c, Camilla Schiefler, 9c und Farina Pätz, 5b.

Amadeus Haux, 8d, gewinnt einen zweiten Preis in dem von der Hamburger ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius sowie dem Hamburger Abendblatt ausgelobten Schreibwettbewerb „Hamburg Underground". Der Text seiner Geschichte wird im HA und a.a.O. veröffentlicht. Es beteiligten sich 727 Schüler aus Hamburg, Schleswig-Holstein und Niedersachsen am Wettbewerb.

April 2003

3. *Literarisches Café:* Verführung zum Lesen – Prominente berichten über ein Buch, das ihr Leben prägte. Ein Abend mit Uwe Naumann.

10. *Literarisches Café:* Dies ist kein Liebeslied – Lesung und Gespräch mit der Autorin Karen Duve.

14. Der Elternrat organisiert einen Informationsabend über Eßstörungen mit den Referenten Dr. Nöhring und seiner Mitarbeiterin Frau Ostendorf.

15. *Literarisches Café:* Lehrerzimmer – Lesung und Gespräch mit dem Autor Markus Orth

11.–20. 20 Schülerinnen und Schüler aus Chicago besuchen das Christianeum und Hamburg unter der Leitung von Mrs. Virginia Apel, Mrs. Marianne Eberhardt und Mr. Tom Mead. Sie hospitieren im Unterricht und absolvieren ein umfangreiches Besuchsprogramm.

15. Die Klasse 5a wird Bezirksmeister bei den BezirksSchwimmMeisterschaften des Bezirks Bahrenfeld.

24. Anläßlich des 20-jährigen Jubiläums lädt der Kurs DSP – wie vor 20 Jahren – zu einer Aufführung der Dreigroschenoper von Bertolt Brecht – Musik Kurt Weill – ein. Weitere Aufführungen unter der Regie von Günther Schäfer, musikalische Leitung Johannes Walde, finden am 25., 28. und 29. April sowie am 6. und 7. Mai statt.

26.–28. Herr Andersen unternimmt mit seinem Leistungskurs Geschichte IV. Semester eine Exkursion durch 2000 Jahre Geschichte (Bonn, Trier, Mainz, Koblenz, Köln)

28. Herr Prof. Udo Steinbach hält vor Schülern des IV. Semesters Gemeinschaftskunde einen Vortrag über die Krisenregion Naher und Mittlerer Osten.

Mai 2003

3. Herr Andersen und Christian Vettin stellen die Schulpatenschaft des Christianeums mit einem afghanischen Gymnasium auf der Benefizveranstaltung der Gesellschaft für Landwirtschaftliche und Technische Entwicklung Afghanistan e.V. im CCH vor.

6.–10. Die Volleyball-Mannschaft unserer Schule unter der Leitung von Herrn Weisz fährt nach Berlin, um an Jugend trainiert für Olympia teilzunehmen

8. *Literarisches Café:* Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken – Diese und andere Grundprobleme des Zusammenlebens zwi-

Flavia 11.

schen Männern und Frauen beleuchten der LK Biologie und die 5f, Leitung: Herr Prigge

8.–15. Im Rahmen des Comenius-Projektes „Urban River Network" reiste ein Grundkurs Biologie mit Herrn Gottschalk und Herrn Horst nach England und untersuchte gemeinsam mit Gruppen aus England, Bulgarien, Norwegen und Schweden die Gewässer im Lake District.

12.–17. Anläßlich der 300-Jahr-Feier St. Petersburgs organisieren Frau Plog-Bontemps, Christianeum, und Frau Wegehenkel, Gymnasium Heidberg, ein umfangreiches Programm mit russischen Künstlern. Höhepunkt war die Aufführung der Theatergruppe „Comic Trust" mit ihrer „Weißen Geschichte".

15. *Literarisches Café:* Ein Mitglied der Gesellschaft oder Hungrige Zeit – Lesung und Gespräch mit Sergej Nossow. Leitung: Frau Plog-Bontemps, Moderation: Dimitri Rachmann

16. Ergebnisse des BundesFremdsprachenWettbewerbs:

Frank Kruse, 10c	1. Preis Chinesisch und Bundespreis
Sebastian Lamp, 10c	1. Preis Latein und Anerkennung Englisch
Felix Moser, 10a	2. Preis Latein und Anerkennung Englisch
Johann-Frederik Schuldt, 10a	2. Preis Latein
Daniela Kühnau, 10c	3. Preis Latein

Der Kurs Wirtschaftspraxis stellt sich im Gymnasium Rissen der Jury. Vier Teams bewerben sich um den Sieg als Schulteam.

17. Der Chor der 5., 6. und 7. Klassen unter der Leitung von Herrn Schünicke singen auf der offiziellen Eröffnung des Kinder-Hospizes Sternenbrücke in Rissen. Abends: Abiball

22. Abi-Scherz

Im Junior-Landeswettbewerb hat der Vorstufen-Kurs unter der Leitung von Frau Fricke-Heise mit dem bei Nacht leuchtenden Regenschirm „Crazy in the Dark" den 1. Platz errungen.

Literarisches Café: Hannah Arendt – Vortrag und Gespräch mit Ingeborg Gleichauf

Reinald Geißler im Ruhestand

Abschiedsworte für Herrn Geißler

Nur wenigen von uns war klar,
dass heut' Ihr letzter Schultag war,
und Sie ab morgen gemütlich ruhn,
wenn wir hier unsre Arbeit tun.

Die FAZ wird nun zu Haus gelesen,
wir hören nicht mehr Ihre Thesen
Zu Politik und Zeitgeschehen.
Man kann nicht mehr zu Ihnen gehen,
wenn die Kopierer sind im Eimer
Herr Geißler, Hilfe, nur mit deiner
Kompetenz kommt das Papier,
der Toner, und nun stehen wir
hilflos vor den Apparaten
und müssen hoffend darauf warten,
dass Rettung kommt von andrer Seite,
sonst bleibt uns wirklich nur die Kreide.

Anders war's mit dem TV.
Denn klar ist, und das wissen Sie,
wer zuerst kommt, der zuerst mahlt,
bei Langsamkeit hat dann bezahlt
so mancher, der mal schnell 'nen Film
seiner Klasse zeigen will.
Längst schon verplant ist das Gerät.
Man kam halt wieder mal zu spät.
Mit bunten Bildern haben Sie
Geschichte und Geographie
den Schülern plastisch beigebracht,
ihnen den Mund wässrig gemacht,
die große weite Welt zu sehen
und auf Entdeckungstour zu gehen.

Was für ein Klima ist in China?
Und wie lebt es sich in Lima?
Warum brodelt der Vulkan?
Was wird für die Natur getan?
In Gemku auf dem neusten Stand:
Wie war die Wahl in diesem Land?
Wie wichtig ist die Bundeswehr?
Warum sind hier die Kassen leer?
Auch Ethik und die Religionen
Wurden von Ihnen unterrichtet,
da wurde nichts dazugedichtet,
die Fakten waren alle klar
und wenn's für die Schüler anders war,
dann diskutierten Sie mit ihnen
und wollten so der Sache dienen.
Einmal im Jahr saß man zu zweit
mit Abi-Arbeiten und bereit,
die Zensuren zu besprechen;
manchmal war's schwierig, manchmal leicht.
Einen Kompromiss hat man schließlich immer erreicht.
Das liegt nun alles hinter Ihnen.
Die Welt hat vieles noch zu bieten:
Viel Fitness im Jukadojo,
Zeit für die Hobbys sowieso.
Sie können reisen nach Herzenslust
Nach Prag und Rom und Ludwigslust
Und in das große Land der Mitte.
Und wir erlauben uns die Bitte,
dass Sie auch mal ein Kärtchen senden
und sich freundlich an uns wenden
mit einem Gruß und – etwas kühn –
aus Ländern, wo Bananen blühn.

Barbara Greiner

Schon vor längerer Zeit hatte Herr Geißler einen Artikel zum Thema „Erdkundeunterricht am Gymnasium" geschrieben, der leider aus Platzgründen immer wieder aufs „nächste Heft" verschoben wurde. Die Redaktion nimmt, gleichsam als Abschiedsgeschenk, diesen Artikel nun endlich auf.

Dreimal um die Welt – Erdkundeunterricht heute

Dreimal um die Welt ist eine These, die gut zu den Sommerferien paßt oder die an Jules Verne erinnert. Es handelt sich aber um ein neues didaktisches Programm der Schulgeographie, das vor nunmehr über 25 Jahren festgelegt

wurde. Die Absicht war, im Erdkundeunterricht nicht mehr von der Heimat aus immer weiter in die Ferne fortzuschreiten. Stattdessen sollten in altersentsprechender Form schon vom Beginn des Erdkundeunterrichts an in Klasse 5 Themen weltweit aufgegriffen werden. Dies war sicherlich vorteilhaft, weil die „naheliegenden" Themen nicht immer die leichtesten sind. Außerdem kennen die Schüler durch das Fernsehen schon viele Teile der Erde. Warum sollte man dies nicht nutzen? Dadurch war es auch möglich, bestimmte Fragestellungen vertieft zu behandelt. Damit ist auch der wesentliche Unterschied zur „alten Schulgeographie" formuliert: Es werden nicht mehr einzelne Länder betrachtet, sondern Probleme aufgegriffen und an Beispielen aus verschiedenen Regionen und Erdteilen betrachtet, wie zum Beispiel Naturkatastrophen, Gewinnung von Bodenschätzen, Klimazonen und Vegetation, Verkehrsprobleme, Umweltzerstörung, menschenwürdiges Wohnen, Weltwirtschaft. Es ist sicher sinnvoll, in der Schule vertieft auf diese Fragen einzugehen. In den sechs Jahren Erdkundeunterricht, die es früher in der Mittelstufe gab, sollte die gesamte Erde dreimal umrundet werden. So konnte man Sachverhalte weltweit behandeln und altersgemäß besprechen.

Hintergrund der thematischen Neuregelung innerhalb der Erdkunde ist außerdem die Tatsache, daß die wissenschaftliche Geographie nicht nur Länderkunde ist, sondern auch „allgemeine Geographie". In ihr werden Sachverhalte in einem systematischen Zusammenhang entfaltet, z. B. zwischen der Siedlungs- und Wirtschaftsgeographie, der Geomorphologie, der Vegetationsgeographie oder der Meteorologie. Diese Zusammenhänge kamen früher in der Mittelstufe zu kurz.

Im Gespräch mit Eltern merkte ich immer wieder, wie ungewohnt der neue didaktische Ansatz ist. Insbesondere wird der Mangel an topographischen Kenntnissen beklagt. Wenn man jedoch bedenkt, wie die Zeitungen und das Fernsehen in der Regel durch kleine Landkarten die Lage der behandelten Meldungen verdeutlichen, scheint mir dieser Mangel vertretbar. Außerdem fördert die neue Geographie den Umgang mit dem Atlas. In welchem Haushalt gibt es heute keinen Atlas, in dem man im Zweifelsfall nachsehen kann? Außerdem vermittelt der Unterricht immer noch ein Grundgerüst an topographischen Kenntnissen, die sich leicht weiter vertiefen lassen, wenn es der einzelne wünscht oder für notwendig hält.

Leider ist aus der dreimaligen Reise um die Welt heute eine zweifache geworden: Da die Stundenzahl für die Schüler weitgehend unverändert blieb, mußten neu hinzukommende Unterrichtsfächer auf Kosten der bereits etablierten eingerichtet werden. Für alle Schüler ist Erdkunde verbindlich nur noch in den Klassen 5 und 6 sowie 8 und 9. Dadurch sind nur noch zwei „Weltreisen" möglich. Außerdem schreibt der Lehrplan vor, daß wichtige Räume der Erde als Beispiele auszuwählen sind, um in altersgemäßer Form problemorientierte Sachfragen zu besprechen. So soll z. B. in Klasse 5 und 6 am Beispiel Afrikas gezeigt werden, wie das Klima die Vegetation bestimmt und wie sich der Mensch in unterschiedlicher Weise an die natürlichen Voraussetzungen angepaßt hat. Deutlich wird dies besonders am Gegensatz vom Leben im tropischen Regenwald und am Rande der Wüste.

Bei der nächsten „Weltreise“ in Klasse 8 oder 9 werden dagegen Räume behandelt, deren Strukturen schwerer zu verstehen sind, z. B. Landwirtschaft und Industrie in den USA. Dabei wird die Länderkunde nicht mehr ganz so strikt gemieden, wie es im ursprünglichen Konzept angelegt war. Die Reise geht dann weiter nach Rußland und Lateinamerika sowie Indien, Japan und – Deutschland. Es werden aber immer noch nicht alle Teile der Erde beachtet.

In der Oberstufe ist die Geographie leider nicht mehr für alle Schüler verbindlich. Sie steht in „Konkurrenz“ zum Fach Geschichte. Die Schüler müssen nur eines der beiden Fächer wählen. Dies ist sicherlich bedauerlich. Die Kultusminister haben aber entschieden, daß der Schwerpunkt der Ausbildung bei anderen Fächern und bei den Leistungskursen liegt. Dadurch können Schüler bei entsprechender Wahl ihre geographischen Kenntnisse vertiefen, da sie Erdkunde als schriftliches (Leistungs- oder Grundkurs) oder mündliches (nur als Grundkurs) Prüfungsfach oder auch außerhalb des Prüfungsfachkanons als Grundkurs belegen können. In der Oberstufenarbeit steht allerdings nicht die Landeskunde im Vordergrund, sondern die Problematik des jeweils behandelten Raumes. Dies ist heute die dritte „Reise um die Welt“. Allerdings gibt es Bestrebungen, die Erdkunde in der Oberstufe zugunsten der Geschichte ganz aufzugeben.

So wie sich die Weltkenntnisse des einzelnen heute durch die Medien, insbesondere durch das Fernsehen, gewandelt haben, so haben sich auch die Ziele des Erdkundeunterrichts geändert. Wir sind heute sehr viel umweltbewußter als früher. Auch hieran hat sich die Schulgeographie angepaßt und letztlich auch dazu beigetragen. Ich persönlich halte diese Entwicklung für sinnvoll.

Reinald Geißler

Pax Americana im Irak oder
Nach dem Krieg ist vor dem Krieg?

Seit dem Vietnamkrieg können Menschen auf der ganzen Welt in ihren Fernsehsesseln bei Kriegen, an denen Europa oder die USA beteiligt sind, live dabei sein. Auch wenn wir wissen, daß die laufenden Bilder und Berichte, die gesendet werden, einer strengen Zensur unterliegen und sorgsam auf gewünschte Effekte ausgewählt worden sind, ist man bemüht, aus dem Puzzle ein schlüssiges Bild zu entwerfen.

Schülerinnen und Schüler des 4. Semesters, die sich im Fach Gemeinschaftskunde mit dem Nahen und Mittleren Osten befaßten, die Krise im Irak und den 3. Golfkrieg verfolgten, stießen mit ihren Lehrern immer wieder an ihre Grenzen in diesem Bemühen und hatten schließlich mehr offene Fragen als Antworten.

Sind die Argumente der Kriegsbefürworter hinreichend? Wird man Massenvernichtungswaffen finden oder sind die Inspektoren für die USA nur Mittel zum Zweck? Was will das irakische Volk? Bagdads Einwohner, die wir jahrelang auf antiamerikanischen Demonstrationen sahen, begrüßten die ame-

rikanischen Soldaten enthusiastisch als Befreier, stürzten Standbilder von Saddam Hussein - und wenige Tage später protestierten sie wütend gegen die fremde Besatzung. War der Krieg vielleicht doch nicht umsonst, fragen sich so mache Kriegsgegner heute. Ist es vielleicht richtig gewesen, Saddam zu entmachten um eine politische Stabilität und Struktur zu etablieren, wie wir sie kennen? Sind die Iraker nicht wie unbedarfte Kinder, denen man den richtigen Weg weisen muß, um anhaltenden Frieden zu garantieren?

Professor Dr. Steinbach, Leiter des Hamburger Orientinstituts und international anerkannter Experte, antwortete bei einem Besuch im Christianeum am 28. 4. 2003 den Abiturienten auf diese Fragen. Steinbach sprach eine klare Sprache und verzichtete auf die uns aus den Nachrichten nur zu vertrauten diplomatischen Wendungen und Phrasen.

Für ihn liegt die Wurzel der Identitätskrise der Völker in dieser Region in der jüngeren Geschichte der arabischen Staatenwelt. Nach dem Zusammenbruch des Osmanischen Reichs 1918 wurde dessen Konkursmasse einzig nach den Interessen der europäischen Mächte Frankreich und Großbritannien geordnet. Dieses „political engineering" berücksichtigte in keiner Weise Bedürfnisse und gewachsene Traditionen der Völker und religiösen Gruppen. In der Gesellschaft des riesigen, jahrhundertealtem Osmanischen Reich, das islamisch orientiert war, waren zwar Christen und Juden Bürger 2. Klasse, hatten aber gleichwohl ihren Platz neben den Muslimen gefunden. Der Zusammenbruch, die übergestülpte Neuordnung und Grenzziehungen weckten ruhende Konflikte. Die Völker wurden mit der neuen Ordnung alleine gelassen. Die europäischen Mächte interessierte einzig und allein das Öl, und nur nach diesem Interesse, nicht nach geographischen, ethnischen oder kulturellen Aspekten wurden die Grenzen der einzelnen Nationen auf der Landkarte festgeschrieben. So konnte keine Identifikation mit den Staatsgrenzen entwickelt werden. Später kamen die Staaten zusätzlich in die Zange der beiden Supermächte.

Der Irak, der auch zum Osmanischen Reich gehörte, sollte nach dessen Auflösung nach dem Willen der Türken ein Staat anatolischer Muslime werden. Aber die Briten setzten sich 1921 gegen die Türken durch, verkleinerten das vorgesehene Gebiet und gründeten den Irak in seinen heutigen Grenzen. In dem neuen Staat leben arabische Schiiten (66 %) Sunniten (20–25 %) und ca. 10 % indoeuropäische Kurden. Die Briten blieben bis 1958 im Irak. Nach der endgültigen Unabhängigkeit des Iraks faßte die Baath Partei (= „arabische Wiedergeburt") unter der Führung Saddam Husseins schnell Fuß. Eine sunnitische Elite stellte die Regierung. Da ein friedliches Zusammenleben dieser drei Volksgruppen zu dieser Zeit unter demokratischen Umständen nicht möglich schien, konnte nur eine Diktatur die drei Gruppen zusammen halten und das Land regierbar machen. Daß das Regime mit Terror und Unterdrückung arbeitete, ist unbestritten. Unbestritten ist aber auch, daß der Irak sich schnell entwickelte: das Land modernisierte sich, die Frauen bekamen mehr Rechte als in allen anderen arabischen Staaten. Auf schulische Erziehung wurde Wert gelegt und nicht wenige Iraker studierten in den USA und der UdSSR. Es wurde ein funktionierendes Gesundheitssystem entwickelt. In dem neuen säkularen Staat gab es eine relative Toleranz gegenüber Minderheiten, wie z. B. den Christen.

Das jahrelange Wirtschaftsembargo hat die Entwicklung zurückgeworfen. Es traf in erster Linie die Kinder, Armen und Kranken. Saddam ließ sich damit nicht in die Knie zwingen.

Wird nun, nach dem Krieg und Sturz des Diktators, dem irakischen Volk die Möglichkeit gegeben, sich selbst frei zu entfalten, ohne tyrannische Gewaltherrschaft einer Minderheit? Steinbach bezweifelt dies. Er konstatiert im Gegenteil, daß die USA sich über die Nachkriegsordnung keine Gedanken gemacht hätten, schon gar nicht zusammen mit den Betroffenen. Welchen Schwierigkeiten wird sich eine neue irakische Regierung gegenübersehen? Folgende vier Probleme werden sich stellen:

1. Die Machtverteilung unter den Mehrheiten und Minderheiten wird geklärt werden müssen.

2. Die Frage nach der Rolle der Religion wird gestellt werden: wird sich in dem Staat, in dem sich die meisten Menschen mehr mit der Religion als der Nation identifizieren, ein Gottesstaat oder säkularer Staat durchsetzen?

3. Wird der Iran, der in einer Volksbewegung von unten einen Versuch unternommen hat, Modernisierung, Islam und Demokratie zu verbinden, ein Vorbild für den Irak werden können?

4. Wir wird die Kurdenfrage gelöst werden? Hier kommen viele Interessen ins Spiel: die reichen Ölvorkommen locken ausländische Erdölgesellschaften an. Die 5 Millionen Kurden im Irak wollen Autonomie. Die Türken wollen dies um jeden Preis verhindern, denn sie befürchten einen „spill-over-effect", d. h., die Kurden im eigenen Land könnten nun auch Forderungen nach einem eigenen Staat stellen. Mit einer starken Militärpräsenz in den Grenzgebieten versucht die Türkei, diese Entwicklungen schon im Keim zu ersticken.

Laut Steinbach stehen die Chancen einer Befriedung und eines Selbstbestimmungsrechts der Völker der Region schlecht. Das Interesse der Sieger an einer Lösung im Sinne der Betroffenen sei gering, es bedürfe eines grundlegendes Interesses an den kulturellen Eigenheiten und genauer Kenntnisse der arabischen und kurdischen Denkweisen und religiösen Empfindlichkeiten. Aber genau daran mangele es den Amerikanern. Die Pax Americana soll ein Coca-Cola und hot-dog-Frieden werden, der den Amerikanern Öl und wirtschaftliche Aufträge beschert. Der nächste politische Führer wird einen Spagat zwischen seinem Volk und Washington machen müssen. Ob er gelingt, ist sehr fraglich.

Afghanistan ist das jüngste Beispiel für schnell einsetzende Schwierigkeiten.

Was haben die USA mit der Region überhaupt vor? Steinbach prognostiziert, daß ihr nächstes Angriffsziel der Iran sein wird, den von Bush seit dem 27. Januar 2002 zur „Achse des Bösen" zählt. Der angebliche Besitz von Massenvernichtungswaffen werde den Anlaß abgeben. Der Krieg werde anders aussehen: Die Straße werde gegen die Regierung mobilisiert werden, es werde wahrscheinlich zu einem Bombenkrieg kommen. Dies werde nach Ansicht von Steinbach nicht zum Frieden in der Region beitragen. Die USA seien unglaubwürdig, so wie sie es in ihrer Argumentation in der Vorkriegsphase waren, und ihre Unterwanderung der UNO durch Alleingänge mache sie in ihrem angeblichen Bemühen um Völkerfrieden nicht glaubwürdiger.

Das eigentliche Interesse der USA sieht Steinbach darin, und Afghanistan war das Sprungbrett, seine Pflöcke einzuschlagen um militärische und politische Macht im zentralasiatischen Raum zu gewinnen. Rußland habe dort schon an Einfluß verloren, und so seien die USA China, dem bald größten Konkurrenten, schon ein wenig näher gerückt.

Hätten die USA ein echtes Interesse an einer mittel- und langfristigen Friedenslösung, so stünden andere Aufgaben auf ihrer Agenda.

Es müsse ein ernst zunehmendes Interesse erkennbar sein, die Palästinenserfrage zu lösen. Wenn Bush weiter den israelischen Staatsterror gegen die Palästinenser unterstütze, sein Einsatz für eine gerechte Lösung halbherzig bleibe, werde sein Demokratiekonzept im Irak niemals greifen können. Laut Steinbach schürt Ariel Sharon den Unfrieden, nicht Arafat. Was bleibt Menschen, die ihrer Heimat beraubt und entwürdigt werden, fragt Steinbach. Er verweist auch auf einseitige Medienberichterstattung. Ist es wirklich politisch korrekt, Israel aus Schuldgefühlen heraus letztlich immer wieder zu verteidigen? Israel wurde gegen den Willen der alteingesessenen Bevölkerung in Palästina eingerichtet und greift massiv in den Rest der arabischen Welt aus, droht dem Iran mit Bombardierungen seiner neuen Kernreaktoren und hat diese Drohung im Irak schon wahr gemacht. Es trage, laut Steinbach, das „land for peace" Programm vor sich her, unterminiere es aber. Israel sei nicht zur vollständigen Rückgabe der besetzten Gebiete bereit, im Gegenteil führe es unter der Regierung Sharon sogar die Siedlungspolitik fort. Es suche keine vernünftige Rückkehrregelung für die Flüchtlinge, die mittlerweile in der 4. und 5.Generation in menschenunwürdigen Lagern lebten und scheue sich vor einer Regelung der Ostjerusalemfrage. Wo bleibt hier die Erfüllung der UNO Resolutionen 242 und 338, die diese Regelungen seit Jahrzehnten einfordern? Steinbach stellt fest, daß kein Druck von Seiten der USA auf Israel zu erkennen sei. Solange Israel ungehindert diese Politik betreibe, werde es im Nahen und Mittleren Osten keinen Frieden geben können.

Nach dem Vortrag und der anschließenden Diskussion ist einmal mehr deutlich geworden, daß die Probleme im Nahen und Mittleren Osten mit Bomben nicht zu lösen sind. Viele Gespräche, gegenseitiger Respekt und auch Kompromißbereitschaft auf allen Seiten werden nötig sein, bis die Region als befriedet bezeichnet werden kann. Ein friedliches Zusammenleben unterschiedlicher Volksgruppen kann nicht mit Gewalt erzwungen werden. Alle betroffenen und einflußreichen Staaten sind aufgefordert, die UNO in ihren gewaltfreien Lösungsversuchen zu unterstützen.

Andreas Rieger 4.Sem./Barbara Greiner

Die Woche, die mich das Fürchten lehrte

– eine satirische Auseinandersetzung mit dem schriftlichen Abitur –

60 Minuten hat jede Stunde. 24 Stunden hat jeder Tag. Sieben Tage hat jede Woche. Zehn Tage aber hat die Vorbereitungswoche; das macht 240 Stunden bzw. 14.400 Minuten des Hoffens, Bangens, Fürchtens, kurz: des blanken Terrors in jeder Schülerseele. In dieser Zeit tun sich ungeahnte Pforten auf, die ohne Umwege in die Hölle führen; reine Verzweiflung paart sich mit Leistungsdruck und Prüfungsangst. Der Stapel des zu Lernenden verringert sich im Gegensatz zu der scheinbar verfliegenden Zeit unverhältnismäßig wenig; eigentlich so gut wie gar nicht.

Nun gibt es – wie so häufig bei Streßsituationen – verschiedene Arten der Bewältigung, die von Schüler zu Schüler unterschiedlich angewendet werden. So versucht es der eine mit einer peniblen, mehr als minutiösen Planung, die vom zu bewältigenden Lernstoff über eventuelle Pausen und Nahrungsaufnahmen bis hin zu Banalem wie Abtrittsbesuchen einen genauesten Zeitplan erstellt, wie etwas und in welcher Zeit es anzugehen sei. Um diesen Zeitplan, der – wenn er strikt eingehalten wird – zum garantierten Lernerfolg führt, nicht zu verletzen, werden Telefone ausgestöpselt, Türen und Fenster verriegelt, längere Ablenkungen durch störende Mitmenschen vermieden, genauso wie Blicke in den Spiegel, und die geliebten ausgedehnten Badeorgien auf Katzenwäschen reduziert. Sowieso bleibt man am Besten den ganzen Tag in gemütlicher Lernbekleidung genannt Pyjama, denn warum sollte man schön aussehen, wenn man mit keinem anderen außer staubigen Autoren primärer und sekundärer Literatur zusammentrifft. Vergraben unter Stapeln von Büchern wird der Höhepunkt des Tages von den viel zu kurzen fünf Minuten markiert, die man sich als Auszeit gönnt, denn immerhin verliert man mit dieser kurzen Pause ein Zweitausendachthundertundachtzigstel der kostbaren Vorbereitungszeit.

Neben diesen Planungsmasochisten existiert die Spezies der Nichtstuer, die sich zehn Tage Urlaub nehmen oder die berühmt-berüchtigte Zeit nach dem Abitur schon einmal vorverlegt haben; frei nach dem Motto: was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen. Wobei die Betonung auf der „freien" Interpretation liegt. Die Mitglieder dieser Spezies nämlich sind Weltmeister im Verdrängen, wodurch sie immerhin nicht 240 Stunden Horror am Stück, sondern insgesamt nur 14 Stunden (verteilt auf drei Klausuren) verarbeiten müssen.

Nun gibt es aber auch noch den Durchschnittsschüler, der diese Anlage zur fast schon militärisch anmutenden Disziplin nicht mitbringt, jedoch obige „Streßbewältigung durch ‚Nichtstun'" auch nicht mit seinem Gewissen vereinbaren kann. Dieser Durchschnittsschüler sieht sich von beiden Seiten verunsichert, sowohl von den erschreckten Ausrufen: „Was, du hast noch nicht alles viermal gelernt? Wie willst du denn so das Abi schaffen?" seiner planungsfreudigen Mitschüler, wie von den beruhigenden, aber auch den eigenen Lernwillen anklagenden Aussagen seiner zurückgelehnten Kumpane, die sich etwa so anhören: „Ach, mach' dir doch nicht solchen Streß, das Abi wird nicht schwerer als die üblichen Klausuren; und für die hast du doch auch nicht gelernt!"

Hin- und hergerissen zwischen diesen beiden Extremen erlebt der Durchschnittsschüler Höhen und Tiefen, die sich in einem zwölf-Stunden-Rhythmus abzeichnen: Beim Aufstehen hegt man gute Vorsätze, setzt sich an den Arbeitstisch und fängt an zu lernen. Schon bald nähert sich allerdings ein Lerntief, das bis zum Abend anhält, der in einem Schreckmoment über die eigene Ineffizienz kulminiert, so daß man wieder mit den besten Vorsätzen für den nächsten Tag ins Bett geht.

An dieser Stelle könnte man noch individuelle Untersuchungen über die psychischen Veränderungen vornehmen, die durch das Damokles-Schwert der herannahenden Prüfungen erzeugt werden. Allerdings wollen wir uns mit der Kategorisierung der Konfliktbewältigung begnügen. Aus dieser Konfliktbewältigung läßt sich nämlich folgendes Fazit ziehen: Es ist weder nötig, jede der 14.400 Minuten mit Lernen zu verbringen, noch sollte man sie alle ungenutzt verstreichen lassen. Vielmehr ist diese eine Woche dazu gedacht, schon Gelerntes zu wiederholen (d.h. man muß nicht noch krampfhaft jegliche Sekundärliteratur auswendig lernen) und ein gewisses Selbstvertrauen in die eigenen Fähigkeiten zu erlangen. Es ist nämlich dieses Selbstvertrauen, das einem später über die zahlreichen und teilweise viel schwierigeren Prüfungssituationen des Lebens hinweghelfen kann – was keine Ergänzungsliteratur und kein Sammelband sämtlicher Abiturfragestellungen vermag.

Maimu Rehbein, IV. Semester

„Kap der Angst" oder „mein Abitur"

Das olympische Prinzip „Dabei sein ist alles" war einer der Gedanken, der mir durch den Kopf spukte , als ich mir am Montag vor meiner ersten und wohl schwersten Schlacht mit dem Prüfungsfach Mathematik, die Ruhe vor dem Sturm noch genießend, in der Aula die Rede unseres Schulleiters, den Schummelparagraphen betreffend, anhörte.

Sofort nach dieser kurzen, aber sinnlosen Ansprache ging es los, und wir, die Gladiatoren, wurden in die Arena entlassen, um den Löwen in Form von Polynomdivisionen und Kurvendiskussionen zum Fraß vorgeworfen zu werden.

In den Köpfen etlicher Schüler sang noch die auf Stierkampf lüsterne Menge Carmens „Auf in den Kampf Tooooreeeerooo"; bei mir handelte es sich jedoch eher um „siegesgewiss klappert das Gebiss". Nur mit Stift, Papier und Taschenrechner bewaffnet ging der grausame Kampf gegen die Zeit und die Theorien Newtons, Vietas und anderer Genies unserer Vergangenheit los.

Die Aufgabenzettel wurden ausgeteilt, und schon beim Durchlesen sah ich, dass sich das gefährliche Halbwissen so mancher Leidensgenossen und Mitschüler in Perlen von kaltem, salzigem Angstschweiß verwandelt hatte.

Hart, aber ungerecht schien dieses einer göttlichen Strafe anmutende Urteil manchen meiner Mitstreiter zu zerschlagen und die erste Welle von Panik im Raum aufkommen zu lassen, die jedoch durch die Wichtigkeit der gesamten Sache an sich schon gedämpft wurde und eine gespannte Stimmung erzeugte, die die gesamte Luft zu elektrisieren schien.

Nach der ersten halben Stunde – der Vorbereitungszeit, die eher an eine Gnadenfrist erinnerte – fing das Herz wieder an zu schlagen und der gesamte Organismus begann zu arbeiten...

Unsere Aufseher, die wie Wärter unsere Zellen genau im Auge hatten, wechselten einander stündlich ab, und die Türen schienen wie Herzklappen ihren Rhythmus bis zum Tode (Abgabetermin 13.45 Uhr) genau einzuhalten, um jede Stunde einen alten Lehrkörper heraus und einen neuen Aufseher in diesen siedenden Kessel herein zu lassen.

Ich hatte mich jedoch schon bald nach der Vorbereitungszeit dazu entschlossen, dass trotz Müdigkeit, Kopfschmerzen, Halbwissens und einer ganzen Reihe von anderen Debakeln an Körper und Psyche diese Arbeit für mich weder der Anfang vom Ende noch das Ende vom Anfang werden sollte. Diese Einstellung war nicht zuletzt ein Resultat meiner Einsicht, dass ich ja nach 13 Jahren des „Nix-tuhens" und Faulenzens jetzt wenigstens vier knappe Stunden mal ein wenig leisten könnte, und ich immer wieder versuchte, die Angst (zu versagen), die mir wie ein dunkler Schatten im Nacken saß, zu verdrängen und als nicht existent zu erklären.

Nachdem ich also – mit neuem Mut bekräftigt – in den Kampf zog, schien ich schon eher einem Ahab gleich, der wie besessen dem weißen Riesen (seinem Schicksal) nachtobt. Denn egal, ob durch Genie oder Wahnsinn angetrieben, hörte meine Feder irgendwann gar nicht mehr auf zu schreiben, und bald wurde auch mir klar, dass nicht mehr schwere Wellen von Paranoia in Form von Zitterkrämpfen, sondern echtes oder zumindest imaginäres Wissen meinen Federkiel über das Blatt jungfräulichen Papiers trieben und nicht zur Ruhe kommen ließen.

Der Sieg, der mir zunächst noch unerreichbar wie ein Sechser im Lotto schien, fing langsam (Fortuna sei Dank!) an, eine greifbare Form anzunehmen, und ich kämpfte doch bis zum Ende in einem adrenalingeladenen Rausch um das Ziel, den finalen und glorreichen Abgang von unserer Lernanstalt zu erreichen.

Wenn ich nun rückblickend auf die gesamte Situation noch einmal in einem Satz mein Resümee ziehen sollte, so würde ich wohl aus einem Aufklärungsfilm aus dem Biounterricht, betreffend die Thematik der Sexualkunde, zitieren, wie ein 18-jähriges Mädchen nach einem rechten Wirrwarr post-pubertären Zwangsvulgarismus' entschlossen am Ende bekundet: „Am Anfang hat's ein bisschen weh getan; aber dann war es ein wunderschönes Gefühl".

Außerdem möchte ich als Tipp für zukünftige Abiturienten folgenden Satz aus Yamamamotos Hagakure anführen: „Dinge von großer Bedeutung sollten gelassen angegangen und Dinge von geringer Bedeutung sollten ernst genommen werden, dies gilt für alle Dinge."

Frederik König

Künstlernachweis und Dank

Alle Schülerarbeiten, die in diesem Heft veröffentlicht werden, stammen aus dem Kunstunterricht 2002/2003 von Frau Ursula Zieger.

1. Thema/Technik: „Mein Kuscheltier" (Buntstift, Schraffur)
„Eule" – Birte Zschagge (5. Klasse) 25
„Teddy" – Elena Kasche (5. Klasse) 38
„Leopard" – Felix Schlüter (5. Klasse) 55

2. Thema/Technik: „Selbstbildnis à la Picasso" (Malen, Deckfarben)
Lola Klamroth (5. Klasse) 33
Elena Kasche (5. Klasse) 48
Flavia Lamprecht (5. Klasse) 51
Lena Kühn (5. Klasse) 56

3. Thema/Technik: „Rastervergrößerung – Tontrennung"
(Bleistiftzeichnung nach Fotovorlage)
Luise Boehlich (8. Klasse) 10
Philipp Stuhlmann (8. Klasse) 41
Florentine Sump (8. Klasse) 77

Photos: Gunter Hirt (S. 5), Ulrike Schwarzrock-Frank (S. 15, 16, 18, 21, 26), Maria Velte (S. 22/23), privat (S. 53)
Collage „Flohmarkt": Anke Meyer-Kotte (S. 44/45)
Plakat „Zwanzig Jahre Darstellendes Spiel": Günther Schäfer (S. 28)
Graphik „Zehn Jahre Literarisches Café": Ivo Petrlik (S. 14)

In der Nacht auf Ostern wurden die Druckerei- und Büroräume der Christians-Druckerei durch einen verheerenden Brand fast völlig zerstört. Nur dem unverzagten Einsatz aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Druck- und Verlagshauses Christians ist es zu verdanken, daß nach so kurzer Zeit das Christianeumsheft am vertrauten Ort und in der gewohnten Gestalt erscheinen konnte. Allen, die dies möglich gemacht haben, gilt unser herzlicher Dank!

Der Schulalltag steht vor umwälzenden Neuerungen, die sich bereits jetzt auf das Arbeitspensum aller am Schulleben Beteiligten auswirken (vgl. Artikel S. 39). Daß ungeachtet dessen Eltern, Schüler und Lehrer ohne zu zögern bereit waren, Artikel zu diesem Heft beizusteuern, hat die Arbeit der Redaktion sehr erleichtert. Allen sei ganz herzlich für ihre Autorschaft gedankt!

Nicht zuletzt ist erneut Frau Rauch ganz besonders zu danken. Die Heftvorbereitungen fielen leider genau mit umfangreichen und unaufschiebbaren Schulbüroverpflichtungen (z. B. Erstellen von zusätzlichen Statistiken und Übersichten) zusammen. Trotzdem gelang Frau Rauch termingerecht die Texterfassung, auch bei noch recht spät eingegangenen Manuskripten (vgl. Redaktionsschluß!).

Ihnen als unseren Leserinnen und Lesern wünschen wir eine bereichernde, vergnügliche Lektüre und eine schöne Sommerzeit!

Die Redaktion

Der Bericht über die Hospitation im Christianeum

Gastschule – Christianeum
Schulform – Gymnasium
Gesamtzahl der Schüler und Lehrer – 1000 Schüler und Lehrer
Schulleiter: Herr Andersen
Die Aufgaben eines Schulleiters sind folgende:

- Er ist Gesprächspartner für die Schulbehörde.
- Er teilt die Klassen den Lehrern zu.
- Er leitet die Lehrerkonferenzen und die Zeugniskonferenzen.
- Er nimmt die Anmeldung für die neuen 5. Klassen vor.
- Er bespricht ernste Probleme mit den Eltern
- Er stellt das altsprachliche Gymnasium in der Grundschule vor.
- Er beantwortet die Korrespondenz.
- Er unterrichtet.
- Er ist für alles in der Schule verantwortlich.

Kollegium

Die Lehrer werden an der Universität ausgebildet. Das dauert gewöhnlich 5–7 Jahre. Sie unterrichten im Gymnasium 2, manchmal bis 4 Fächer und haben 24 Stunden pro Woche. Ein Klassenlehrer prüft das Klassenbuch, leitet die Klassenkonferenzen und Elternabende, organisiert Klassenreisen, bereitet die Zeugniskonferenzen vor, schreibt Mahnungen wegen der schlechten Noten und Bemerkungen zum Arbeits- und Sozialverhaltung und zu den Leistungen, kümmert sich um die Klasse.

Schüler

Ich habe bei allen Altersgruppen des Gymnasiums hospitiert (5–13 Kl.), aber viel öfter war es Unterstufe (5., 6., 7. Kl.). Der Stundenplan in der 6. Klasse sieht so aus:

Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag
Sport	Deutsch	Chor	Geschichte	Biologie
Erdkunde	Latein	Latein	Sport	Geschichte
Deutsch	Religion	Englisch	Deutsch	Englisch
Mathematik	Musik	Sport	Erdkunde	Musik
Englisch	Biologie	Deutsch	Mathematik	Latein
Latein	Mathematik	Mathematik	Kunst	Religion
Orchester			Kunst	Orchester

In der 7. Kl. haben die Kinder: Deutsch – 4mal pro Woche, Mathematik – 5, Latein – 4, Englisch – 5, Biologie – 2, Geschichte – 2, Sport – 3, Physik – 2, Musik – 2, Kunst – 2, Chor 1mal.

In ihrer Freizeit machen die Kinder Sport, spielen Musikinstrumente, lesen, gehen spazieren, verabreden sich mit den Freunden.

Seit Generationen heißt es in den
ELBVORORTEN,
wenn es um Immobilien geht:
SCHON SIMMON GEFRAGT?

Nach allgemeinen Markttendenzen
realistischen Verkehrswerten
optimalen Mieten
heutigen Verkaufschancen
aktuellen Marktpreisen
potentiellen Käufern
zuverlässigen Mietern
dem richtigen Haus
der passenden Eigentumswohnung
der tauglichen Mietwohnung
dem geeigneten Bauplatz
dem rentablen Zinshaus
dem sicheren Sachwert
der Übernahme der Hausverwaltung
der Hilfe bei Betriebskostenabrechnungen
und und und ....

Erfahrene Spezialisten mit reichem Fachwissen erwarten Sie mitten in der Waitzstraße, wo die Firma seit 1922 ihren Sitz hat.

VHH SIMMON **RDM**

Inhaber:
Hans-Günther Steffens (Christianeer Abi 54!)
und Dirk Steffens
Telefon: 89 81 31 Fax: 899 15 59

Die Ausgestaltung der Klassenräume.

In den meisten Räumen stehen gewöhnlich Tische, Stühle, Schränke. Es gibt 2 Tafeln. In den 5. Klassen hängen auch Poster und Plakate an der Wand. (z. B. Regeln/Unsere Wünsche/Unsere Ängste/Steckbriefe mit Fotos). Ich finde es gut, dass die Kinder in den selben Räumen lernen und dass es in jedem Raum Flucht- und Rettungswege im Brandfall gibt. Natürlich haben die Bio-, Chemie-, Physikräume besondere Ausrüstung wie Wasserhähne, Fernseher, Overhead-Projektor, und die Lehrer haben Labors. Einen guten Eindruck hat auf mich der Musikraum gemacht.

Unterrichtsplanung und -verlauf

Ich habe etwa 30 Stunden bei 25 Lehrern hospitiert. Sehr selten wurde das Thema vom Lehrer genannt. Es war fast immer Frontalarbeit. Keine Partnerarbeit, kein Kreisgespräch, kein Rollenspiel.

In einer Stunde beobachtete ich Gruppenarbeit und in zwei Stunden hatten die Schüler kleine Referate In den Stunden wurden Arbeitsbücher, Arbeitshefte, Arbeitsblätter eingesetzt.

Das Lehrer- / Schülerverhalten

Die Lehrer gestalten die Anfangssituation mit der Begrüßung. In der 5. Klasse, während die Schüler noch standen, gab der Lehrer sofort die Rechenaufgabe, damit sich die Kinder beruhigten. Fast in jeder Stunde wurde die Hausaufgabe kontrolliert und gestellt. Die meisten Kinder reagieren aufmerksam und interessiert. Sie arbeiten mit, drücken offen ihre Meinung aus, fragen oft, beweisen, reden nicht durcheinander und sagen nicht vor. Sie sind guter Laune und auf die Frage: „Geht ihr gern in die Schule?" – antworten sie: „Ja!" Die Atmosphäre in den Stunden war freundlich. Die Lehrer sagen oft: „Vielen Dank!", „Sehr schön!" und loben die Kinder. Tadel und Strafe habe ich nicht gesehen.

Leistungsbewertung

Die Schüler bekommen Zensuren nur für schriftliche Arbeiten (3–5 Arbeiten in einem Halbjahr) und am Ende des Halbjahres auch für mündliche Mitarbeit. Schlechte Noten können zum Sitzenbleiben führen. Am Ende der Oberstufe gibt es Abschlussprüfungen: 3 schriftliche und 1 mündliche. Das Bewertungsschema sieht sehr kompliziert aus.

Extracurriculare Aktivitäten

Ich konnte an einer Lehrerkonferenz zum Thema „Rauchen in der Schule" teilnehmen. Ich finde dieses Thema sehr wichtig. Bei uns ist es auch ein großes Problem. Ich war mit der Klasse 8d in der Oper. Meine Eindrücke sind schön und ich glaube, es ist sehr gut, dass dabei auch viele Eltern waren.

Ich schätze am deutschen Schulsystem die Abwesenheit von strengen Kon-

trollen. Die Kinder antworten freiwillig und haben keine Angst vor schlechten Noten und vor den Lehrern. Andererseits weiß ich nicht, wie die Ergebnisse sind. Antworten vielleicht immer dieselben Schüler und schweigen andere die ganze Zeit?

Ich finde es toll, dass die Kinder 3-mal in der Woche Sport haben. Und ich habe gesehen, wie regelmäßig und systematisch die Schüler mit Hilfe der Kunst und Musik erzogen werden. In der Kunst können die Kinder aber nicht nur zeichnen, sondern auch kleben, Collagen machen.

Ich glaube, es ist sehr schön, dass so viele Männer in Deutschland in der Schule arbeiten. Was neue Erfahrungen anbetrifft, so würde ich sagen, dass ich als Fremdsprachenlehrerin nichts Neues erfahren habe.

Für mich war es unerwartet, dass es Kinder gibt, die in der Stunde essen, trinken und laufen. Es scheint mir, dass einige Lehrer vor den Schülern Angst haben. Das war unerfreulich. Meine schönsten Erlebnisse waren das Konzert des Philharmonischen Staatsorchesters in der Schule und ein Ausflug mit meiner Gastfamilie sowie der Besuch der Sankt-Michaelis-Kirche außerhalb der Schule.

Leider habe ich kein großes Interesse für mein Land und Kultur bemerkt. In einer Stunde wurde ich nach meiner Stadt gefragt, in der zweiten – nach Tschetschenien.

Ich erstellte meinen Stundenplan selbst. Das war gut. Aber ich finde es schön, wenn einige Stunden zur Hospitation angeboten werden, weil nicht alle Lehrer kreativ arbeiten.

Trotzdem möchte ich mich gerne beim PAD für diese Reise bedanken. Die 3 Wochen, die ich in Hamburg verbrachte, haben mich persönlich viel weiter gebracht. Ich konnte mein Deutsch verbessern, hatte Gelegenheit, das Leben einer deutschen Familie kennenzulernen. Ich habe Sehenswürdigkeiten, Museen, Theater dieser schönen Stadt besucht, damit ich weiter meinen Schülern und Kollegen Deutschland und ihre Kultur näher bringen kann. Vielen Dank!

Tatjana Valentinovna Germanova

Der „Petersburger Dialog" in Hamburger Schulen

Die Stadt am Finnischen Meerbusen feiert ihr 300. Jubiläum und Hamburg als Partnerstadt leistet seinen Beitrag dazu. Die Woche des „Petersburger Dialogs" vom 12. 05.–17. 05. 03. brachte viele interessante Events zum Thema St. Petersburg mit sich.

So führte am Montag und Dienstag die St. Petersburger Comedy-Truppe „Comic Trust" ein faszinierendes und absolut ungewöhnliches Stück auf, die „White Side Story". Die Truppe besteht aus 8 Leuten, dem Regisseur Vadim Fisson, 3 Schauspielern (Natalija Fisson, Nikolai Kitschov, Igor Sladkewitsch), einem Tontechniker, einem Beleuchter und 2 Mitarbeitern, die zusätzlich hinter der Bühne für Effekte sorgen.

Am Montag geht der Vorgang fast eine halbe Stunde später auf als im Programm angegeben. Und das hat auch durchaus einen Grund. Denn die komplexen Bühnenaufbauten wurden nicht ohne Schwierigkeiten am gleichen Tag aufgestellt, und bis zur letzten Sekunde vor der Aufführung mussten alle Beteiligten darum bangen, ob es möglich sein würde, den Vorhang an diesem Tag zu heben. Als erschwerend kam hinzu, dass die Kooperation von Seiten des Theaters zu Anfang mehr als dürftig war. Als Beispiel kann man anführen, dass die Einstellung der Scheinwerfer, die für jedes Stück absolut spezifisch ist und als optisches Grundgerüst fundiert, der Meinung des zuständigen Bühnenmeisters nach nicht modifiziert werden sollte. Dies sorgte zunächst für Erstaunen, Aufregung und Ärger. Erst nachdem man drohen musste, das Stück ausfallen zu lassen, wurden die Arbeiten ausgeführt. Wobei man hier erwähnen sollte, dass die Bühnenarbeiter durchaus freundlich und entgegenkommend waren, die Probleme jedoch von einer Person herrührten, die den stellvertretenden Bühnenmeister spielte. Es sei ihr verziehen, denn schließlich ist es ja zur Aufführung gekommen. Und die war wirklich ein voller Erfolg, der Saal war ausverkauft und das Publikum begeistert. Nicht nur während des Stücks war die Stimmung klasse, es gab auch hinterher eine Menge positiver Resonanz von Seiten der Zuschauer. Kaum jemand war unzufrieden.

Das Stück selbst war eine absolut gelungene Komposition aus gesellschaftskritischen Elementen, wie z. B. die Szene, in der das Volk das Geblöke der Königin nachahmt, und verspieltem, jugendlichem Schabernack. Wer versucht, hier durchgängig eine zusammenhängende Handlung zu finden, wird es schwer haben, man sollte eher die einzelnen Szenen genießen und auf sich wirken lassen.

Die meisterhaft gespielten Szenen wurden von phantastischen Licht- und Soundeffekten begleitet.

Das nächste Ereignis waren die Dichterlesungen von Sergej Nossow. Diese fanden täglich an verschiedenen Hamburger Gymnasien, die die Russische Sprache noch vertreten, statt. Nossow ist ein St. Petersburger Autor, der faszinierend und gefühlvoll über die Stadt und ihre Bewohner berichtete. An den Abenden erzählte Nossow über seinen neuen Roman mit dem ungewöhnlich langen Titel „Ein Mitglied der Gesellschaft oder die hungrige Zeit“ und beantwortete Fragen des Publikums dazu. Der Roman ist gut zu lesen und zieht die Menschen in seinen Bann, auch wenn die Handlung manchmal etwas überraschende Wendungen nimmt.

Ich verrate nur, dass sowohl allgemein bekannte und anerkannte Vereinigungen wie der Club der Bücherfreunde auftauchen als auch die gesellschaftlich weniger anerkannten Kannibalen.

Die letzte Lesung fand am 16.05.03 in unserem literarischen Café statt, welches ja auch ein Jubiläum feiert. Das ungewöhnliche daran war, dass ein Schüler die Moderation der Veranstaltung in der Hand hatte. Dimitri Rachmann, ein russischsprachiger Schüler des Vorsemesters, der den Roman im voraus in langwieriger Arbeit übertragen hatte, war mit dieser Aufgabe betraut worden. Dimitri war auch gleichzeitig Übersetzer und sozusagen einziges Sprachrohr zwischen dem Publikum und dem Schriftsteller. Er hat diese enorm schwierige Aufgabe allerdings hervorragend gemeistert.

Am Freitag Abend vibrierten dann die Wände des Christianeums unter den gewaltigen Bässen der Rockband „Vtoroj Front", einer Gruppe aus St. Petersburg. Die Stimmung war bombig, und obwohl in etwas engem Kreis gespielt wurde, hat es der Atmosphäre kein Stück geschadet.

Die Jungs machten ein umfangreiches Hamburgprogramm mit, das auch eine Aufnahme im Tonstudio enthielt.

Das Verhältnis zwischen den Schülern aus St. Petersburg und Hamburg war wirklich prächtig. Man konnte vielleicht nicht immer alles verstehen und ausdrücken, aber wozu hat man schließlich Hände und Füße?

Zum Abschied gab es einen feierlichen Empfang im Kaisersaal des Hamburger Rathauses. Hier waren die Artisten von „Comic Trust", die Musiker von „Vtoroj Front" und alle Russischschüler der beteiligten Schulen eingeladen. Und wenn die Reden vielleicht etwas trocken wurden, störte es im Grunde niemanden, denn der Kaisersaal ist prächtig, und ein Getränk gab es auch. Das war also der Abschluss und auch gleichzeitig für einige der Abschied. Und dieser ist vielen schwer gefallen, am Beispiel der Schüler der 9c und der Gruppe „Vtoroj Front" war das ganz besonders deutlich erkennbar. Das war ein eindeutiges Zeichen, dass diese Woche Früchte trug und Hamburg, das schon ohnehin als die Stadt der Brücken gilt, noch ein paar neue dazu gewonnen hat.

Juri Smirnov

St. Petersburg – Austausch 2002

Spätestens Ende der 10. Klasse beschäftigt sich jeder Schüler unweigerlich mit der Frage nach einem Auslandaufenthalt. Während einige sich entschließen, ein ganzes Jahr in einem anderen Land zu verbringen, gibt es für die Daheimgebliebenen auch von Seiten des Christianeums die Möglichkeit, Auslandserfahrung zu sammeln. Dabei stellt sich vor allem für diejenigen, die sich in der neunten Klasse entschieden haben Russisch zu lernen, die quälende Frage: Chicago oder St. Petersburg?

Ich hatte das große Glück, dass für mich die Antwort lautete: „Sowohl als auch". Für einige Schüler unseres Jahrgangs gab es die Möglichkeit, erst nach Chicago und dann ein Jahr später nach St. Petersburg zu fliegen. Was sich uns in den jeweils zwei Wochen bot, waren umfangreiche Einblicke in zwei völlig verschiedene Länder; mit unterschiedlichen Kulturen und Lebensweisen. Chicago faszinierte mit seinen gigantischen Bauwerken und der Offenheit der Menschen. Stärker berührt und bleibendere Eindrücke hat jedoch der Aufenthalt in Russland hinterlassen.

Diese Eindrücke entstanden schon in Hamburg, als uns unsere Austauschpartner im April/Mai 2002 besuchten. Die Gruppe zwischen Russen und Deutschen wuchs schnell zusammen. Trotzdem stiegen die meisten von uns im Herbst mit gemischten Gefühlen in den Flieger nach St. Petersburg, um

den Gegenbesuch anzutreten. Auf der einen Seite war die Vorfreude auf das Wiedersehen mit unseren Austauschpartnern. Auf der anderen Seite herrschte aber auch eine gewisse Skepsis gegenüber dem Gedanken, zwei Wochen in einer völlig fremden Familie zu leben. Als wir dann gegen Mitternacht in St. Petersburg gelandet waren, wurden wir jedoch herzlich von unseren Gasteltern empfangen und die anfängliche Befangenheit legte sich schnell, auch wenn die Eßengewohnheiten (warme Mahlzeiten zum Frühstück) erst gewöhnungsbedürftig waren, lebten wir uns schnell ein und genossen unseren weiteren Aufenthalt in vollen Zügen.

Unsere Partnerschule hatte für uns ein sehr eng gestaffeltes Programm ausgearbeitet, das zahlreiche Besichtigungen russischer Kunst und Kultur enthielt. Wir besuchten die gewaltige Eremitage, die Peter-Paul-Festung und zahlreiche weitere Museen und Klosteranlagen. Die prunkvollen Gebäude wurden jedoch meistens renoviert, da sich St. Petersburg zu seinem 300-jährigen Jubiläum im Jahre 2003 herausputzt. Prunk und Glanz konzentrieren sich jedoch nur auf die Innenstadt St. Petergburgs und stehen in krassem Gegensatz zu den Außenbezirken und Wohnvierteln der Stadt. Hier wird die Kehrseite der Medaille schonungslos offengelegt. Das Geld, dass die Regierung in die aufwendigen Restaurationen der Sehenswürdigkeiten steckt, fehlt zur dringenden Sanierung der Wohnblocks. Andererseits locken eben die Sehenswürdigkeiten Touristen ins Land, auf deren Geld man angewiesen ist. Außerdem wäre es nicht zu verantworten, so bedeutende Kulturschätze wie die Eremitage verfallen zu lassen.

So zeichnen sich eben besonders die Außenbezirke und Wohnviertel durch ihre marode Bauweise aus. Soweit das Auge reicht – man erblickt immer wieder die typisch sowjetischen Plattenbauten. Selbst verhältnismäßig reiche Leute leben in der „Platte". Der Unterschied wird einem erst beim Betreten bzw. durch die Größe der Wohnung deutlich. Die Heizungen werden in diesen Häusern zentral gesteuert; das bedeutet, wenn der Hausmeister keine Lust hat, die Heizungen anzuwerfen, bleiben sie auch bei Außentemperaturen von –3° kalt.

Noch viel deutlicher haben wir jedoch bei einem Ausflug in das Klosterdorf Pskov die Armut zu Gesicht bekommen. Der kleine Ort – fünf Stunden holpriger Busfahrt von St. Petersburg entfernt – ist heute nur noch ein Geisterdorf. Die meisten Menschen sind in die großen Städte gezogen. Diejenigen, die geblieben sind, ernähren sich durch Selbstversorgung oder Touristenbetreuung. Der Ausflug gab uns jedoch auch die Gelegenheit, die herrliche, weite Landschaft Russlands sowie einige der prunkvollen Klosteranlagen kennenzulernen.

Ein Beispiel dafür, dass in Russland auch moderne, neue Firmen entstehen, die Hoffnung versprechen, war der Besuch der 1990 gegründeten Bierbrauerei „Baltika". Eine Eingangshalle aus einer Stahl-Glaskonstruktion mit sprudelnden Springbrunnen spiegelt scheinbaren Reichtum und Wohlstand wider. Beim Betreten der Brauerei wird dieser Eindruck verstärkt. Stolz präsentiert der Leiter unseres Rundgangs die aus Deutschland importierten Braukessel. Auch die Abfüllsysteme sind auf dem modernsten Stand. Die Gehälter seien gut – ein Gabelstaplerfahrer verdiene 500 $ pro Monat, was für russische Verhältnisse enorm ist. Nach der Führung durch das Gebäude dürfen wir uns

durch das reichhaltige Produktsortiment von „Baltika" trinken, das allein 10 Biersorten in undenklichen Variationen umfasst (Bier gemischt mit Kaffee u. ä.). Man muss jedoch hinzufügen, dass die Brauerei „Baltika" leider kein typisch russisches Unternehmen ist. Die meisten Fabriken, sind in marodem Zustand und die Arbeitsbedingungen sowie Löhne schlecht. Auch Bestechlichkeit spielt eine große Rolle, wie wir einmal selbst erfahren konnten. Als sechs Schüler unserer Gruppe auf dem Weg zu einer abendlichen Party in einem Fahrstuhl stecken blieben, hatten wir das große Vergnügen, die St. Petersburger Feuerwehr kennenzulernen. 20 Minuten nach unserem Anruf betraten zwei Männer in Hausmeisterkleidung den Hausflur. Wir – gewöhnt an glänzende Uniformen – hätten die beiden für jeden anderen, aber nicht für die Feuerwehr gehalten. Als unsere russischen Partner ihnen die Lage schilderten, winkten diese nur ab und wollten uns auf den nächsten Tag vertrösten. Selbst die eindringlichsten Appelle (zu sechst eingequetscht über 10 Stunden in einem Fahrstuhl – undenkbar) ließen sie nicht erweichen. Stattdessen haben sie sich lässig die Treppen nach oben begeben. Erst die Erwähnung, dass sich Deutsche in dem Fahrstuhl befanden, ließ sie aufhorchen. Nachdem ein paar Rubel die Besitzer gewechselt hatten, ließen sie sich erweichen und befreiten die sechs unter frenetischem Jubel aus dem Fahrstuhl. Wenn man jedoch bedenkt, dass Staatsangestellte in Russland am schlechtesten von allen verdienen, kann man das Verhalten der Feuerwehrleute, wenigstens in Ansätzen, verstehen.

Wenn wir dann einmal Freizeit hatten (das kam leider viel zu selten vor) flanierten wir auf dem Newskij-Prospekt, der Einkaufsmeile St. Petersburgs, und erkundeten die Innenstadt auf eigene Faust.

Vor unseren täglichen Ausflügen und Besichtigungen besuchten wir unsere Partnerschule und wurden dort von den Russisch- und Deutschlehrerinnen in russischer Sprache über Land und Leute unterrichtet. Abwechslung bot eine Unterrichtseinheit in russischen Tänzen (Kalinka). Außerdem leiteten wir die Deutscholympiade, die während unseres Besuches stattfand. Es hat allen sehr viel Spaß gemacht, die Schüler, zum Teil auch unsere Partner, zu prüfen, und wir waren überrascht, wie sicher und wortgewandt sie mit unserer Sprache umgehen konnten. Der Unterricht selbst hingegen war stupides Auswendiglernen von Formeln, ja teilweise ganze Buchseiten. Neben der Olympiade gab es noch weitere Projekttage, an denen wir teilnahmen, wie den Tag der Umwelt (Müll sammeln im Wald). Außerdem verewigten wir uns mit einem wirklich gut gelungenen großen Wandgemälde, als Zeichen deutsch-russischer Freundschaft auf einer Mauer in der Nähe der Schule.

Die Abende verbrachten wir meist gemeinsam in großer Gruppe, gingen ins „Pollanga" um Billard zu spielen oder besuchten eines der zahlreichen Cafes auf dem Newskij-Prospekt. Aber auch Discobesuche und Homepartys gehörten zu den allabendlichen Vergnügungen. Im Zuge dieser Abende lernten wir unsere Austauschpartner besser kennen, und es entwickelte sich ein ungezwungenes Zusammengehörigkeitsgefühl der gesamten Gruppe, das viele gute Freundschaften entstehen ließ.

Wenn man die oben beschriebene Armut und soziale Situation berücksichtigt, ist es bemerkenswert, was viele dieser Menschen aus dieser Situation machen. Sie verfügen über Talente, die nur unter erschwerten Bedingungen

gefordert werden und deren Pflege sie sich schwer erkämpfen mussten. Diese Talente bewiesen uns unsere Austauschpartner einmal mehr auf dem traditionellen Abschiedsabend. Da wir als Gäste eigentlich verpflichtet sind, diesen Abend zu gestalten, „schockten" unsere Partner uns, als sie ein bemerkenswertes Programm aus Tanz, Gedichten und Gesang zum Thema Liebe vorführten. Das stellte unser Programm, das aus Liedern, Gedichten und Gitarrenspiel bestand, ein wenig in den Schatten. Doch die Stimmung war gut, die Gasteltern stimmten bei unseren russischen Liedern fröhlich mit ein – insgesamt ein geselliger und gelungener Abend.

Am Ende ist leider noch zu erwähnen, dass das Thema Gewalt in Russland zunehmend eine große Rolle unter den Jugendlichen spielt. Den Frust aus ihrer unbefriedigenden Situation versuchen sie in Gewalt gegenüber anderen abzureagieren. So besteht zwischen unserer Partnerschule und einer Nachbarschule eine schwelende Fehde, in der sich Banden von Jugendlichen regelmäßig mit Schlagstöcken und anderen Waffen attackieren. Auch unsere Gruppe blieb von solchen Erfahrungen nicht verschont. Von einem Ausflug zurückgekehrt, gerieten wir zwischen die Fronten zweier sich bekriegender Gruppen und wurden mit Schlagstöcken verfolgt. Wir konnten uns jedoch rechtzeitig in ein Haus retten, so dass zum Glück niemand verletzt wurde. Der Schock über dieses Erlebnis saß jedoch tief, zumal die Aufarbeitung des Geschehens nicht gerade optimal verlief. Trotz dieses negativen Ereignisses haben wir die 14 Tage in St. Petersburg genossen und würden jederzeit zurückkommen. Der Abschied von unseren Partnern, war deshalb umso schwerer. Vor allem auf Seiten der Russen wurden doch einige Tränen vergossen.

Würde ich heute vor die Frage gestellt - Chicago oder St. Petersburg? -, würde ich mich ohne zu zögern sofort für St. Petersburg entscheiden. Die Nähe zu den Menschen und der Zusammenhalt zwischen Russen und Deutschen, sowie eine völlig andere Kultur und Lebensweise als in Deutschland würden mir meine Entscheidung leicht machen. Selbst die am Ende geschilderten Erfahrungen der Gewalt könnten mich davon nicht abhalten. Auch in Deutschland gibt es Gewalt zwischen Jugendlichen. Wir dürfen nicht vergessen, dass wir in den Elbvororten in einem absolut privilegierten Stadtteilleben. Wenn wir etwa nach Wilhemsburg schauen, sähen wir genau solche Szenen, wie sie auch in Russland existieren.

Ich möchte mich hiermit noch einmal bei allen unseren russischen Partnerfamilien für die erhaltene Gastfreundschaft bedanken, sowie bei allen russischen Lehrerinnen, ohne deren Organisation dieser Austausch nie zustande gekommen wäre. Unser Dank gilt auch unseren deutschen Leitern Frau John und Herrn Wilms, die uns trotz einiger größerer Unstimmigkeiten – vor allem nach dem Austausch – immer zuverlässig geführt haben.

Wir alle haben in diesen zwei Wochen Erfahrungen gesammelt, die wir nicht missen möchten, und einige von uns werden bestimmt irgendwann noch einmal nach St. Petersburg zurückkehren.

Felix Fallasch, S I

St. Petersburg – Zwei Monate

Wie das klingt. Schüleraustausch ist ja nun eine, vor allem an unserer Schule – fast schon normale Sache. Amerika, England, Australien – aber Russland? Genau so verdutzt haben mich Freunde anfangs betrachtet, als ich ihnen von meinem Plan erzählt habe. „Anna? Russland? Im Winter??? Da muss man schon so verrückt sein wie du!" habe ich nicht nur einmal zu hören gekriegt.

Ganz unrecht hatten sie nicht, ein bisschen verrückt sein hilft wirklich. Wenn man sich aber darüber klar ist, was auf einen zu kommt, und auch Lust hat, die Situation so zu genießen, wie sie ist, hat man definitiv eine herrliche Zeit vor sich. Ich habe noch nie innerhalb so kurzer Zeit so viele neue Freunde gefunden, neue Dinge kennengelernt, und – ganz ehrlich – ich habe auch viel über mich selbst gelernt.

Als ich am Sonntag, dem 26. Januar 2003, das erste Mal meine Gasteltern sah, wurde mir auf einmal bewusst, wie wenig russisch ich konnte. Mehr als „Hallo, ich heiße Anna" habe ich beim besten Willen nicht zu Stande gebracht. Das hat sich im Laufe der zwei Monate zum Glück aber geändert. Ich würde wirklich allen, die vorhaben nach Russland zu fahren, raten, wenigstens die Höflichkeitsformeln zu lernen. Es war mir fürchterlich peinlich, dass ich mich nicht einmal für das Tragen meiner Koffer bei Lenas Vater bedanken konnte. Die nächsten beiden Tage machte ich eine völlig neue Erfahrung – wie es ist, nicht zu reden. Da das aber nun absolut nicht in meiner Natur liegt, habe ich mich dann überwunden, was noch nett ausgedrückt ist und habe einfach losgeplappert. Ich hätte mir nie vorstellen können, wie anstrengend reden ist, aber nachdem ich das erste Mal eine halbe Stunde mit meiner Gastmutter geredet hatte, fühlte ich mich wie nach 30 Minuten joggen – genau so erschöpft – bloß irgendwie stolzer. Trotzdem habe ich mir noch alle Vokabeln aufgeschrieben und sie am nächsten Tag gelernt. Da ich das jeden Abend gemacht habe, bin ich mit ca 10 Seiten Vokabeln im Gepäck zurückgekehrt.

In der Schule bin ich zum Glück auch auf supernette Leute gestoßen, die sich bereitwillig mein „Gebabbel" angehört haben. Sowohl Lehrer als auch Schüler haben sich von mir „zutexten" lassen, was am Anfang wohl nicht all zu spannend war. Das interessante an der Schule war für mich ganz klar die Pausen. Hier hat man Freunde getroffen – und im Schalowa (Cafe) gibt es für 4,5 Rubel, umgerechnet 14 Cent göttliche Käsebrötchen. Im Unterricht war es absolut nicht möglich etwas zu verstehen. Nach 3 Wochen waren wir deshalb als die Kristike – Volekis (Kreuz-Punkt-Spieler) bekannt. Schon in den Pausen ist mir aufgefallen, das Lernen hier eine wichtige Rolle spielt. Was für mich aber völlig neu war, war, wie wichtig Lernen auch am nachmittag ist. 4–5 Stunden Hausaufgaben sind keine Seltenheit – und das sechs Tage die Woche. Ich brauchte etwas Zeit um herauszufinden, dass meine Mitschüler eigentlich gerne aus ihrem täglichen Trott herausgerissen werden. Natürlich kostet es Überwindung, total wilde Menschen anzusprechen, neu wegen: du hast doch heute sicherlich Lust mit mir in die Eremitage zu gehen. Aber es lohnt sich! So war ich im letzten Monat nicht einen Nachmittag zu Hause, sondern war jeden Tag mit Freunden, in Schlössern, Parks, Schwimmen, im Museum oder Shoppen. Die Museen und Schlösser in St. Petersburg sind wirklich einmalig. Man glaubt kaum, dass die Wohnblocksiedlungen nur 20

Minuten mit der Metro (deren Stationen übrigens auch Palästen gleichen) von Prachtbauten entfernt sind, die einen direkt ins imperialistische Russland zurückversetzen. Leider waren die meisten Gebäude gerade verhängt, da die Innenstadt zu den Weißen Nächten und dem Stadtgeburtstag komplett restauriert wird.

Abschließend würde ich St. Petersburg als eine unglaublich interessante Stadt beschreiben, die, mit einem warmen Mantel im Gepäck, eine Reise unbedingt wert ist. An einem Tag Kathedralen besichtigen, in denen vor 5 Minuten noch Peter I. gesessen haben könnte und am nächsten Tag Essen an Straßenkinder verteilen.

Wer also Lust hat, eine ganz andere Stadt kennenzulernen und bereit ist, auf den gepflegten Vorgarten zu verzichten, denn der Charme der Innenstadt überträgt sich nicht auf den Baustil der Randgebiete, der sollte sich auf jeden Fall überlegen, hier einmal hinzufahren.

Hamburg, im Mai 2003
Ann-Kathrin Kotte, 10d

Zweimonatiger Schüleraustausch

Am 20. Oktober bin ich in Hamburg angekommen. Ich hatte mich sehr auf die Reise gefreut und war natürlich enorm aufgeregt. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie mich die Familie aufnimmt und wie die neue Klasse ist. Aber als ich meine Partnerin Anna und ihre Eltern mit ihrem strahlenden Lachen und sogar einige Schüler sah, die schon zwei Wochen bei uns gewesen waren (ich hatte auch am Schüleraustausch teilgenommen), da wusste ich: die zwei Monate werden schnell vergehen, und zwar in warmer und gemütlicher Atmosphäre.

Der erste Tag am Christianeum war aufregend: wir mussten viele neue Leute kennen lernen. Die neue Klasse und alle Lehrer empfingen uns freundlich und nett. Die Schüler hatten vom ersten Tag an sehr viele Fragen und Gesprächthemen. Wir haben immer etwas diskutiert und miteinander gesprochen. Anfangs waren die Unterrichtsstunden kompliziert und ungewohnt, alles auf Deutsch und immer alles hören, aufschreiben und verstehen. Aber das hat viel Spaß gemacht. Die Zeit in der Schule verging sehr schnell: die Stunden waren so interessant für mich, dass ich nicht bemerkte, wenn es klingelte. Und in den Pausen unterhielt ich mich mit Klassenkameraden, neuen Bekannten und mit Schülern, die schon in Russland waren.

Die Zeit nach der Schule verflog nicht langsamer. Zu Hause gab es immer etwas zu besprechen. Das war sehr schön, weil der Umgang mit so netten Leuten, wie es Anna und ihre Eltern sind, immer angenehm ist. In diesen zwei wundervollen Monaten habe ich es geschafft, vieles zu besichtigen und für mich Neues zu entdecken. Mit der Familie habe ich viele Museen besucht. Mit Annas Mutter war ich in einer bemerkenswerten Oper und in Ausstellungen; wir besichtigten das Rathaus und fuhren zu den netten Großeltern von Anna nach Bremerhaven. Mit Anna war ich im Musical „Mamma mia". Das war toll.

Außerdem bin ich mit einigen Klassenkameraden nach Berlin gefahren. Das war mein Traum, und ich bin froh, dass er in Erfüllung gegangen ist. Wir waren den ganzen Tag dort und haben viel Neues und Interessantes gesehen. Einer der unvergesslichsten Eindrücke in Hamburg aber waren die Weihnachtskonzerte in der Hauptkirche St. Michaelis. Da ich in der Schule am Chor teilgenommen hatte, habe ich bei diesen Konzerten mitgesungen. Ich habe nie gedacht, dass ich in einer Kirche singen würde. Das war etwas Unwirkliches, Fantastisches, und ich werde es nicht vergessen. Mit dem Chor waren wir auch 5 Tage am Brahmsee, wo wir jeden Tag geübt haben. Das war wunderbar: Proben, Spiele, Diskotheken und der Abend am Kamin.

Ich bin glücklich, dass es in meinem Leben diese zwei Monate gibt! Dieser Schüleraustausch hat in mir Eindrücke hinterlassen, die ich nie vergessen werde.

Lena Tulnikova

Verein der Freunde des Christianeums zu Hamburg-Altona e.V.

Schatzmeister Dr. Klaus Henning Steinburger Str. 33a,
22527 Hamburg, Tel / Fax 540 79 70
Hamburger Sparkasse (BLZ 200 505 50) Konto 1265 / 125 029

Kassenbericht 2002

Bestand am 31.12.2001		
1. Konto	49.630,06 €	
2. Sparbuch	1.531,53 €	
3. Bargeld	117,70 €	
gesamt	**51.279,29 €**	
Summe der Einnahmen im Jahr 2002	71.109,09 €	
Summe der Ausgaben im Jahr 2002		46.787,43 €
Bestand am 31.12.2002		
1. Konto	24.256,77 €	
davon geb. für Otto-Ernst-Zimmer	17.873,53 €	
geb. für MIC	3.360,00 €	
2. Termingeldkonto	50.770,43 €	
3. Bargeld	573,75 €	
gesamt	**75.600,95 €**	

Darstellung der Einnahmen und Ausgaben über das Girokonto

Einnahmen		Ausgaben	
Beiträge mit nicht gebundenen Spenden	27.930,04 €		
Auflösung des Sparbuchs	1.678,37 €	Anlage Termingeld (1.2.02)	50.000,00 €
Spende Berenberg-Bank	2.000,00 €	Brassband-Reise (W. Achs, 21.1.02)	5.000,00 €
für Brassband-Reise			
Bareinzahlung (11.09.02)	4.000,00 €	Reise Brahmsee (Bus)	475,60 €
Verein ehem. Christianeer	1.530,00 €		
Ver. ehem. Christianeer: Ornithes-Preis	77,00 €	Abitur-Preise	235,12 €
Spende des Abi-Jahrgangs 82	1.100,00 €	Abitur-Jg-Photographien	909,50 €
Beitrag Schuerfeld & Co.	153,39 €	Aufwandsentsch. Bibliothek/Vorstand	394,74 €
Nicht geb. Einzelspenden	230,23 €	Elternrat	1.200,00 €
Geb. Spenden für das MIC	3.360,00 €	HHA-Touristenkarten für Gäste	414,80 €
Geb. Spenden für das OEZ	17.873,53 €	Beiträge 2002	76,00 €
		Versicherungen	420,81 €
Schließfächer	260,00 €	Schließfächer	229,22 €
Mieteinnahmen Schränke 5. Klassen	624,00 €	Schränke für Oberstufe	7.482,35 €
		Judomatten	1.123,90 €
		Vakuumpumpe	1.073,51 €
A. John: Russisch-Preis	44,00 €	Hamb. Russischlehrer-Verband	100,00 €
		Druck Christianeum-Broschüre	938,52 €

		Druck Hefte „Christianeum“	9.525,00 €
		Portokosten Versand	539,31 €
Verkauf des Jahrbuchs	5.037,49 €	Druck Jahrbuch	5.037,49 €
		Rechnung Lipfert	509,80 €
		T-Shirts (Indalo)	5.305,94 €
Zinsen auf das GiroKonto	78,44 €	Kosten GiroKonto	233,17 €
		Jahresmiete Schließfächer Bank	125,00 €

Ende 2002 hatte der Verein nominell 1067 Mitglieder. Davon hatten 628 Mitglieder im Jahr 2002 Beiträge geleistet.

Der Verein dankt an dieser Stelle dem langjährigen Schatzmeister Thorsten Zorn, der Mitte des Jahres sein Amt abgab, weil er in den Auslandsschuldienst gewechselt ist.

Der Schatzmeister

Programmvorschau
Literarisches Café im Christianeum
August 2003 – Januar 2004

Aus dem in diesem Heft genannten Gründen verzichtet das Literarische Café vorerst auf eigene Schulproduktionen. Es finden lediglich Veranstaltungen mit Autoren statt, die schon vor längerer Zeit eingeladen worden sind.

Donnerstag, der 28. August, 20.00 Uhr **J. D. Salinger: „Der Fänger im Roggen“**
Lesung und Gespräch mit dem Übersetzer **Eike Schönfeld**

Der Roman über den 16jährigen Ausreißer Holden Caulfield wurde in Amerika bald nach seinem Erscheinen 1951 zum Kultbuch. 1962 übersetzten Annemarie und Heinrich Böll das Werk in gekürzter Form; auch in Deutschland fand das Generationsbuch eine große, meist jugendliche Leserschaft. Nun liegt seit diesem Jahr eine vielbeachtete und vielgelobte Neuübersetzung von Eike Schönfeld im Verlag Kiepenheuer & Witsch vor.

Donnerstag, der 11. September, 19.00 Uhr **Hans-Joachim Seeler: „Sterley“**
Ein historischer Roman
Lesung und Gespräch mit dem Autor

„Sterley“ ist die Geschichte einer norddeutschen Bauernfamilie, deren Schicksal in dem lauenburgischen Dorf Sterley zur Zeit Wilhelm II beginnt. Sie beschreibt den schwierigen Weg des Bauernsohnes Hans Hardekopf, den die Schrecken des Ersten Weltkriegs zum Pastor werden lassen. „Ich habe ein Stück meiner Fami-

liengeschichte geschrieben", erzählt der Autor. Sein erster Roman ist 2002 im Schwanenverlag erschienen. Hans-Joachim Seeler war in den Jahren 1967 bis 1974 nacheinander Hamburger Senator für Gesundheit, Justiz und Finanzen, 1979 bis 1989 Europa-Abgeordneter und verfasste Fachbücher über historische und völkerrechtliche Themen. Heute hat er zahlreiche Ehrenämter inne.

Donnerstag, der 25. September, 20:00 Uhr **Letzte Ausfahrt Schnelsen-Nord**
Eine kabarettistische Odyssee mit dem
Hamburger Spottverein

Das neue Programm des HSV ist neues deutsches Kabarett: gefährlich schnell und böse, komisch und fast so schräg wie die Leitsprüche der Deutschen Verkehrswacht. Nach dem 10-Jahres-Programm „Black Out" spielt der HSV weiter in bewährter Aufstellung mit den beiden Juristen Gaby Koch und Christian Biermann-Rathjen sowie dem Filmkritiker Krischan Koch. Regie: Lutz von Rosenberg-Lipinski.

Donnerstag, der 23. Oktober, 20.00 Uhr **Margriet de Moor: „Kreutzersonate"**
vorgestellt von der Übersetzerin
Helga van Beuningen

Die 2002 im Hanser Verlag erschienene Liebesgeschichte des blinden Musikkritikers Marius van Vlooten und der Geigerin Suzanna Flier ist ein kleiner mitreißender Roman voller musikgeschichtlicher und literarischer Anspielungen. Die niederländische Autorin studierte Klavier und Gesang; ihre Romane wurden Welterfolge.
Ihre „deutsche Stimme" Helga van Beuningen war schon einmal im November 2001 Gast im Literarischen Café, als sie den von ihr übersetzten Roman „Allerseelen" von Cees Nooteboom vorstellte.

Donnerstag, der 15. Janurar 2004, 20.00 Uhr **Axel Brauns:**
„Buntschatten und Fledermäuse".
Das Leben in einer anderen Welt
Lesung und Gespräch mit dem
Autor

Das Buch schildert die Kindheits- und Jugenderinnerungen des in Eimsbüttel lebenden Autisten Axel Brauns. Es ist in vielerlei Hinsicht außergewöhnlich, denn der Leser findet hier eine genaue und zugleich hochpoetische Lebensbeschreibung eines Autisten. Diese Menschen sind in ihr Ich versunken, so dass der Bezug zur Außenwelt völlig verändert ist. Durch dieses Buch, das befremdend und zugleich heiter wirkt, bekommen wir einen tiefen Einblick in eine uns sonst verschlossene Realität und erhalten die Möglichkeit, die innere und äußere Welt mit den Augen eines Autisten zu sehen. Da Buch ist 2002 bei Hoffmann & Campe erschienen und wurde vielbeachtet und mehrfach ausgezeichnet.

Das aktuelle Programm des Literarischen Cafés ist auch auf der Website des Christianeums abrufbar: **http://www.hh.schule.de/christianeum.** Über und zu Veranstaltungen, die schon stattgefunden haben, gibt es außerdem Erlebnisberichte, Kritiken und kurze Eindrücke.

CHRISTIANEUM

MITTEILUNGSBLATT DES VEREINS DER FREUNDE DES CHRISTIANEUMS
IN VERBINDUNG MIT DER VEREINIGUNG EHEMALIGER CHRISTIANEER
58. JAHRGANG HEFT 2 HAMBURG Dezember 2003

Inhalt

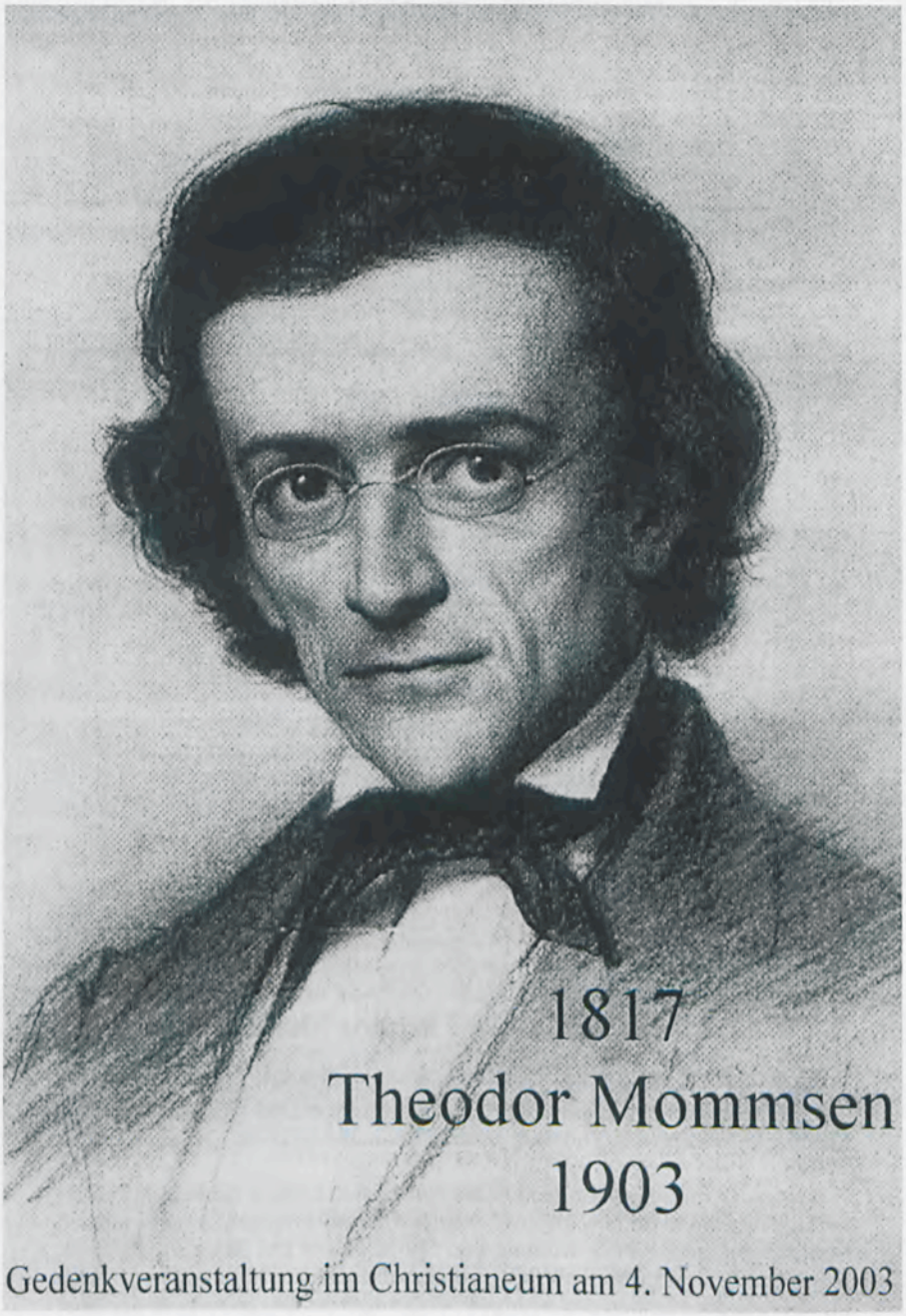
Theodor Mommsen – Zum 100. Todestag 4
Wirtschaftspraxis II – business@school 15
Projektreisen 2003 – Erster Teil
Venedig I 22
Südchina 28
Venedig II 36
Provence 38
Gardasee 42
Norditalien 43
Rom/Neapel 46
Abiturientenentlassung 2003
Ansprache des Schulleiters 48
Ansprache der Abiturienten A. Schrader und M. Rehbein 51
Die Abiturienten 2003 52
Preisträger 54
Wettbewerbe in Physik und Mathematik 59
Chronik vom 23. Mai bis 12. November 2003 65
Nachruf für Susann Bieger 68
Stolpersteine – Schicksale der NS-Zeit 69
Latein und Spanisch – Unterrichtserfahrungen 73
Vom Nutzen des Lateinischen 75
Aktionstag „Rauchfreie Schule" 79
Operation Gomorrha – Feuersturm über Hamburg 81
Arbeitsfaktor Sport 82
Gisa Hansmann „on sabbatical" 84
Suzanne Plog-Bontemps im Ruhestand 86
Neu im Kollegium 88
Projektreisen 2003 – Zweiter Teil
Chicago 89
Dolomiten 94
Petersburg 96
Aus meinem Journal des Luxus und der Moden 97
Literarisches Café: Programmvorschau Januar–Juni 2004 101
Künstlernachweis, redaktionelle Hinweise und Dank 103
Einladungen des VdF und des VeC 104

Redaktion: Ulf Andersen, Dagmar von Hurter, Bernhard Meier (verantwortl. Redakteur), Stefan Prigge, Marita Rainsborough, Carl J. Vielhaben · Anzeigen: Anke Meyer-Kotte
Redaktionsschluß: 12. November 2003

Schulanschrift: Otto-Ernst-Str. 34, 22605 Hamburg · Telefon: 040/42 88 82 80 · Fax: 040/428 88 28 31
Internet: http://www.hh.schule.de/christianeum/ · E-mail-Adresse: christianeum@chr.hh.schule.de

Bankverbindungen:
Verein der Freunde des Christianeums zu Hamburg-Altona e.V., Dr. Klaus Henning
Steinburger Str. 33a, 22527 Hamburg · Hamburger Sparkasse (BLZ 200 505 50), Kto.-Nr. 1265/125 029
Vereinigung ehemaliger Christianeer V.e.C., Detlef Walter, Wiedenthaler Bogen 3g, 21147 Hamburg
Tel. 796 22 91 · Postbank Hamburg (BLZ 200 100 20), Kto.-Nr. 10780-207
Vereins- und Westbank Hamburg (BLZ 200 300 00), Kto.-Nr. 16078111

Herstellung: Hans Christians/Druckerei & Verlag, Hamburg, gedruckt auf 100% chlorfrei gebleichten Faserstoffen Bilderdruckpapier 90g/m²
Abgabe an die Mitglieder kostenlos



Gedenkveranstaltung im Christianeum am 4. November 2003

Programm

Anton Bruckner: Motette „Locus iste“

Johann Sebastian Bach:
„Ehre und Preis“ (Chorfuge aus dem „Magnificat“)
A-Chor, Ltg.: Dietmar Schünicke

Begrüßung und Einführung:
Ulf Andersen (Schulleiter)

Grußwort der Schulbehörde:
Dr. Reinhard Behrens (Staatsrat)

Schülerinnen und Schüler mehrerer Latein- und Geschichtskurse referieren Arbeitsergebnisse zu Mommsen
Ltg.: Dr. Bernhard Mestwerdt,
Ulf Andersen, Barbara Greiner

Johann Günther Ebeling:
„Du, meine Seele, singe“ (Choral)
Bläsergruppe, Ltg.: Werner Achs

Vortrag von Prof. Dr. Christian Meier (Universität München, ehemaliger Schüler des Christianeums):
„Theodor Mommsen –
Bilanz und offene Fragen
hundert Jahre nach seinem Tod“

M. Albert: „Feelings“
Brass Band, Ltg.: Werner Achs
Tenorsaxophon: Moritz von Hurter

Enthüllung der Gedenktafel

Ulf Andersen

Zum 100. Todestag Theodor Mommsens

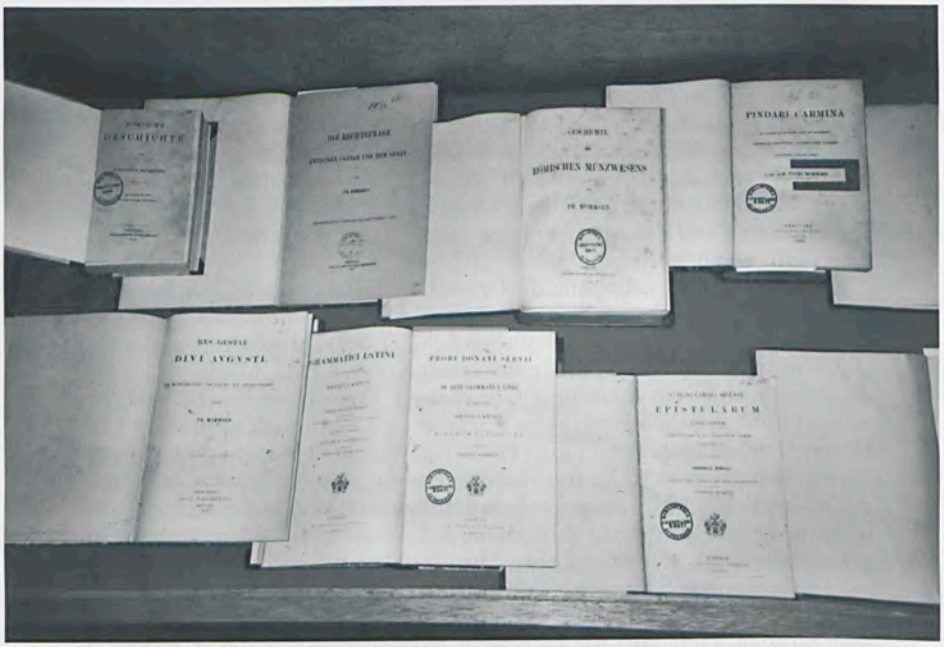
Verehrte Festversammlung, liebe Schülerinnen und Schüler,
das Christianeum gedenkt heute seines prominentesten Schülers Theodor Mommsen, dessen 100. Todestag sich am Sonnabend jährte.

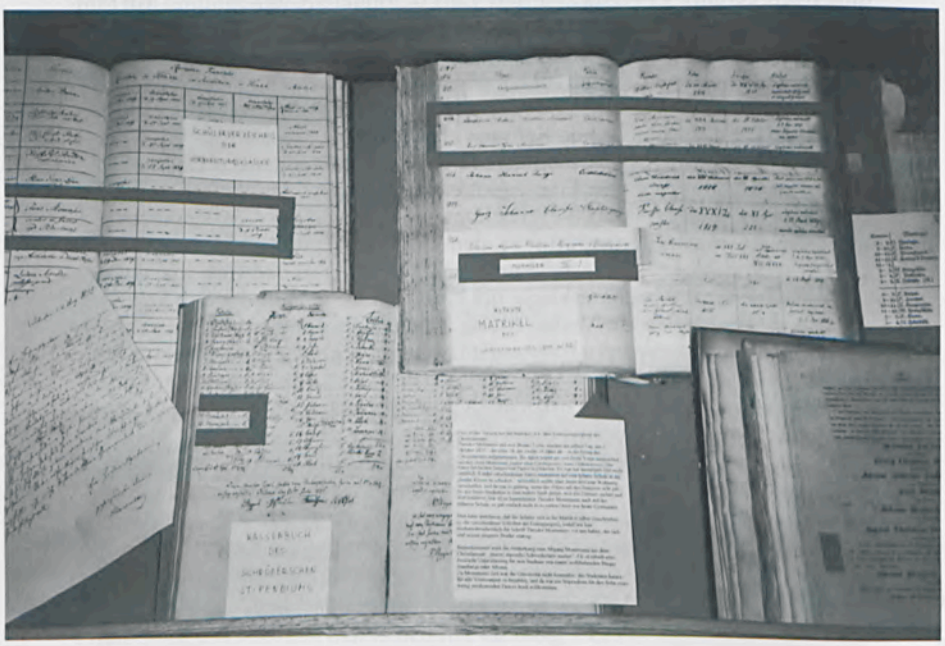
Wir freuen uns, dass eine große Zahl von Gästen unserer Einladung gefolgt ist. Stellvertretend für alle, die uns herzlich willkommen sind, begrüße ich den Staatsrat der Behörde für Bildung und Sport, Herrn Dr. Reinhard Behrens, sowie den Bezirksamtsleiter des Bezirkes Altona, Herrn Hinnerk Fock – also im übertragenen Sinnen den heutigen Nachfolger der Bürgermeister der einst

selbständigen Stadt Altona. Erlauben Sie mir, dass ich aus der großen Zahl der mit dem Christianeum früher und heute verbundenen Pensionäre meinen Amtsvorgänger, Herrn Kuckuck, besonders hervorhebe, der schon anlässlich der letzten großen Mommsen-Würdigung vor 36 Jahren gesprochen hat, und unseren langjährigen Schulsenator Herrn Prof. Dr. Grolle, der die Geschichte des Christianeums auch mit dem wissenschaftlichen Interesse des Schulhistorikers begleitet. Ein Glücksfall für uns ist natürlich, dass Sie, Herr Professor Meier, aus Hohenschäftlarn bei München unserem Ruf gefolgt sind, Persönlichkeit und Leistung Mommsens aus der Sicht des heutigen Althistorikers kritisch zu würdigen.

Am Ende der Veranstaltung dürfen wir eine Plakette mit dem Konterfei Theodor Mommsens enthüllen. Wir haben es, wie auch die Ehrentafeln für die anderen beiden außergewöhnlichen Schüler des Christianeums, Maimon und Wienbarg, einem wahren Meister seiner Kunst, Detlev Allenberg, zu verdanken – auch er ein ehemaliger Christianeer. Dass dieses Projekt realisiert werden konnte, haben großzügige Förderer ermöglicht; ich nenne hier Frau Gülseren Erkan und Herrn Horst Hansen sowie die Vereinigung der Ehemaligen und nicht zuletzt die Bezirksversammlung Altona. Vielen Dank! Anschließend haben wir die Gelegenheit, draußen in der Pausenhalle eine höchst informative und anregende Ausstellung mit Texten und Bildern zu besichtigen, die das lange, vielseitige Leben Theodor Mommsens dokumentieren. Sie ist in monatelanger Kleinarbeit – um nicht zu sagen Kärrnerarbeit – von unserem Bibliothekar und Archivar Gunter Hirt vorbereitet und zusammengestellt worden. Herr Hirt hat auch beim Zustandekommen dieser Veranstaltung Regie geführt. Er verdient unsere ganz besondere Anerkennung! Mit ihm hat sich eine ganze Reihe von Kolleginnen und Kollegen ins Zeug gelegt, um im Fachunterricht oder zuletzt bei der Logistik den heutigen Ablauf vorzubereiten; „in fine laus" auch unseren Musikern, die uns trotz bevorstehender Chor- und Orchesterreisen, trotz des Vorlaufes für die Adventskonzerte diesen großartigen musikalischen Rahmen ermöglichen.

Was verbindet heutige Christianeer mit einem prominenten Ehemaligen, der unsere Schule vor vielen Generationen besucht hat? Auf den ersten Blick, so scheint es, gibt es wenig Vergleichbares. 1834 war das Christianeum die angesehenste Ausbildungsstätte in den dänisch regierten Herzogtümern Schleswig und Holstein. Sie zeichnete sich vor anderen dadurch aus, dass es über der Prima als Abschlussklasse noch die Selekta gab, in der den Schülern eine Art Kollegbetrieb zur Vorbereitung auf das Universitätsstudium geboten wurde. Wer sich eine spätere Karriere im höheren Staatsdienst erträumte, kam an dieser Selekta nicht vorbei. Das war auch der Grund dafür, dass der Oldesloer Pastor Jens Mommsen, ursprünglich aus Garding auf Eiderstedt stammend, seine beiden ältesten Söhne Theodor und den zwei Jahre jüngeren Tycho am 3. Oktober 1834 gleichzeitig für die Prima das Christianeums anmeldete. Vorher hatte er die beiden, also Theodor bis zu dessen 17. Lebensjahr, selbst unterrichtete – eine hervorragende Bildung, wie sich noch zeigen sollte. Einen Teil des Schulgeldes mussten sich die Brüder durch Nachhilfeunterricht in Altona hinzuverdienen. Der Unterricht war streng formal-philologisch ausgerichtet. Griechisch und Latein nahmen fast die Hälfte aller Unterrichtsstunden in Anspruch. Die Schulzeit endete nicht mit einer allge-


GESCHICHTE
DIE RECHTSFRAGE
RÖMISCHEN MÜNZWESENS
PINDARI CARMINA
RES GESTAE
DIVI AVGVSTI
PRORI DONATI SERVII
EPISTULARUM


MATRIKEL
KASSENBUCH
DES
SCHRÖDERSCHEN
STIFTENBIURIS

meinen Prüfung wie unser heutiges Abitur, sondern individuell, wenn der Schüler sich reif genug fühlte und sich zu einem Abschlussexamen meldete. Gemeinsam legten die Brüder denn auch ihre Prüfungen ab.

Legen wir das Urteil des Professorenkollegiums zugrunde, war Theodor Mommsen ein rundum erfolgreicher, lernfähiger und ehrgeiziger Spitzenschüler seiner Anstalt gewesen, so recht geeignet, für nachfolgende Generationen als Vorbild herzuhalten. Umso mehr wird es heutige Schüler interessieren, dass es auch noch andere, weniger offizielle Spuren Mommsens im Schularchiv gibt: Da war die Sache mit der Knallerbse im Klassenraum, die zu einer strengen Disziplinarkonferenz des Kollegiums führte. Tycho Mommsen („Mommsen II") wurde vorgeladen und aufgefordert, den Missetäter preiszugeben. Er weigerte sich beharrlich, was ihm strengen Hausarrest einbrachte. Darauf verlangte der „ältere Mommsen", so steht es im Protokoll, vorgelassen zu werden und zugunsten seines Bruders sprechen zu dürfen. Ihm gelang es denn auch, den Jüngeren zu Reue und Besserungsgelöbnis zu bewegen.

Schwerer wiegt heute noch, was wir von Mommsens Urteil über seine Lehrer und seine Schulzeit erfahren. Hatte er noch am Tage seines Abganges am 8. April 1838 in einer kunstvoll formulierten lateinischen Rede für die Schrödersche Stipendienstiftung öffentlich die Vorteile gerühmt, die das Gymnasium dem Vaterlande gewähre, so redete er einen Tag später vor den Freunden des „Wissenschaftlichen Vereins" Klartext: Seine Ausführungen vom Vortage seien das „Produkt einer Galeerensklavenarbeit, wo Gegenstand und Form gleich lästig waren". Er spricht von einer „Zwangsanstalt" und davon, dass er jetzt den „Schulstaub von den Füßen schütteln" dürfe, und er schließt mit den Worten: ... „wir wissen, was hinter uns liegt; wir wissen, daß wir in kein Paradies kommen, aber wissen, daß es anders, daß es besser werden muß".

Dieser „Altonaer Wissenschaftliche Verein" der Selektaner des Christianeums, 1828 gegründet und bis zur Gleichschaltung aller Schülervereine durch die Nationalsozialisten 1938 ein jugendlich-lebendiger, ungemein ideenreicher und produktiver Klub, war denn auch die eigentliche intellektuelle Heimat des Schülers Mommsen. Hier meldeten sich die jungen Leute mit scharfsinnigen Aufsätzen zu Wort über Themen, die ihnen wirklich wichtig waren, und lernten Kritik der anderen auszuhalten. In den wöchentlichen Sitzungen wurde über die Literatur diskutiert, die ihnen im Unterricht verschlossen blieb. Heine und Börne gehörten dazu und natürlich der vormalige Christianeer Ludolf Wienbarg, von dem sie nur ein gutes Jahrzehnt trennte. Bemerkenswert ist, dass Wienbarg sehr schnell auf die literarischen Versuche Mommsens aufmerksam wurde und sie wohlwollend rezensierte. Wann immer der alten Mommsen später auf seine Schulzeit am Christianeum zurückkam, hatte er erkennbar den „Wissenschaftlichen Verein" im Sinn, dem er noch als 81jähriger die schönen Verse widmete:

Mommsen-Ausstellung – links oben: Erstausgaben von Werken Theodor Mommsens sowie seines jüngeren Bruders Tycho
unten: Handschriftliche Spuren der Brüder Mommsen in Matrikeln und im Stipendien-Verzeichnis

Aus der versunkenen Zeit, als noch die Locke mir braun war,
Übermütig der Sinn, tauchen die Blätter empor.
Hoffen ist leicht und reich; schwer ist und karg das Gewinnen;
Werde dem jungen Geschlecht jenes wie dieses zuteil!
Blicken wir Alten zurück auf das Wogen und Wagen der Jugend,
Lächeln wir freilich dazu; aber im Lächeln ist Ernst".

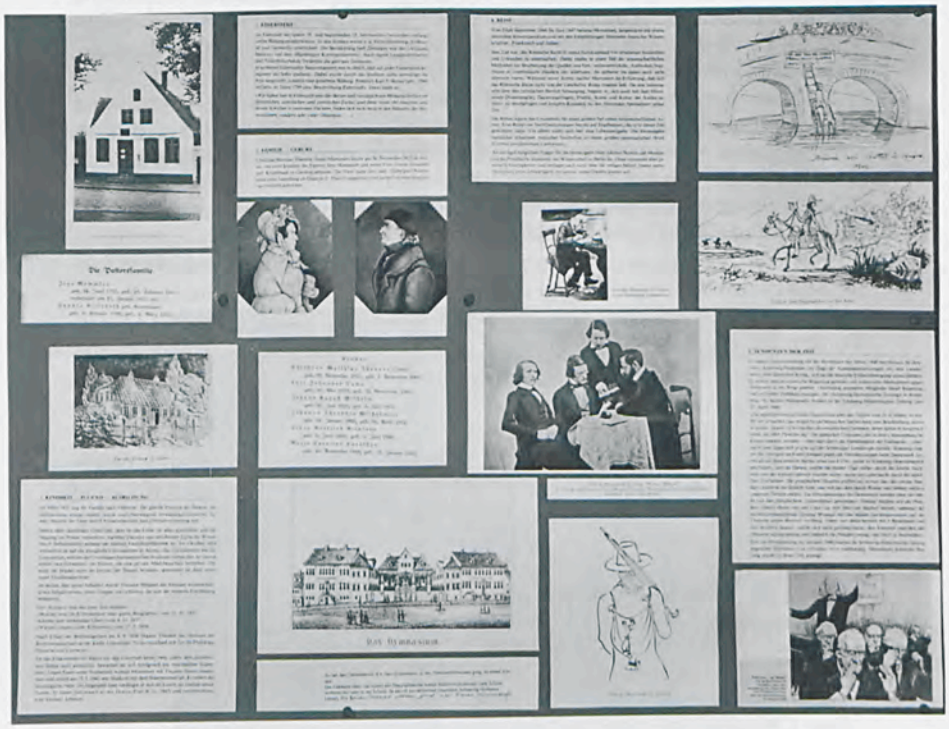
Aus Mommsens aktiver Zeit im „Wissenschaftlichen Verein" sind drei Aufsätze erhalten. Sie tragen in der Reihenfolge die beziehungsreichen Titel: „Welches sind die Erfordernisse einer guten Biographie?", „Genies sind notwendige Übel" und „Warum schadet vieles Kritisieren?". Man könnte versucht sein, in diesen drei Titeln schon die Maximen von Mommsens Lebenswerk zu entdecken.

Wir werden sehen, dass Theodor Mommsen auch heutigen Schülergenerationen Ansatzpunkte genug bietet, sich mit ihm auseinander zu setzen: Bewundernswertes und Glanzvolles, aber auch Widersprüchliches und Befremdliches. Da ist der junge Lyriker, der gemeinsam mit Theodor Storm Gedichtbände veröffentlichte; dann der 48er Patriot und Sympathisant des demokratischen Widerstandes, der für seine Gesinnung die Leipziger Professur aufs Spiel setzte. Da ist der leidenschaftliche liberale Politiker, der als Abgeordneter im Preußischen Abgeordnetenhaus und im Reichstag für den Verfassungsstaat stritt und mit Bismarck aneinander geriet. Viel später sollte er in seinem Testament bekennen: „Politische Stellung und politischen Einfluss hab ich nie gehabt und nie erstrebt, aber in meinem innersten Wesen, und ich meine, mit dem Besten, was in mir ist, bin ich stets ein animal politicum gewesen". (Was waren das für Zeiten, als in Deutschland Wissenschaftler von internationalem Ruf sich verpflichtet fühlten, ihr Können und ihr Renommee mit einem Parlamentsmandat zu verbinden!) Unerschrocken und kompromisslos stellte sich der Berliner Akademiesekretär Mommsen dem antisemitischen Zeitgeist entgegen, für den sein professoraler Kollege Heinrich von Treitschke das Sprachrohr hergab.

Und über allem natürlich der Wissenschaftler, der Philologe, Jurist, Historiker und Schriftsteller. Schon sein Lebenswerk, die Sammlung lateinischer Inschriften, das CIL, das laut Stefan Rebenich bei Mommsens Tod 130000 Inschriften umfasste, ist eine Fleißarbeit, die allein ihn unsterblich gemacht hätte. Dazu die umwälzende Darstellung des „Römischen Staatsrechts" und schließlich die „Römische Geschichte" – in aller Parteilichkeit der Darstellung und aller Wortgewalt zeitgebunden und modern zugleich. Das Stockholmer Nobel-Komitee, das mit dem Literaturpreis in Mommsen erstmals eine Deutschen würdigte, sah in ihm (wie es in der Urkunde heißt) den „größten Meister der historischen Darstellung, besonders in Anerkennung seiner monumentalen ‚Römischen Geschichte'".

Lieber Herr Professor Meier, die Parallelen Ihrer Biographie mit der Mommsens sind in mancher Hinsicht frappierend; Christianeer wie er mit einer durch die Kriegsereignisse bedingten gleich langen oder gleich kurzen Verweildauer, Historiker und Philologe mit einer breiten Fundierung im römischen Recht, Ordinarius an mehreren Universitäten nicht nur in Deutschland, sondern auch in der Schweiz. Und neben bedeutenden anderen Ehrenämtern gleich-

falls Sprecher einer illustren Akademie, nämlich als langjähriger Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt. Sie haben nach vielen beeindruckenden Werken Ihre große Caesar-Biographie vorgelegt, die zu Recht auch als literarische Leistung gewürdigt wurde. Und schließlich melden Sie sich immer wieder in mahnenden oder auch streitbaren Leitartikeln zu politischen Fragen zu Wort. Wir sind überzeugt, dass niemand kompetenter ist als Sie, heute zu uns über Mommsen zu sprechen.



Mommsen-Ausstellung:
Schautafel „Familie, Jugend und Studienzeit Mommsens"

Der Antisemitismusstreit oder Was ist die Steigerung von „deutsch"?

Im Jahre 1871 wurde mit der Reichsgründung auch die Gleichstellung der Juden festgeschrieben. Aber, wie so oft, brach sich das, was gesetzlich geregelt wurde, an der gesellschaftlichen Wirklichkeit.

Und mehr noch, die Gleichstellung – von vielen abgelehnt – löste bei radikalen Gegnern, die bisher still gehalten hatten, die Zunge und förderte eine Welle antisemitischer Reaktionen zu Tage.

Wir möchten hier – dem Rahmen gemäß – den auf wissenschaftlicher Ebene geführten Antisemitismusstreit skizzieren, in dem Theodor Mommsen eine bedeutende Rolle spielte.

Nachdem zweitklassige, gleichwohl bekannte Journalisten, den Judenhass mit Hinweisen auf deren ausbeuterisches, parasitäres und betrügerisches Verhalten gegenüber dem „deutschen Volk" angeheizt hatten, meldeten sich Wissenschaftler von Rang zu Wort. Heinrich von Treitschke, renommierter Berliner Historiker, trug mit Schriften zur Verbreitung antijüdischer Stereotype bei, mit Sätzen wie: „Die Juden sind unser Unglück". Er sprach von „Jahrtausenden germanischer Gesittung" und warnte vor einem „Zeitalter deutsch-jüdischer Mischkultur".

Auf diese Angriffe reagierten viele namhafte deutsche Juden, unter ihnen Rabbiner und Philosophen, die unisono klarzustellen versuchten, dass sie sich voll und ganz als Deutsche der deutschen Nation verpflichtet fühlten, und sie nur der Glaube von den Christen unterscheide.

Der einflussreichste Nichtjude, der Treitschke kritisierte, war der Althistoriker und Politiker Theodor Mommsen.

In Briefen, Zeitungsartikeln und Flugschriften wies er Treitschke und seiner Seilschaft nach, dass sie, gewollt oder ungewollt, mit der scharfen Kritik an den deutschen Juden zuvörderst der jungen Nation schadeten. In anderen Worten: Treitschke, habe ein Eigentor geschossen, da er die junge Nation, auf die auch er stolz war, aufs Heftigste gefährdete. Mommsen legte die Intoleranz und antiliberale Haltung bloß, die er aus Treitschkes Schriften über deutsche Juden herauslesen konnte.

Treitschkes Thesen laut zu Ende denkend, entlarvte Mommsen ihn als einen im Schafspelz des Liberalismus getarnten Wolf, dessen Geheul Signal für „um sich greifenden Massenwahn und Bürgerkrieg" sei. Mommsen sah – an der Judenfrage exemplifiziert – antiliberale Sumpfblüten wachsen, die den Frieden gefährdeten.

„Die gute Sitte und noch eine höhere Pflicht gebieten, die Besonderheiten der einzelnen Nationen und Stämme mit Maß und Schonung zu diskutieren. Je namhafter ein Schriftsteller ist, desto mehr ist er verpflichtet, in dieser Hinsicht diejenigen Schranken einzuhalten, welche der internationale und der nationale Friede erfordert.

Eine Charakteristik der Engländer und der Italiener von einem Deutschen, der Pommern und der Rheinländer von einem Schwaben ist ein gefährliches Unternehmen: bei aller Wahrhaftigkeit und allem Wohlwollen hört der Besprochene doch von allem nur den Tadel.

Das unvermeidliche und unvermeidlich ungerechte Generalisieren wirkt verstimmend und erbitternd, während es selbstverständlich eine Lächerlichkeit sein würde, von solchen Schilderungen eine Besserung der bezeichneten Schäden zu erwarten. Darin liegt vor allem das arge Unrecht und der unermeßliche Schaden, den Herr von Treitschke mit seinen Judenartikeln angerichtet hat." (S. 171/172)

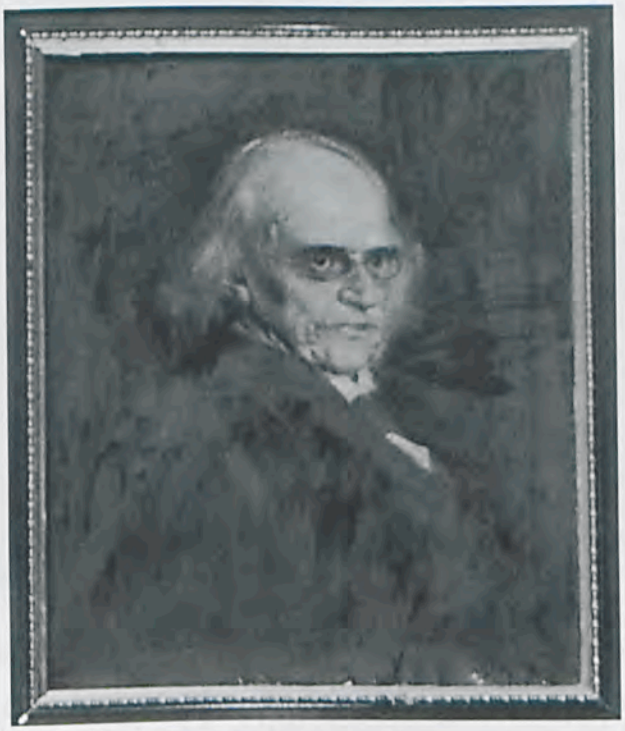
Hier wird deutlich, warum Mommsen sich aufgefordert fühlte, Treitschke vehement zu widersprechen: Es waren weniger die Juden, deren Rechte er verteidigen wollte. In dem Judenbild waren beide nämlich gar nicht so weit von einander entfernt, wohl aber in der Vorstellung, was ‚Deutschtum' ist.

Anders als Treitschke war Mommsen der Auffassung, dass die Deutschen gar nicht so einheitlich und zusammengewachsen waren, wie es gerne dargestellt wurde und gerade die Vielfalt eine stabilisierende Funktion habe:

„Wir verhehlen uns die Verschiedenheit nicht; aber wer recht fühlt, der erfreut sich derselben, weil die vielfachen Ziele und Verhältnisse des Großstaates den Menschen in seiner ganzen Mannigfaltigkeit fordern und die Fülle der in unser großes und schicksalvolles Volk gelegten Gaben und der ihm auferlegten Verpflichtungen von keinem einzelnen Stamm ganz entwickelt und gelöst werden kann.“ (S. 162/163)

Die Reichsgründung war für Mommsen ein Anfang, ein Pflänzchen, das es zu hegen und zu pflegen galt. Die junge Nation bedurfte eines hohen Maßes an Toleranz, der Kompromißfähigkeit, um sich nicht selbst zu gefährden. In dem entfachten Judenhaß sah Mommsen also eine Gefährdung der Nation.

„Morgen wird vielleicht bewiesen, dass genaugenommen jeder Berliner nicht besser sei als ein Semit. Noch etwas weiterhin, und der Pommer fordert die Erstreckung der Statistik auf die Windbeutelei und hofft durch Zahlen zu beweisen, dass dann in den westlichen Provinzen ein doppelter Prozentsatz sich herausstellen werde.



Porträt Mommsens von Friedrich Peters-Weber nach dem berühmten Lenbach-Vorbild

Es wäre das nicht der ungeschickteste Weg, um die Einheit unserer Nation zu untergraben. Wir verdanken sie mehr dem Haß unserer Feinde als unserem eigenen Verdienst; was der Krieg verbunden hat, kann der Friede, namentlich ein Friede, wie er jetzt in der Presse und auf den Tribünen schaltet, wiederum lockern.

Der Hader unter West und Ost, unter Norden und Süden der Nation kann ebenso von den Toten wiederauferstehen, wie andere längst für gestorben und begraben gehaltene Ungeheuerlichkeiten.

Uns allen klingt Moltkes Wort im Gedächtnis nach, daß was ein Feldzug gewonnen hat, dreißig Jahre der Verteidigung fordert.

Verteidigung aber heißt nicht bloß Einheit, sondern auch Einigkeit." (S. 167/168)

Alle Zitate wurden kursiv gedruckt. Sie stammen aus dem Buch: **Mein Vater** von **Adelheid Mommsen**, erschienen im Matthes und Seitz Verlag.

Christoph Boneberg , Dimitry Rachmann,
GMK- Kurs Frau Greiner, 1. Sem.

Kritik an Cicero

Meine Damen und Herren,

wir, der Lateinleistungskurs des ersten Semesters, befassen uns momentan im Unterricht mit dem durch das Zentralabitur vorgegebenen Autor Cicero in Auszügen aus seinen Briefen und öffentlichen Reden. In diesem Zusammenhang sind wir auf die Kritik Mommsens an Cicero gestoßen, deren vernichtendes Urteil uns überrascht hat. Es taucht für uns die Frage auf, ob diese Kritik in allen Punkten berechtigt ist. Obwohl wir uns bewußt sind, daß uns Mommsens Kennerschaft der Materie fehlt, wollen wir dennoch einige Vorbehalte äußern. Wir werden nun Zitate sowohl von seiten Mommsens als auch von Seiten Ciceros gegenüberstellen. So schreibt Mommsen beispielsweise über Cicero:

Als Staatsmann ohne Einsicht, Ansicht und Absicht, hat er nacheinander als Demokrat, als Aristokrat und als Werkzeug der Monarchen figuriert und ist nie mehr gewesen als ein kurzsichtiger Egoist.

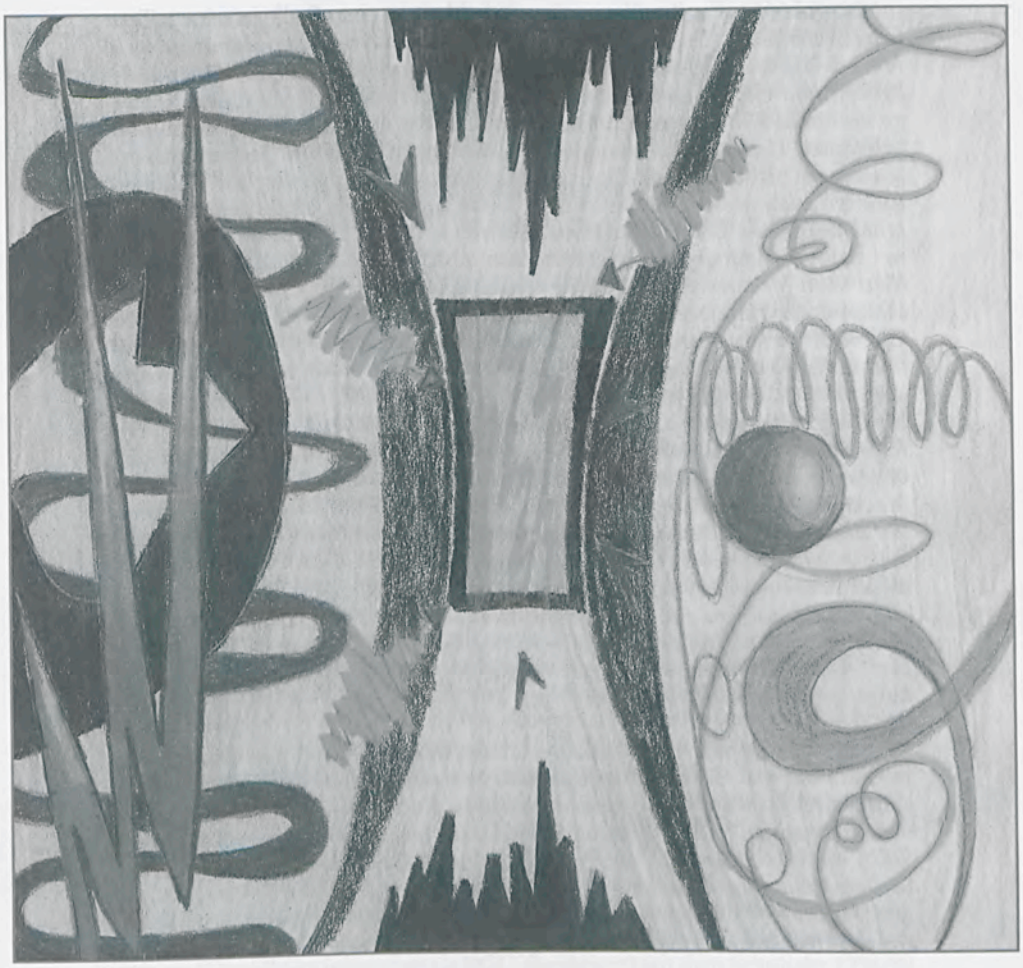
(Quelle: Theodor Mommsen, Römische Geschichte Bd. 3. 9. Aufl. Berlin 1904 S. 617–621)

Dem ist mitnichten so. Cicero läßt keinerlei Zweifel an seiner politischen Absicht. Er schreibt im Dezember 54 an Lentulus:

Genauso müssen wir alle uns in der Politik als Ziel setzen, was ich stets betont habe, einen Frieden in Ehren.

(Quelle: M. Cicero grüßt den Imperator Lentulus. Rom, im Dezember 54)

Frieden in Ehren heißt für Cicero kein wie auch immer geartetes Arrangement mit den Tyrannen. Damit wäre widerlegt, daß es Cicero an politischer Absicht mangelt. Desgleichen ließe sich leicht zeigen, daß es ihm auch an Einsichten und deutlichen Ansichten nicht gefehlt hat.



Es gibt deutliche Hinweise darauf, daß Mommsen aufgrund eigener negativer politischer Erfahrungen zu diesem wenig sachlichen, äußerst emotionalen Urteils gelangte. Von diesen Erfahrungen weiter zu berichten, geht leider über den Rahmen unseres Vortrages hinaus.

Mommsen beschreibt Ciceros Persönlichkeit an einer Stelle in seinem Text folgendermaßen: *„Daß ein solcher Staatsmann und ein solcher Literat auch als Mensch nicht anders sein konnte als von schwach überfirnißter Oberflächlichkeit und Herzlosigkeit, ist kaum noch nötig zu sagen.“* Mit dieser Aussage verurteilt Mommsen den Charakter Ciceros auf schlimmste Weise und behauptet, Cicero habe keinerlei Menschlichkeit besessen. Somit kritisiert Mommsen nicht nur stark Ciceros Fähigkeiten als Schriftsteller und Politiker, sondern auch dessen Persönlichkeit. Diese Behauptung macht deutlich, wie sehr Mommsens Text von seiner subjektiven Meinung und vor allem von eigener Emotionalität geprägt ist. Mommsen schafft es nicht, sachlich zu bleiben. Man kann Mommsens scharfe Verurteilung in Bezug auf Cicero als Mensch sehr einfach widerlegen, indem man z. B. einen Blick auf den Brief wirft, den Cicero an seinen Sekretär Tiro schrieb, als dieser gerade krank war: *„Jedenfalls darfst Du Dich auf keinen Fall weder zu Schiff noch zu Lande auf den Weg machen, ehe Du nicht ganz wieder gesund bist. Es ist früh genug, wenn ich Dich völlig genesen wiedersehe. Der Arzt, schreibst Du, hat einen guten Ruf, und ich höre dasselbe, aber mit seinen Verordnungen bin ich gar nicht einverstanden. Suppe hätte er Dir nicht verabfolgen dürfen, wo Du mit dem Magen nicht in Ordnung bist. Ich bitte Dich, mein Tiro: Scheue keine Kosten bei allem, was für Deine Genesung erforderlich ist. Ich habe Curius geschrieben, er solle Dir geben, was Du verlangst. Auch dem Arzt müßte man wohl etwas zukommen lassen, um so mehr wird er sich Mühe geben. Deine Dienste an mir sind nicht zu zählen, im Hause und auf dem Forum, in der Stadt und in der Provinz, in privaten und öffentlichen Belangen, bei meinen Studien und literarischen Arbeiten, allem setzt Du die Krone auf, wenn ich Dich, wie ich hoffe, gesund wiedersehe.“*

Neben den sachlichen Bedenken erscheint uns die Darstellung Mommsens, im Hinblick auf Ciceros Rhetorik und Stilistik, zudem nicht ganz widerspruchsfrei. So schreibt Mommsen einerseits *„Er war der Schöpfer der modernen lateinischen Prosa; auf seiner Stilistik ruht seine Bedeutung und allein als Stilist auch zeigt er ein sicheres Selbstgefühl.“* Und *„Er verstand es, seine Sacherzählung anekdotenhaft pikant vorzutragen, (...), die Sentimentalität seiner Zuhörer zu erregen und durch Witze und Witzeleien meist persönlicher Art das trockene Geschäft der Rechtspflege zu erheitern.“*

Andererseits beschreibt Mommsen Cicero als *„eine Journalistennatur im schlechtesten Sinne des Wortes, an Worten, wie er selber sagt, überreich, an Gedanken über alle Begriffe arm.“*

Wenige Zeilen später behauptet Mommsen: *„Man vermißte in Ciceros Sprache Knappheit und Strenge, in den Späßen das Leben, in der Anordnung Klarheit und Gliederung, vor allen Dingen aber in der ganzen Beredtsamkeit das Feuer, das den Redner macht.“*

Theodor Mommsen beschreibt auch die Rhetorik allgemein sehr negativ und nennt sie in einem Zuge mit Unpoetik und Rechthaberei. Dies erscheint uns recht verwunderlich, da Mommsen selbst seinen Text mit rhetorischen Mitteln wie z. B. der Wendung „Ohne Einsicht, Ansicht und Absicht" ausschmückt.

Wiebke Strenge
Charlotte Mook
Stefan Witte
Nicolai Bastmeyer
Yılmaz Erenler

Kurs Wirtschaftspraxis II – „business@school" startet mit großem Erfolg

Speckige und zerfledderte Bücher werden aus einem alten Scout-Schulranzen geholt: Eingerissene lose Buchseiten mit längst überholten Bildungsinhalten der 70er und 80er Jahre sinken langsam zwischen ca. 200 konsternierten Damen und Herren im Businessoutfit zu Boden ... „Meine Damen und Herren, so sehen die Schulbücher in der Freien und Hansestadt Hamburg aus, mit denen unsere Generation das Rüstzeug für eine globalisierte Welt erwerben soll!" Auf diese drastische Weise veranschaulichten Annika Jahnke, Adrian Frenzel, Jannis Holthusen und Jannis Koehn am 23. 06. 2003 in den Räumen der Unternehmensberatung „The Boston Consulting Group" in München einem hochkarätigen Publikum aus Vertretern von Wirtschaft, Politik und Medien die Notwendigkeit, mit ihrer Geschäftsidee „Rent-a-book" die Versorgung Hamburger Schüler mit Büchern auf eine völlig neue Grundlage zu stellen.

Die Geschichte dieses spektakulären Auftritts beginnt im Sommer 2002 im Christianeum. Damals stimmte die Schulkonferenz der probeweisen Einrichtung eines dreistündigen Kursangebotes „Wirtschaftspraxis II" für die beiden in der Studienstufe befindlichen Jahrgänge zu. 21 Schülerinnen und Schüler, unter ihnen Annika, Adrian, Jannis und Jannis, ließen sich trotz der Ankündigung von „mehr Arbeit als in einem herkömmlichen Kurs" auf die Herausforderung ein, den Bereich Wirtschaft auf eine völlig neue Weise zu erschließen.

Das Projekt

Im Kurs Wirtschaftspraxis II wird das Projekt „business@school" durchgeführt, das von der strategischen Unternehmensberatung „The BostonConsulting Group" (im folgenden als BCG abgekürzt) seit dem Schuljahr 1998/99 pro bono veranstaltet wird, nunmehr in Zusammenarbeit mit über 60 deutschen und österreichischen Schulen.

Ziel des Projektes ist weniger die Wissensvermittlung im Bereich Wirtschaft auf klassische Art als vielmehr durch neue Formen des Lernens. Über drei Projektphasen „Wirtschaft in Groß", „Wirtschaft in Klein" und „Die eigene Geschäftidee" erwerben die Schülerinnen und Schüler in Teams von vier bis sechs Personen im Verlauf eines Schuljahrs immer profunderes Wissen und

Beurteilungsvermögen hinsichtlich maßgeblicher Bereiche der Wirtschaft, können ihre Arbeit zeitlich und inhaltlich effizienter eigenständig organisieren und gewinnen eine hohe Souveränität bezogen auf Inhalt, Aufbau, Vortrag und Diskussion der Präsentation der Arbeitsergebnisse.

Allein der Bereich „Arbeit im Team" unterscheidet sich bereits fundamental vom herkömmlichen Schulalltag: Damit ist keine Gruppenarbeit für ein paar Schulstunden gemeint, sondern das Team arbeitet über ein Schuljahr zusammen und muss deshalb auch z.B. Probleme im zwischenmenschlichen Bereich oder hinsichtlich unterschiedlicher Arbeitsauffassungen auf einem völlig anderen Niveau produktiv bewältigen, damit das Teamarbeitsergebnis letztendlich die Summe der Einzelleistungen der Teilnehmer um ein Vielfaches übertrifft.

Betreut werden die Schülerinnen und Schüler nicht nur von der Lehrkraft, sondern auch von Beraterinnen und Beratern der „Boston Consulting Group", die sich ehrenamtlich im Projekt „business@school engagieren. Unsere Teams wurden von Sabrina Lewerenz, Petra Lücke-Verlemann und Christine Poppenhusen (ehemalige Schülerin des Christianeums) beraten. Ihnen gebührt großer Dank für die vielen Stunden ihrer Freizeit, die sie der Arbeit mit uns im Projekt widmeten!

Bei den Abschlussveranstaltungen zu den jeweiligen Phasen, die wir gemeinsam mit dem Gymnasium Rissen durchführen, begutachtet eine mit Vertretern aus der Wirtschaft, von Hochschulen oder Verbänden, von BCG und Lehrern besetzte Jury die zwanzigminütigen Präsentationen und fühlt den Teams anschließend zehn Minuten lang mit Fragen auf den Zahn. Nach einem „Ranking" bekommen die Teams eine Rückmeldung über Stärken und Schwächen hinsichtlich ihrer vorgestellten Arbeit. An dieser Stelle möchte ich nicht nur den Jurymitgliedern der BCG, sondern allen externen Mitgliedern der Jurys herzlich danken, die sich bereit fanden, an Freitag Nachmittagen vier bis fünf Stunden ihrer Zeit zu opfern, um die Arbeit der Schülerinnen und Schüler in diesem Kurs zu würdigen. Ihr Engagement hat wesentlichen Anteil am erfolgreichen Verlauf dieses Kurses gehabt.

Phase I: „Wirtschaft in Groß"

In der ersten Projektphase beschäftigen sich die Teams mit je einem Großunternehmen, in unserem Kurs waren dies die Lufthansa, VW, T-Mobile und Puma. Wichtige Informationenquellen sind neben Geschäftsberichten und sonstigen Publikationen der Unternehmen für die kritische Beurteilung auch Materialien aus der Wirtschaftspresse und aus dem Internet. In einigen Fällen helfen auch unsere Berater mit schwer zugänglichen oder ansonsten kostenpflichtigen Informationen aus. Da eine umfassende Analyse eines Großunternehmens innerhalb der kurzen Zeit (abzüglich der Herbstferien ca. zwei Monate) für Schülerinnen und Schüler eine Überforderung darstellt, konzentriert sich jedes Team bei seiner Arbeit auf eine bestimmte zu untersuchende Fragestellung, z. B. „Worin ist der überdurchschnittliche Anstieg des Kurses der Puma-Aktie begründet?" oder „Warum steigt Lufthansa in den Billigflugsektor ein?"

Im Unterricht liegt der Schwerpunkt auf der Vermittlung von wichtigen Aspekten bei einer Unternehmensanalyse, z.B. der Bilanz, aber auch von Prä-

sentationstechniken sowie der Überprüfung der Plausibilität der Untersuchungsergebnisse, Hilfestellungen hinsichtlich der Breite und Tiefe der Recherchen der einzelnen Teams. Herausforderungen sind auch, Methoden der effizienten Bearbeitung und Besprechung der Arbeitsergebnisse sowie effektives Zeitmanagement zu erlernen und anzuwenden.

Phase II: „Wirtschaft in Klein"

In der zweiten Projektphase untersuchten die Schülerteams das Fahrradgeschäft Lieb, das Elbe-Kino, die Bar Christiansens sowie das Hotel Gastwerk, alle in Hamburg. Hier ist eine umfassende Analyse eines kleines Unternehmens unter Berücksichtigung aller Kernerfolgsfaktoren, z. B. Standort oder Produktpalette und Umsatz/Kosten/Gewinnstruktur gefordert, um daraus eine Beurteilung der Firma abzuleiten. Schwierig dabei ist, dass im Gegensatz zu den börsennotierten Unternehmen der Phase I die kleineren, oft inhabergeführten Unternehmen nicht veröffentlichungspflichtig sind und, selbst wenn sie zur Zusammenarbeit mit der Schule bereit sind, oft nur ungern Auskunft insbesondere über ihre finanzielle Situation geben. Großen Stellenwert hat deshalb ein Interview mit dem Unternehmer selbst, um ihm durch Anwendung bestimmter Interviewtechniken doch Aussagen über quantitative Größen zu entlocken, die dann durch Abschätzen, Extrapolieren, eigene Berechnungen und Vergleich mit Branchenzahlen zu einer angemessen und kritischen Beurteilung der wirtschaftlichen Situation führen.

Der direkte Kontakt mit den Unternehmerpersönlichkeiten kann aber auch die kritische Sichtweise beeinträchtigen: „Die haben sich in ihren Unternehmer verliebt", wie es Jurymitglied Mark Turley von der Firma Berendsen nach der Präsentationsveranstaltung Mitte Januar 2003 bezogen auf einige Teams formulierte ... Auch wenn die verlangte analytische Teamleistung darunter gelitten haben sollte, so beinhaltet diese „Verliebtheit" doch eine positive Komponente, wenn man weiß, welche Bedeutung kleine und mittelständische Unternehmen für unsere Wirtschaft haben und dass bereits jetzt und verstärkt in Zukunft viele dieser Betriebe mit Nachfolgeproblemen zu kämpfen haben. Für die meisten Schülerinnen und Schüler wird gerade in dieser Phase die Dimension unternehmerischer Selbständigkeit mit allen Vorzügen und Nachteilen zum ersten Mal wirklich fassbar.

Phase III: „Die eigene Geschäftsidee"

Krönung des Projekts „business@school" ist die Phase drei, in der die Schülerinnen und Schüler alles bisher Gelernte anwenden, um eine eigene Geschäftsidee nach allen Regeln der Kunst auf ihre Machbarkeit und Wirtschaftlichkeit zu überprüfen. Die Herausforderungen sind auch hier vielfältig: Zunächst mal muss man eine gute Idee haben. Diese muss dann auch wirtschaftlich tragfähig sein und das bedeutet vor allem rechnen: Markt- und Kundenpotentiale abschätzen, Investitionsvolumina bestimmen, Kreditbedarf abstecken, Liquiditätsberechnungen anstellen und die geeignete Rechtsform wählen, kurz; einen wasserdichten Businessplan zu erstellen, der bei einer Bank zur Kreditzusage führen würde – so der Anspruch des Projekts in dieser Phase.

Im Unterschied zur Arbeit und den Präsentationen in den beiden ersten

Phasen, die Grundlage der Kursnote sind, geht es jetzt noch um mehr: Auf der Präsentationsveranstaltung wird ein Schulsiegerteam ermittelt, welches die Schule auf der Regionalveranstaltung des Bundeslandes vertreten darf. In Hamburg musste sich unser Schulsiegerteam mit denen der Gymnasien Rissen, Helene-Lange und Ohmoor messen.

Die vier Teams im Pilotkurs erarbeiteten spannende Geschäftsideen: Vom automatischen Garderobensystem für Diskotheken und Großveranstaltungen über mit Airbags ausgerüstete Kleidungsstücke für Sportler und ältere Menschen bis zu einen Beeper zur Diebstahlsicherung von Handys und sonstigen Gegenständen. Schulsiegerteam des Christianeums auf der Präsentationsveranstaltung im Mai 2003 wurde das Konzept „Rent a book" des Teams „Securis". Die Grundidee von „Rent a book" ist, Hamburgs Grundschüler von einer zentralen Stelle aus in einem Leasingverfahren mit Schulbüchern zu versorgen um dadurch Kosten zu senken und die Qualität und Aktualität der Schulbücher zu verbessern. Dass dies sich rechnet und wie, wies das Team in seinem Businessplan so überzeugend nach, dass die Vereins- und Westbank zu einer Kreditvergabe bereit war. Bisher liegt die Schulbuchversorgung, also Anschaffung und Ersatz, Ausleihe und Rückgabe, in den Händen der einzelnen Schulen, die von der Behörde für Bildung und Sport hierfür einen Etat zur Verfügung gestellt bekommen.

Der Regionalwettbewerb

Aufgeregte Schülerinnen und Schüler, Lehrerinnen und Lehrer und Beraterinnen und Berater der BCG fieberten am 2. 6. 2003 mit, als die vier Hamburger Schulsieger in der Aula des Christianeums gegeneinander antraten - und nicht nur sie: Angereist waren auch die sechs Schulsiegerteams des Landes Niedersachsen mit ihren Lehrerinnen und Lehrern, denn auch die Regionalentscheidung für Niedersachsen fand parallel in den Räumen unserer Schule statt. Herr Andersen als Hausherr begrüßte die Gäste, die Behörde für Bildung und Sport war durch Staatsrat Dr. Reinhard Behrens als Redner und Mitglied der Jury vertreten. Hochrangige Vertreter namhafter Unternehmen, Verbände und von BCG bildeten die jeweils achtköpfigen Jurys.

Das Team „Securis" hatte seit dem Schulsieg Mitte Mai seinen ca. vierzigseitigen Businessplan noch diverse Male überarbeitet, so dass der Jury ungefähr die vierte Version als gedruckte Fassung vorlag. (Großen Einfluss auf die Ausrichtung des Unternehmenskonzeptes hatte dabei die politische Diskussion um die Frage der Lernmittelfreiheit in Hamburg. Z. B. war das Team zwei Tage vor der Entscheidung über den Schulsieger gezwungen, sein Konzept zu ändern, weil seitens des Hamburger Senats plötzlich neue Denkmodelle verkündet wurden. So kam es im Mai und Juni aufgrund der Aktivitäten des Teams kurzfristig zu Engpässen bei der Versorgung der Schule mit Druckerpatronen, denen aber unser Haushaltsexperte Herr Prigge dankenswerterweise relativ stoisch begegnete, ebenso wie Frau Rauch, Frau Kotte, Herr Bock und etliche andere, die vor den Präsentationsveranstaltungen zu den unmöglichsten Zeiten nach Schlüsseln für Räume, Papier oder sonst was gefragt wurden).

Unser Team hatte einen schweren Stand: Sie waren als erste für die Präsentation ausgelost worden und hatten damit die undankbare Aufgabe, die ca. 150

Zuschauer in der großen Aula nicht nur „aufzuwärmen", sondern für ihr Unternehmenskonzept zu begeistern ... So war die Spannung groß, als die Jury ca. vier Stunden nach Beginn der Veranstaltung ihre Entscheidung bekannt gab: „Securis" hatte es geschafft und würde mit dem Konzept „Rent a book" Hamburg auf dem Bundeswettbewerb vertreten!

Zwischen Landesssieg und Bundeswettbewerb

Die Zeit zwischen Landesentscheid am 02. 06. und Bundeswettbewerb am 23. 06. 2003 war nicht minder arbeitsaufwändig für das Team, dadurch, dass einige Teammitglieder in dieser Zeit auch ihre mündlichen Abiturprüfungen absolvieren mussten und dennoch der Businessplan nochmals optimiert werden musste. Dies bedeutete auch weitere Termine mit Rechtsanwälten, Bank und Unternehmen wie DHL, der Logistiktochter der Post.

Außerdem führte der Landessieg des Teams „Securis" zu Reaktionen aus der Behörde für Bildung und Sport: Aufgeschreckt durch einen Bericht der „Tageszeitung" über den Regionalsieg des Teams, in dem vom Missmanagement der Behörde im Bereich der Schulbuchversorgung die Rede war, fragte die zuständige Abteilung nach der Analyse des Schülerteams, um ggf. Prozesse optimieren zu können. Die Abteilung für staatliche Beteiligungen wollte das Businesskonzept dahingehend überprüfen, ob bei einer eventuellen Unternehmensgründung durch die Schüler ein finanzielles Engagement des Landes Hamburg sinnvoll sein könnte.

Auf der Regionalveranstaltung lud Staatsrat Dr. Behrens das Team zu einer Präsentation in die BBS ein, die Terminvereinbarung gestaltete sich jedoch schwierig, so dass erst am 19. 09. 2003 das Team Senator Lange und Vertretern der Behördespitze sein Konzept präsentierte. Resonanz: Man zeigte sich beeindruckt und überlegt nun in der Behörde, ob das Konzept umgesetzt werden könnte.

Der Bundeswettbewerb

Die Spannung am 23. 06., dem Wettbewerbstag in München, war mit den Händen zu greifen, nachdem sich am Vorabend noch alle Beteiligten in lockerer Atmosphäre im Biergarten zusammen gefunden hatten. Aus den acht Teams aus Deutschland und Österreich würden in einer Vorrunde zunächst drei Teams als Teilnehmer der Endrunde ermittelt werden. In drei Gruppen traten in dieser Vorrunde je drei (bzw. zwei) Teams mit den Präsentationen ihrer Geschäftsidee gegeneinander an.

Nervös holten Annika, Adrian, Jannis und Jannis in der Vorrunde den eingangs erwähnten Schulranzen mit der zerfledderten Büchern als Start ihrer Präsentation heraus- hatte man doch schon das hohe Niveau der anderen Teams auf die eine oder andere Weise erahnen können ... Schließlich, nach langem Warten, die Entscheidung der Vorrundenjury: Unser Team hatte den Aufstieg in die Endrunde geschafft! Begeisterung, Freude, Euphorie- auch bei Beraterin Sabrina Lewerenz und mir- und zwei Bekenntnisse von Schülerseite: „Eigentlich haben wir schon viel mehr geschafft, als wir uns haben träumen lassen!", und „Jetzt wollen wir auch den Bundessieg"!

Mit noch mehr Verve – das greifbar nahe Ziel vor Augen – präsentierten unsere Teammitglieder der nunmehr dreizehnköpfigen und noch prominen-

ter besetzten Jury und dem Publikum ihr Konzept. Auch die beiden anderen Finalrundenteams aus Köln und Hockenheim gaben ihr Bestes. Wiederum wurden während der Beratungszeit der Jury die Minuten wie Stunden empfunden, aber dann war es soweit: Annika, Adrian, Jannis und Jannis hatten den Bundeswettbewerb gewonnen! Preis: Ein zweiwöchiges Praktikum bei der „Boston Consulting Group" für jeden. Zweitplatzierte wurden die Kölner mit ihrer Geschäftsidee des „Cinematen", eines Automaten-Entleihsystems für Filme auf DVD . Auf den dritten Platz kamen die Schülerinnen und Schüler aus Hockenheim, die ein „Staticboard" entwickelt hatten, ein elektrostatisch aufgeladenes Whiteboard, auf dem man schreiben und Papier ohne jegliche Hilfsmittel befestigen kann.

Unserem Team vom Christianeum gelang mit dem Bundessieg ein dreifacher Erfolg: Bei erstmaliger Teilnahme der Schule am Projekt wurden sie gleich Landessieger, erstmals platzierte sich ein Team einer Hamburger Schule im Bundeswettbewerb business@school (nur die drei Finalteams werden platziert) und dann auch noch auf dem ersten Platz!

Maßgeblich dazu beigetragen hat nach meiner Einschätzung auch die Tatsache, dass das Unternehmenskonzept von „Securis" über die gewinnorientierte Perspektive für das (noch) virtuelle Unternehmen hinaus auch eine gemeinnützige Komponente beinhaltet, nämlich die Steigerung der Qualität der Lernmittelversorgung und damit mittelbar auch der Bildungsstandards (zunächst zwar nur bezogen auf Hamburg und die Grundschule; das Team hatte aber die Ausweitung auf weitere Schulformen in Hamburg sowie die bundesweite Perspektive durchaus perspektivisch angedeutet). Das Arbeitsergebnis des Teams „Securis" spiegelt insofern auch in gewisser Weise das Spannungsfeld unseres Schulprogramms zwischen der Moderne in Form einer zunehmend „ökonomisierten" Welt und der Förderung und Bewahrung traditioneller Werte wider.

Nach der offiziellen Wettbewerbsveranstaltung wurde natürlich mit allen Beteiligten ausgiebig gefeiert. Das Team von **business@school** mit seiner Projektleiterin Frau Dr. Claas hatte eine fulminante Party mit Essen, Trinken und Lifemusik in den Räumen der BCG vorbereitet (wie die gesamte Betreuung in diesen zweieinhalb Tagen nichts zu wünschen übrig ließ!).

Der Erfolg von „Securis" war übrigens nicht der einzige im Bereich „Wirtschaftspraxis" des Christianeums in diesen Tagen: Das Miniunternehmens „Crazy in the Dark" konnte sich in der gleichen Woche auf dem Bundeswettbewerb des Projekts „Junior" in Köln über den dritten Platz freuen (Kurs Wirtschaftspraxis I in der Vorstufe mit Frau Fricke-Heise).

Fazit

Über der beeindruckenden Leistung des Teams „Securis" sollen nicht die anderen Schülerinnen und Schüler des Pilotkurses Wirtschaftspraxis vergessen werden, die übrigens alle ein Zertifikat von business@school erhielten – bei Bewerbungen sicher hilfreich. Alle beurteilten den Kurs mittels eines dreiseitigen Fragebogens. Die durchweg positiven Auswertungsergebnisse neben dem Bild, das sich etliche Mitglieder der Schulkonferenz persönlich auf den Präsentationsveranstaltungen machen konnten, veranlassten das Gremium, sich für eine Fortsetzung des Kursangebots Wirtschaftspraxis II auszuspre-

chen- für das erste und zweite Semester der Studienstufe. Beabsichtigt ist, dass Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit dem Kurs „Wirtschaftspraxis“ auch die Belegungspflicht für Gemeinschaftskunde in diesen Semestern abdecken können, wozu es jedoch einer Behördenentscheidung bedarf.

Mit den sechs Schülerinnen und Schülern des zweiten Semesters (das Gros der Teilnehmer hatte inzwischen die Schule mit dem Abiturzeugnis bereits verlassen) diskutierte ich in den verbleibenden Unterrichtsstunden bis zu den Sommerferien Stärken und Schwächen dieses ersten Kursdurchlaufs und wir entwickelten Verbesserungsmöglichkeiten. Diese Vorschläge und die Ergebnisse des Fragebogens waren auch Grundlage einer „Optimierungssitzung“ von Sabrina Lewerenz, Petra Lücke-Verlemann und mir zu Beginn der Som-

Die stolzen Bundessieger des Projekts „business@school“ 2003: Annika Jahnke, Jannis Koehn, Jannis Holthusen und Adrian Frenzel

merferien – auch für unsere Beraterinnen war es das erste Engagement im Projekt „business@school“. Ich freue mich besonders darüber, dass wir in diesem Schuljahr wieder mit dankenswertem Einsatz von Sabrina und Petra betreut werden, die gute Zusammenarbeit fortsetzen und unsere gemeinsam entwickelten Vorstellungen von einer Optimierung des Kurses in die Praxis umsetzen können.

Im neuen Kurs Wirtschaftspraxis sind 12 Schüler und eine Schülerin (!) schon fleißig bei der Arbeit; in der Phase I beschäftigen sich die drei Teams mit der Bayer AG, SAP und Yello, dem Unternehmen, das mit seiner Marketingstrategie die Mehrheit der Bundesbürger davon überzeugen konnte, dass Strom die Farbe „gelb". Die Frage, ob es Yello trotz dieser Tatsache im Jahr 2005 noch geben wird, wird ein Team unseres Kurses der Jury auf unserer Präsentationsveranstaltung am 07. 11. 2003 qualifiziert beantworten ...

Karin Menke

Projektreise Venedig

„Nirgends fühlt man sich einsamer als im Gewimmel, wo man sich allen ganz unbekannt durchdrängt. "
Goethe, Italienische Reise, München 1978, S. 64

Venezianische Kommunikation – Eiseskälte trotz hoher Temperaturen

Rialtobrücke. Hier stehe ich schon verzweifelt seit einer Viertelstunde und warte. Die Rialtobrücke ist sicher neben dem Markusplatz einer der belebtesten Orte Venedigs, einer Stadt mit 70 000 Einwohnern und zehntausenden von Touristen, einer Stadt, die vor Vitalität fast zerspringt. Ich fühle mich dennoch einsam.

Ja, ich ging verloren. Ein Kunststück, das mir einige Male auf dieser Reise passierte. Ich besitze dafür anscheinend ein besonderes Talent, aber ich hatte immer Glück: Die Gruppe fand mich jedesmal wieder. Sie besaß eine bemerkenswerte Geduld mit mir. Doch jetzt stehe ich allein auf der Rialtobrücke, Scharen an Leuten ziehen an mir vorbei, und in den zwanzig Minuten, die es dauert, bis meine Leute mich finden, dringt Venedig mit einer ungeheuren Leere auf mich ein. Diese Leere ist völlig unerwartet. Jetzt offenbart die Stadt plötzlich ihr kaltes, herzloses Gesicht der Anonymität.

Venedig ist eine der schönsten Städte, die ich kenne, aber noch nicht einmal in einer Großstadt fühlte ich mich so anonym, so einsam wie hier. In dem Moment, als die unzähligen Menschenmassen sich an mir vorbeischieben, tausende von unbekannten Gesichtern, empfinde ich mich als fremd und mir fällt auf: Meine Gruppe und ich, wir sind hier in Venedig fehl am Platz, wir gehören hier nicht her und auch nicht dazu. Dies vermitteln mir die Blicke der Venezianer genauso wie die Blicke der anderen Touristen. Es sind abweisende, geringschätzende Blicke – typische Merkmale nonverbaler Kommunikation.

Ich entschied mich für die Projektreise nach Venedig, weil ich mit dieser Stadt so viele schöne Kindheitserinnerungen verbinde, aber auch wegen der netten Leute in der Gruppe. Ich hoffte noch über die Gruppe hinaus mit anderen Jugendlichen, auch mit Venezianern zusammenzutreffen, ganz so, wie ich es bei meinem Neuseelandaufenthalt erlebt hatte. Wir lebten eine ganze Woche in Venedig, viel länger als der durchschnittliche Tourist, und deshalb

wollten wir in das Leben dort eintauchen, mit den Venezianern kommunizieren. In der Gruppe verstanden wir uns sehr gut und gemeinsam fühlten wir uns sicher und aufgehoben. Wenn wir zusammen Venedig erkundeten, dann nahmen wir den Eindruck der Einsamkeit in Venedig nur am Rande wahr, so sehr waren wir mit uns selbst und der Kulisse beschäftigt. Doch eigentlich besaßen die Bevölkerung und die Touristen eine zu große Distanz zu uns. Als Schüler ohne die Begleitung der Eltern wurden wir kaum von den Venezianern und den Touristen akzeptiert oder gar geliebt.

Doch auch ein Venezianer hat es schwer! Von morgens bis abends hört und sieht er Touristen. Er sieht sie auf dem Weg zur Arbeit, während der Arbeit, in der Kirche oder beim Einkaufen. Er trifft auf sie in den entlegensten Ecken, und er leidet vielleicht. Aber, oh, er erträgt es, denn schließlich lebt er von ihnen. Denn eigentlich gibt es ja auch viele angenehme Touristen. Da kommen die reichen Amerikaner, die sich ins Cafe Florian setzen, teuer speisen und Unmengen hässliche, aber wenigstens sündhaft teure Glaskunst aus Murano kaufen. Und da gibt es auch noch den deutschen Tagestouristen, der sich mit billigem Ramsch und Souvenirs eindeckt, aber trotzdem mit der teuren Gondola fährt und sich zudem so wunderbar leicht übers Ohr hauen lässt. Tja, und dann gibt es leider auch noch uns: eine Schülergruppe. Manchmal ein wenig laut, aber interessiert und irgendwie zu fröhlich. Eine Gruppe ohne Respekt vor dem Heiligtum der öffentlichen Plätze, die sich sogar manchmal, müde vom vielen Laufen, auf diesen niederlässt. Gut, darum muss sich der Venezianer nicht kümmern, dafür hat er ja seine Polizia. Aber diese Schüler besitzen nicht einmal viel Geld, und sie kaufen vor allem nicht die schönen Plastikgondeln, die mühsam bemalten Wandteller und die reizenden Spitzendecken aus Taiwan. Und wenn, dann lassen sie sich nicht so leicht betrügen. Der Venezianer muss uns unter diesen Gesichtspunkten also nicht mögen - obwohl, könnte er sich nicht einfach freuen, dass sich Schüler aus einem fremden Land so sehr für seine Heimstadt, die Kultur, das Flair interessieren?

Doch von den Menschenmassen, die sich durch Venedigs Gassen schieben, sind nur etwa die Hälfte Italiener. Eigentlich müssten uns die Touristen doch ein warmes Gefühl von Heimat geben, sie könnten sich ja freuen auf Landsleute zu treffen, mich hier allein auf der Rialtobrücke zu sehen. Aber selbst der Anblick einer aufgeweckten Schülergruppe kann die nicht mehr erfreuen, die da gerade mit vor Aufregung geröteten Wangen aus der Gondel steigen. Vielleicht möchten sie die Perle Venedig allein genießen, vielleicht sind wir ihnen auch einfach zu anders. Würden die Touristen uns freundlicher ansehen, wenn wir wie sie Sonnenhüte und Sandalen mit Tennissocken tragen würden? Vielleicht spielt in ihrem Verhalten aber auch einfach nur Neid oder Gleichgültigkeit eine Rolle, weil wir schon mit siebzehn an Orte kommen, die sie erst mit siebzig besuchen.

All dies schießt mir durch den Kopf, als ich hier auf der Rialtobrücke stehe, die beeindruckende Kulisse und die leeren, wenn nicht sogar abweisenden Gesichter vor mir. Als die anderen mich endlich finden, bin ich wieder geschützt, lenkt mich die Gruppe ab, da können wir die vielen Unfreundlichkeiten einfach mit Humor ertragen. Natürlich haben wir in Venedig keine italienischen Jugendlichen getroffen, natürlich sind wir nicht wirklich in das venezianische Leben eingetaucht. Venedig scheint sich in den wenigen Jahren,

seitdem ich es mit meiner Familie besucht habe, sehr verändert zu haben. Der Zauber der Stadt hat Kratzer bekommen.

Dass wir letztendlich doch noch italienische Jugendliche trafen, dass wir doch einmal angelächelt wurden, das haben wir Padua zu verdanken. Padua ist nicht so prächtig wie Venedig, es kann sich nicht mit dessen Bau- und Kunstwerken messen – Padua ist eher eine normale Stadt. Es gibt hier bis auf ein paar Pilger kaum Touristen. Dies ist vielleicht auch der Grund, dass wir uns in Padua so aufgehoben fühlten. In Padua leiden die Italiener auch nicht unter den Touristenströmen. Padua besitzt hinter seinen Geschäften und Cafés ein Gesicht, und es ist ein freundliches. Venedigs Gesicht versteckt sich hinter einer wunderschönen Kulisse, aber es ist kalt. Eiskalt.

Fabian Wigand, I. Sem.

Eine Pause im Hof des Palazzo Ducale

Dies ist eine Geschichte. Sie beschreibt die Erlebnisse einer Schülergruppe. Sie handelt von Kommunikation und Nichtkommunikation. Nur zufällig spielt sie an einem warmen Vormittag in Venedig.

Eine Gruppe von Schülern sitzt im sonnigen Innenhof des Dogenpalastes. Sie sitzen auf eine Weise zusammen, wie nur Jugendliche zusammensitzen können: auf Boden und Bänke verteilt, zwischen ihnen offene Taschen, Müll und zwei Musik-Boxen, die durch mehrere Kabel mit einem der vielen Diskmen verbunden sind. Die Musik ist laut und immer ist einer auf der Suche nach dem richtigen Lied, dem richtigen Lied für die nächsten zwei Minuten und 50 Sekunden.

Die Schüler unterhalten sich, rauchen und ein paar blicken sich immer wieder nach den Museumswärtern um, die die ganze Zeit in der Nähe stehen. Es sind deutsche Schüler und so warten sie nur darauf, dass ihnen jemand sagt, dieses oder jenes, z. B. „das Anhören lauter Musik in der Öffentlichkeit" sei verboten.

Nur ungefähr zehn Meter von dieser Gruppe entfernt sitzt ein kleiner, asiatisch aussehender Junge auf einer Bank. Er sitzt dort alleine und ruhig. Sein Rücken ist gerade und sein Blick nach vorne gerichtet. Die laute Musik der Schüler scheint er nicht zu hören. Manchmal hebt er ganz plötzlich den Arm und lässt ihn mehrmals ruckartig hoch- und runterfahren. Dabei neigt er den Kopf leicht nach links, sodass die hochfahrende Hand ihn immer wieder am Kopf trifft. Nach ein paar Augenblicken fällt der Arm zurück auf seinen Schoß.

So sitzt der Junge auf einer Bank im Dogenpalast von Venedig. Sehr alleine und sehr ruhig. Nur seine Beine schaukeln leicht über dem Boden, wie die Beine jedes Kindes, das auf einer zu hohen Bank sitzt.

Die Schüler bemerken den Jungen nicht. Sie sind zu beschäftigt. Sie unterhalten sich gerade. Es ist keines von diesen Gesprächen, an das sich einer von ihnen später erinnern wird, und es ist auch keines von diesen Gesprächen, nach denen sich etwas verändert. Es ist einfach ein alltägliches Gespräch, das

keine besondere Konzentration erfordert, und so erscheint es einem, aus der Ferne betrachtet, erst einmal sehr merkwürdig, dass die Schüler den Jungen nicht bemerken, dass sie von ihrem Umfeld so wenig wahrnehmen. Sie, diese jungen und eigentlich sehr aufgeweckten Schüler, die noch an die Einzigartigkeit des Menschen glauben, scheinen die Schönheit des Augenblicks nicht zu erkennen.

Doch betrachtet man die Situation aus der Nähe, so beginnt man zu verstehen: Die Schüler halten sich in einem Land auf, dessen Sprache sie nicht sprechen, und so ist und bleibt die Zahl der möglichen Gesprächspartner für diese zwei Wochen begrenzt. Zu Beginn der Reise waren sie alle noch damit beschäftigt, mit jedem Gespräch ein Bild von sich selbst im Kopf des anderen entstehen zu lassen und immer weiter zu verfestigen. Ein Bild von sich, das sie selbst kreieren wollten. Ein Bild, das weniger ihnen selbst als einer von ihnen vergötterten Person entsprach, das Bild der Person, die sie immer sein wollten und für die sie nun von den anderen gehalten werden wollen.

Doch dieser Zwang zur Selbstdarstellung lässt mit der Zeit immer mehr nach und die Gespräche verlieren an Kontrolle. Es entsteht diese Art von Gesprächen, die ohne erkennbare Notwendigkeit von einem Thema zum anderen schweifen, die ohne Anfang und ohne Ziel sind. Es ist diese Art von Gesprächen, bei denen es erst um nichts und dann doch ganz plötzlich um alles geht. Alle scheinen sie diese Gespräche zu brauchen und so unterhalten sie sich. Am Ende entsteht eine gewisse Trägheit, die dazu führt, dass immer mehr Schüler versuchen, Konflikte zu vermeiden, indem sie damit beginnen, sich aufeinander zu zu bewegen und sich aufeinander einzustellen, sich kennen zu lernen. Gleichzeitig beginnen sie, sich selbst ein bisschen aufzugeben, der Einfachheit halber, um nicht alleine zu sein.

Nur zehn Meter von dieser Gruppe entfernt sitzt der Junge. Allein. Hätte einer der Jugendlichen diesen Jungen bemerkt und wäre vielleicht auf ihn zugegangen, besorgt, neugierig, mit dem Ziel, ein Gespräch zu beginnen, so wäre er kläglich gescheitert. Nicht an sich selbst und nicht an unterschiedlichen Sprachen oder Umgangsformen, sondern an dem Jungen, der so tief in sich selbst versunken war, dass er keinen Menschen mehr bemerkte.

So verbindet die Schüler und den Jungen etwas miteinander: ihr Bedürfnis nach Geborgenheit. Die Schüler suchen sie beieinander und der Junge findet sie in sich selbst.

All das ereignete sich an einem warmen Vormittag auf einer Bank im Dogenpalast von Venedig.

Ella Müller

Hongkong: Plakat vor einer Diskothek.
„Willkommen, Reisende vom Festland.
Sie können mit Renminbi bezahlen."

Buy 1 Get 1 Free
買一
歡迎國內旅客
使用人民幣
全港最大型的士高
附設卡拉OK房
泰星有線電視
直播足球賽事
女士 $60 連 1 杯標準飲品
男士 $120 連 2 杯標準飲品
顧客進場必須出示有效旅遊証明文件
Disco高檯 $980 (6人)
VIP貴賓房 $1600 (10人)
凌晨 1 時後房檯、門票半價
標準飲品買 1 送 1
CYBER
2366 6722 2366 6723

Projektreise in Südchina

Unsere China-Projektreise erfuhr durch „SARS“ eine schwierige Geburt. Eine Zeitlang planten wir sogar, nach San Francisco in Kalifornien zu der größten chinesischen Gemeinde in den USA zu fahren. Wir hatten jedoch Glück, denn die „SARS“-Entwarnung für China kam noch rechtzeitig, so dass wir schließlich die Projektreise wie geplant an authentischen Plätzen durchführen konnten. Gerade dadurch waren die Aufregung, Freude und Neugier unbeschreiblich groß. Unser Motto lautete: China mit eigenen Augen sehen, Chinesisch in der Praxis lernen, die Geschichte vor Ort erforschen.

In großer Erwartung auf ein umfangreiches Programm mit fünf verschiedenen Ortsbesichtigungen setzte die zehnköpfige Projektgruppe aus dem Chinesisch-Kurs des Christianeums am 15. September 2003 die Füße auf den Boden Hongkongs.

Sonderverwaltungsgebiet Hongkong

Obwohl es schon ziemlich spät war, als wir unsere Hotelzimmer an der Nathan Road in Tsim Sha Tsui bezogen hatten, wollten wir Hongkong unbedingt noch im bunten Lichterwirbel zu Gesicht bekommen. Wie auf der Mönckebergstraße am Samstag liefen Tausende von Menschen in der Nacht durch das Zentrum von Kowloon. Restaurants, Bars und unzählige Geschäfte waren geöffnet, als ob der Handel in Hongkong keinen Ladenschluss kenne.

An den nächsten drei Tagen haben wir viel von Hongkong gesehen: wir machten eine Inselrundfahrt, bummelten durch das Finanzviertel auf Hongkong Island, besichtigten den „Ocean Park“ und Victoria Peak und genossen vor allem einen unvergesslichen Blick aus dem 46. Stockwerk der „Bank of China“. Ich fragte: „Wer möchte hier später mal arbeiten?“, „ich“, „ich auch“, „Ja, klar, wer nicht?“

Die Geschwindigkeit der Veränderung überrascht. Vor vier Jahren, als ich mit einer Gruppe der Schule Marienau in Hongkong war, konnte man dort mit der chinesischen Amtssprache noch gar nichts anfangen, d.h. es wurde entweder Kanton-Dialekt oder Englisch gesprochen. Auch die chinesische Währung „Renminbi“ hatte auf den Strassen Hongkongs nichts zu suchen. Heute kommen die meisten Touristen vom chinesischen Festland und konsumieren. „Willkommen – Einwohner vom Festland“ „Willkommen – Konsum mit Renminbi“, überall sah man nun solche Plakate. Ein Bauer mit nordchinesischem Akzent berichtete auf die Frage, wie er nach Hongkong gekommen sei, dass er gemeinsam mit 10.000 weiteren Touristen aus der Provinz Helongjiang mit Sonderzügen angereist sei. Der Preis ? „Kein Problem, billig, nur 10.000 Yuan (ca. 1.000 Euro) für eine Woche – drei Tage Hongkong, einen Tag Macao, zwei Tage Zhuhai (Sonderwirtschaftszone) und einen Tag Guangzhou“.

An einem Vormittag haben alle Schüler eine Bibliothek besucht. Dort sollten sie nach ergänzendem Material für ihre während der Reise vorzutragenden Referate suchen. Das Ergebnis war eher enttäuschend: es gab zu wenig aktuelle Informationen in Englisch, überhaupt zu wenig neue Bücher über die

chinesische Geschichte. Sie merkten aber auch: „Unser Chinesisch muss noch viel besser werden, um Zeitungen und Bücher zu verstehen".

Sonderwirtschaftszone – Shenzhen (Provinz Guangdong)

Alle fünf Minuten fährt ein Zug von Kowloon (Hongkong) nach Luohu (Shenzhen). Fahrtdauer: 40 Minuten, Preis 33,- HK$. Der Waggon war halbvoll und die Fahrt angenehm. Erst als wir an der chinesischen Zollkontrolle warteten, merkten wir, wie viele Pendler es zwischen Hongkong und Shenzhen gibt.

Während des Wartens vor dem Zoll piepte ein Thermometer neben unserer Reihe bei einer Frau aus Malaysia. Sofort kamen Beamte und Ärzte gelaufen, die „Verdächtige" durfte nicht passieren. Zeichen der Nervosität als Folge der „SARS-Epidemie" sind China noch ins Gesicht geschrieben.

Shenzhen – ein früheres Fischerdorf, das sich in nur 23 Jahren in eine Megastadt mit ca. fünf Millionen Einwohnern und noch einmal so vielen Saison-Arbeitern und Besuchern transformiert hat. Auf den rund 100 Kilometern zwischen Shenzhen und Guangzhou befindet sich auch heute noch – trotz der aktuell sehr dynamischen Entwicklung im Yangtse-Delta – der Kern der exportorientierten chinesischen Leichtindustrie. Auf den lokalen Märkten findet sich denn auch eine Flut von weltbekannten Markenartikeln inklusive der allgegenwärtigen Plagiate, wobei die Preise nur einen Bruchteil dessen darstellen, was international gängig ist.

Da Shenzhen eine Einwanderungsstadt ist, wird der Gaumen mit einer großen Vielfalt an Regionalküchen erfreut. Dennoch kam es mir so vor, als ob die chinesische Kultur hier noch kein Zuhause gefunden habe, dafür wird an jeder Ecke um so mehr gehandelt. Auch Betrüger, Diebe, Drogenhändler und Prostituierte sind Teil des nicht aufzuhaltenden Booms. Zwei Mal sind gefälschte Geldscheine sogar in unsere Hände gelangt, allerdings konnten wir die Situation in beiden Fällen zum Glück noch retten.

Sehr interessant war es, den Minoritäten-Park zu besuchen. Dort haben wir einen Überblick über die verschiedenen Volksgruppen Chinas gewonnen. In der großzügig am Rande von Shenzhen angelegten grünen Parkanlage präsentiert sich jede Ethnie mit ihren eigenen traditionellen Häusern, ihrer Musik, ihren Tänzen und Handwerkskünsten. Die Vertreter sind keine Imitate, sondern Originale – angestellt auf Zeit, um sich selbst und ihre Heimat, fern von ihrem eigentlichen Zuhause, darzustellen. Ich weiß nicht mehr, wer es gesagt hat: „Sie sind wie Tiere im Zoo!". Ein junges Mädchen vom Stamm Yi aus der Provinz Yunnan erzählte mir, dass sie ohne Krankenversicherung und Kündigungsschutz arbeite. Sie könne von heute auf morgen ihre Arbeit verlieren. Trotz dieser bedrohlichen Situation lächelte sie gelassen, sie tanzte uns vor, spielte Musik auf einen Baumblatt. Wir haben mit einem sehr widersprüchlichen Gefühl den Park verlassen. Eine Frage stand im Raum: Wie leben die Minoritäten wirklich in ihren Heimatorten? Auch dieser Frage wollten wir im weiteren Verlauf unserer Reise nachgehen.

Sonderwirtschaftsgebiet – Provinz Hainan

Von Shenzhen nach Sanya – an der Südspitze der Insel Hainan – dauert der Flug nur ca. eine Stunde. Bei unserer Ankunft war es sehr warm, der zurück-

haltende Wind roch leicht salzig. Noch nie sah ich so viele Sterne am Himmel wie an diesem Abend. Ein Schüler zeigte mir sogar den Mars, den ich vor kurzem in Hamburg noch nicht sehen konnte.

Am nächsten Morgen stellte die Gruppe erst fest, an welch außergewöhnlichem Ort wir uns befanden – die berühmte Yalong-Bay lag direkt vor unseren Füßen. Schwimmen in der Südsee bedeutete für uns nur ein Paar Schritte. Mit einem Motorboot sind die meisten zu einer Wassersport-Plattform gefahren, dort wurde ein Gruppen-Schnorcheln organisiert. Unter dem leuchtenden Wasser sahen wir tropische Fische, Korallen, Seegurken, Schildkröten und vieles mehr. Es war nicht wie im Film, auch nicht wie in einem Bilderbuch. Es war real, schwimmen neben den bunten Fischen, es war herrlich!

Friedericke war sehr glücklich, dort ihren Geburtstag feiern zu können. Eine Schokosahne-Torte und viele tropische Früchte standen auf dem Frühstückstisch. Geschenke und Glückwünsche waren von der Gruppe bereits um 0 Uhr mit dreistimmigem Gesang „viel Glück und viel Segen" überbracht worden.

Für unsere Gruppe war es auch sehr schön, in einer ungewöhnlich entspannten Atmosphäre unsere Referatsreihe mit dem ersten Referat von Martin (Hochrad) zu eröffnen. Der informative Vortrag über die Sonderwirtschaftszone Shenzhen hat uns nicht nur von der idyllischen Seite Hainans in die Realität des Alltäglichen zurückgeholt, sondern auch unsere Augen auf den Vergleich von Hainan als die größte Sonderwirtschaftszone Chinas mit Shenzhen gelenkt.

Es wurde für uns immer offensichtlicher, dass Hainan unter Chaos und „Verwaltungslosigkeit" leidet. Symptomatisch: beliebige, nicht nachvollziehbare Preise, keine Marktaufsicht, sondern überall nur Händler. Am Strand vor unserem Hotel verkauften die „Hui"-Frauen hartnäckig in der Hitze Perlenketten, im Park „Am Ende der Welt" an der südlichsten Spitze der Insel vermochten wir die Landschaft kaum zu genießen, da der ganze Park von illegalen Händlern erobert worden war. Sobald ein potentieller Konsument ausgemacht worden ist, stürzt sich eine ganze Meute auf das neue Jagdopfer. Unter den Verkäuferinnen gab es viele minderjährige Mädchen, etliche von ihnen wohl noch nicht einmal fünf Jahre alt. Ich fragte unseren Reisebegleiter, Herrn Wu, wo Polizei und Marktverwaltung seien? Er erzählte mir, dass auf Hainan Alle Händler seien – auch die Beamten. Die Wirtschaft in der größten chinesischen Sonderwirtschaftszone sei durch Korruption und Kriminalität gerade auch auf der Führungsebene ruiniert. Erst als wir mit dem Bus quer durch die Insel gefahren waren, insbesondere als wir die Hauptstadt Haikou erreicht hatten, vermochten wir das Ausmaß des wirtschaftlichen Niedergangs der Inselökonomie als Folge von Misswirtschaft und der Asien-Krise von 1997 zu erahnen. Überall sahen wir halbfertige, verwitterte Hochhaus-Rohbauten, die wegen Wegfalls der Finanzierungsgrundlage schon seit Jahren dem Verfall preisgegeben sind. War es eine falsche Entscheidung von Deng, Xiaoping, Hainan zur Sonderwirtschaftszone auszurufen?

---

linke Seite oben: Gruppenfoto auf dem Victoria Peak in Hongkong,
unten: Skyline von Hongkong

In unserem Hotel Aosrock waren die Zimmer durch Schimmel und Kakerlaken massiv belastet, so dass ich Beijing alarmieren musste, um Hilfe für uns zu holen. Unsere Situation konnte nach drei Stunden gebessert worden, jedoch nicht diejenige der Sonderwirtschaftszone Hainan.

Guilin („Zhuang" Autonomes Gebiet Guangxi)

Chinesen behaupten: der schönste Ort im Himmel sei das Paradies und auf der Erde sei dies Guilin. Diese Aussage konnten wir gleich nach unserer Ankunft in der dortigen Hügellandschaft bestätigen. Im Flughafen Guilin haben wir unseren deutschsprachigen Reisebegleiter, Herrn Li, kennengelernt. Statt zum Hotel hat er uns zuerst mit einer Tropfsteinhöhle überrascht. Als wir nach draußen kamen, sahen wir die malerischen Kalkberge und kleinen Bambusboote auf dem grünen Li-Fluss und waren absolut begeistert.

Tag für Tag steigerte sich die Begeisterung – wir besuchten Reisterrassen in Longsheng, den Mondsichelberg in Yangshuo, aber das Schönste war der Besuch in dem Dorf der Zhuang (zweitgrößte chinesische Minorität) in der Nähe von Guilin. Der erste Blick in ein Zhuang-Dorf war aufregend: gut organisierte Verkaufsstände, traditionell angezogene Frauen bei der Arbeit, auch wenn sie ihr Baby auf dem Rücken trugen. Die Männer saßen mit Pfeife und Teetasse an der Straße, unterhielten sich vergnügt. Wir überlegten, ob die Zhuang matriarchalisch wie die Moso-Menschen in der Provinz Yunnan organisiert wären? „Nicht ganz", erzählte die Gemeindeleiterin Liao Jie (Große Schwester), dann führte sie uns zum Essen in ein zweistöckiges Haus aus Bambus. Die Kochweise war primitiv – ein Erdherd, Feuer gespeist mit Heu, Fleisch mit Haut, Huhn mit Kopf und Füßen. Außerdem benutzten sie keine Sojasoße, keinen Essig, keinen Zucker, nur Salz. Dafür waren mindestens zehn Frauen unter Führung von Liao Jie beschäftigt. Der vom Kochen ausgehende Rauch füllte das ganze Haus, wir saßen zusammengedrückt an einem tiefen Esstisch. Als das ungewöhnliche Essen aufgetischt wurde, dachte ich, uns stünde der grauenvollste Moment der gesamten Reise bevor. Irrtum. Die Gruppe fand das Essen ganz okay. Vermutlich haben der Fleiß und die Gastfreundlichkeit der Zhuang-Frauen ihren Geschmacksinn beeinflusst. Ich bin erleichtert, vor allem, bin ich von den herzlichen Jugendlichen aus Deutschland beeindruckt.

Samuel und Benjamin nutzten die Gelegenheit, sich auf ihr Referat vorzubereiten. Weder Liao Jie noch die beiden Schüler haben bei dem Interview Probleme mit der Sprache gehabt. Ich hatte das Gefühl, Ich wäre überflüssig. Am Abend haben die beiden ein hervorragendes Referat über chinesische Minoritäten gehalten.

13 Stunden Bahnfahrt

Die Bahn von Guilin nach Guangzhou hat geschaukelt. Wir erhielten unsere schmalen Betten – hard sleeper – auf drei Ebenen übereinander in einem langen Waggon. Trotz der Enge und der hygienischen Mängel herrschte gute Laune innerhalb der Gruppe. Wir begannen zu singen, „Jasminblume", „Dongfanghong", dann in Deutsch, in Englisch, einstimmig, auch mehrstimmig, fast unser gesamtes Repertoire. Manchmal kam sogar auf Chinesisch die

Aufforderung „Singt weiter!". Es gab Wortwechsel zwischen neugierigen Nachbarn und unseren Schülern. Wir hörten überraschte Äußerungen auf Seiten der chinesischen Passagiere: „eh, sie können chinesisch sprechen", „sie sind keine Studenten", „diese Schüler kommen aus Hamburg".

Christine und Friederike referierten im Zug über die geographischen Eigenarten und das tropische/subtropische Klima in Südchina. Man merkte, wie viel Arbeit sie hinein gesteckt hatten: fachbezogene Erörterung mit aktuellen Informationen, die sie vor Ort durch Interviews bekommen hatten. Stapel von Material, die sie aus Hamburg nach China geschleppt hatten und die wir nun zu sehen bekamen. Kein Wunder, dass ihre Koffer vorher so schwer gewesen

Alte chinesische Bäuerin: Zufriedenheit und Gelassenheit

waren. Die Diskussion danach war ein reiner Genuss, wie sich abstrakte Theorien nach dem Aufenthalt in Hainan und Guilin konkretisierten. Irgendwann ging das Licht aus – Schlafzeit – wie bei der Armee. Das Nächste, woran ich mich erinnern kann, war unsere Ankunft am folgenden Morgen in Guangzhou.

Guangzhou (Hauptstadt der Provinz Guangdong)

Auf der Tagesordnung standen das Sun Yatsen-Museum, die Gedenkstätte der 72 Märtyrer und Humen – das Schlachtfeld im Opiumkrieg, die letzte Station unserer Reise.

Es herrschte Regenwetter, der trübe Perlfluss quälte sich langsam durch die graue Stadt, Hunderttausende von Autos stauten sich in den Straßen. Von den modernen Hochhäusern nahezu erstickt fanden sich Reste der traditionellen Altstadt, von der lauten US-Popmusik in der Ecke gedrängt die Lokaloper Yueju. Ein jeder der Guangzhou-Einwohner konnte uns den Weg zur Kantonmesse, seit den 60iger Jahren Chinas wirtschaftliches Tor zur Welt, zeigen, aber auch unser Reiseleiter und der Busfahrer vermochten das am historischen Ort errichtete Museum über den Opiumkrieg nicht zu finden.

Das Tempo der wirtschaftlichen Entwicklung ist denn auch gerade in Guangzhou erstaunlich. So sind hier Elektrowaren vergleichbar mit Zuckerrohr in der Karibik – viel und billig. Auch das Internetcafe ist hier quasi kostenlos. Marlene, die fleißigste Mailerin, fühlte sich in Guangzhou denn auch am besten bedient: 30 Cent pro Stunde.

Ein traditionelles Kulturgut und besonderer Gegenstand des Lokalstolzes, die weltberühmte kantonesische Küche, konnte allerdings voll bewahrt werden. Wir wurden auf das Beste von unseren großzügigen Gastgebern verwöhnt: Morgens – ein Berg von Dim Sum (Teigspeisen mit Füllungen), Mittags – ein festliches Bankett mit acht Gängen. Auch in der Nacht kann man in Guangzhou wie ein Kaiser essen.

Auf der letzten Versammlung hörten wir Referate über den „Opiumkrieg" und „Hongkong". Mein Eindruck: das ferne Land China ist den Schülern näher gekommen. Das für viele „fremde" Thema schien allen konkret und real geworden zu sein, sie konnten mitreden, mitdiskutieren, auch wenn Inka, Marlene und Christoph ein außerordentlich großes Spektrum behandelten. Es bestätigte sich ein altes chinesisches Sprichwort: „Ein Mal sehen ist besser als hundert Mal hören".

Schlusswort

Nach der Chinareise ist die Lernmotivation des Kurses noch einmal deutlich gestiegen. Heute sprechen und verstehen sie wesentlich mehr Chinesisch. Noch mehr wert ist allerdings, dass sie nicht mehr nur die Sprache erlernen, sondern dass China insgesamt in ihren Herzen Platz gefunden hat. Darüber

---

rechte Seite oben: Reisterrassen um ein Zhuangdorf,
unten: auf dem Li-Fluss in Guilin

hinaus ist die Harmonie und die Freundschaft zwischen den Schülern gewachsen, die sicher über Zeit und Raum hält. Ohne Ausnahme möchten alle von ihnen wieder nach China fahren, manche möchten sogar später Chinesisch studieren.

Wir danken unsere Sponsoren, der Karlsberg Brauerei KG Weber und der Holsten-Brauerei AG, durch deren Hilfe unsere Projektreise ermöglicht worden ist. Unser herzlicher Dank gilt auch der Schulleitung und den Eltern, die uns sehr unterstützt haben. Persönlich danken möchte ich Mechthild Walterspiel für ihre mütterliche Fürsorge während der ganzen Reise.

Ming Chai

Projektreise gleich Kulturreise oder Gemeinschaftsreise?

Schon lange träumten wir von der Projektreise nach Italien, und vieles kam uns da in den Sinn: noch die letzten Sommertage genießen, Venedig mit all den Kanälen und Kirchen, Eiscafes und Pizzerias, die Biennale, Spaß mit der Gruppe, Tauben und Japaner auf dem Markusplatz, der Dom in Florenz, der Canal Grande, viele Museen und viele Vorträge über Kunst oder Geschichte.

Aber war uns bewusst, wie sehr wir auf Goethes Spuren wandern sollten?

Auch schon Goethe war von der Stadt fasziniert. Er schrieb in seinen italienischen Reiseberichten: „So stand es denn im Buch des Schicksals auf meinem Blatte geschrieben, daß ich 1786 den achtundzwanzigsten September, abends, nach unserer Uhr um fünfe, Venedig zum erstenmal aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken und bald darauf diese wunderbare Inselstadt, diese Biberrepublik, betreten und besuchen sollte."

Verblüffend ähnlich sind auch wir in Venedig gelandet. Nur waren wir genervt, verschwitzt und müde nach der 20-stündigen Busfahrt, aber wie lange mag Goethe wohl nach Venedig gereist sein? Unsere Laune besserte sich schlagartig, als wir mit dem Schiff im Zentrum von Venedig anlegten, um die Stadt zu erkunden. Zuerst ging es zum Markusplatz, über den Goethe sagte: „Dem Raum vor dem Markusplatze kann wohl nichts an die Seite gestellt werden." Die beeindruckende Architektur, die Goethe anspricht, ist immer noch vorhanden. Der Markusdom und der Dogenpalast und das Gebäude rings um den Markusplatz sind wohl immer noch so imposant wie zu Goethes Zeiten. In der Hinsicht erblickten wir das gleiche wie Goethe vor rund 200 Jahren. Aber was würde Goethe wohl sagen, wenn er den Markusplatz heute sähe? Wohin man auch schaut, sieht man entweder Tauben oder Japaner mit Digitalkameras, aber meistens erblickt man beides zugleich. Auch wir würden sehr aus Goethes Bild vom Markusplatz herausstechen: verschwitzte Jungs in Jeans und Turnschuhen und Mädchen in knappen Röcken.

Auch wenn sich das Stadtbild natürlich geändert hat und heute eher Massen von Touristen denn Venezianer über den Markusplatz laufen, so ist die beeindruckende Architektur in der gesamten Stadt immer noch faszinierend. Die Häuser stehen dicht an dicht und lassen kaum Platz für die engen Gassen.

Doch laden gerade die kleinen Gäßchen neugierige Besucher Venedigs dazu ein, tiefer in die Stadt einzudringen. Und das vor etwa 200 Jahren und zur heutigen Zeit: „So warf ich mich, ohne Begleiter, nur die Himmelsgegenden merkend, ins Labyrinth der Stadt, die, obgleich von Kanälen und Kanälchen durchschnitten, durch Brücken und Brückchen wieder zusammenhängt. Die Enge und Gedrängtheit des Ganzen denkt man gar nicht, ohne es gesehen zu haben." So schrieb Goethe über seine Erfahrung, als er die Stadt erkundete. Auch wir liefen über zahlreiche Brücken und durch kleine, enge Gassen, mal hielten wir uns links und dann versuchten wir, den Weg wieder zurückzufinden. Oft standen wir vor Kirchen oder auf schönen Plätzen, die sich zwischen den Häusern verbergen. Nicht immer wurde der Weg zurückgefunden, aber letztendlich haben wir uns doch alle immer wieder getroffen.

Bei diesem Umherirren in den Gassen und über Brücken ist uns besonders aufgefallen, wie schmutzig die Stadt doch ist. Während die Venezianer vor 200 Jahren ihren Müll in den Ecken zusammenkehrten und dort liegen ließen, so schwimmen heute alle möglichen Plastikflaschen und Tüten in den Kanälen herum. Dies wird sich wohl leider nie ändern, im Gegensatz zu anderen Dingen, die sich zum Teil sehr gewandelt haben.

So schreibt Goethe über das Arsenal: „Heute früh war ich im Arsenal, mir immer interessant genug, da ich noch kein Seewesen kenne und hier die untere Schule besuchte: denn freilich sieht es hier nach einer alten Familie aus, die sich noch rührt, obgleich die beste Zeit vorüber ist. Da ich denn auch den Handwerkern nachgehe, habe ich manches Merkwürdige gesehen und ein Schiff von vierundachtzig Kanonen, dessen Gerippe fertig steht, bestiegen."

In früheren Zeiten noch Schiffswerkstatt, ist es heute ein Ausstellungsraum, der alle zwei Jahre auch einen Teil der Biennale zeigt. Was würde Goethe denken, wenn er heute durch die riesigen Hallen spazieren und die zeitgenössischen, abstrakten Bilder, Videoinstallationen und Photographien erblicken würde?

Wir hatten das Glück, dass wir die Biennale besuchen konnten. Es werden wirklich beeindruckende Kunstwerke gezeigt, aber ein Teil der dort ausgestellten zeitgenössischen Kunst ist sogar für Zeitgenossen nicht immer verständlich. Und statt Schiffsbauer laufen Trauben von mehr oder weniger kunstinteressierten Menschen mit Plastikflaschen, Kaugummi und Handys in der Hand durch die riesigen Hallen des Arsenals, in denen Generationen von Handwerkern die venezianische Flotte gebaut haben.

Vieles von dem, was Goethe in Venedig erlebte und sah, hat immer noch einen Bezug zur heutigen Zeit, und obwohl über 200 Jahre zwischen Goethes und unserem Venedigbesuch liegen, sind die Eindrücke der Stadt vergleichbar und man findet viele Gemeinsamkeiten: „ Ich habe indes gut aufgeladen und trage das reiche, sonderbare, einzige Bild mit mir fort."

Wenn ich Goethes italienische Reise mit unserer italienischen Reise vergleiche, wird mir bewusst, wie wichtig es für uns ist, die abendländische Kultur kennen zulernen und die Möglichkeit zu haben, sich damit auseinandersetzen zukönnen. Es ist mir erst beim Lesen von Goethes „Italienischer Reise" richtig bewusst geworden, wie Kultur über die Jahrhunderte nichts an ihrer Gültigkeit verloren hat und unser Leben immer noch mehr oder weniger beeinflusst.

So spricht vieles für eine Projektreise, auf der Besichtigungen im Vordergrund stehen, denn letztlich ist es das Ziel der Schule, uns Bildung zu vermitteln. Bildung haben wir auf unserer Reise definitiv erfahren, auch wenn es einigen manchmal zuviel war.

Aber eine Projektreise sollte nicht nur eine Kultur, sondern auch eine Gemeinschaftsreise sein.

So eine Reise machen zu können ist natürlich großer Luxus, aber man muss es auch unter dem Gesichtspunkt sehen, dass man den Schülern bestimmte Erfahrungen vermittelt. Einige sind interessiert oder neugierig darauf, die Stadt zu erkunden und möchten möglichst viel sehen, andere gucken sich auch gerne ein paar Sachen an, aber danach werden vorzugsweise die nächsten Cafés oder Pizzerias besucht. Und all' die Wünsche unter einen Hut zu bekommen und daraus einen Kompromiss zu entwickeln, ist nicht immer ganz einfach und allein schon eine Erfahrung für sich.

Seine eigenen Wünschen und Meinungen zurückzustellen ist auf so einer Reise wichtig, um sich mit den Mitreisenden einigen zu können, manchen fällt dies leichter, anderen schwerer.

Auf so einer Reise lernt man auch Freunde von einer anderen Seite kennen und die, die man vorher nicht gut kannte, lernt man jetzt kennen. Das ist in jedem Fall spannend. Dieses intensive Zusammensein über einen längeren Zeitraum hilft einem sicher, seine Mitschüler besser zu verstehen und bietet in manchen Fällen eine neue Form der Kommunikation. Zum Teil ist es sehr interessant, aber auch überraschend, was man auf so einer Reise über sich selbst und/oder über die anderen lernt.

Eine solche Reise ist auf jeden Fall eine Erfahrung wert und was man letztendlich für sich selbst mit nach Hause nimmt, ist jedem einzelnen überlassen. Aber dass Projektreisen eine gute Sache sind, lässt sich nicht bestreiten, und hoffentlich haben die Stufen unter uns trotz der Schwierigkeiten des Lehrer-Arbeitszeit-Modells die Chance, diese unvergessliche Erfahrung zu machen.

So ist für mich das Fazit, dass eine Projektreise mit Schwerpunkt Kultur in der Gemeinschaft der Freunde und Mitschüler eine sehr lohnenswerte Erfahrung ist, die ich selbst sehr genossen habe und nicht missen möchte.

Sophie v. Doetinchem, 1. Semester

Alle Zitate stammen aus „Italienische Reise, Zweiter Römischer Aufenthalt" von Goethe, erschienen im Bibliographischen Institut, Leipzig.

Provence-Projektfahrt
Selbstbefreiung, Wir-Gefühl oder Flucht

„Projektreise" – dieses Wort zergeht einem Schüler aus der Oberstufe wie Butter auf der Zunge. Die einzige Art Klassenreise in diesen zwei Jahren Vor-Abistress – eine Erholung mit Reisezielen wie Italien, Frankreich, Spanien, Polen, Russland, China ... mit Lehrern und Freunden, die man sich aussuchen und frei wählen kann. Der Traum eines jeden Schülers. Doch die Wahrheit

sieht ein wenig anders aus – bei unserer Reise mit Herrn Stüsser und Herrn Prigge in der Provence jedenfalls: Die Vorbereitungen und der Hinflug nach Marseille verliefen noch einigermaßen normal, doch schon bei der Gepäckausgabe tauchten die ersten Probleme auf. Das Gepäck war nicht da. Es kam, abgesehen von zwei (!) Koffern für ein ganzes Flugzeug, einfach nicht. Wie auch, wenn es auf dem Weg von Hamburg über München nach Marseille verschwindet? Wie sich herausstellte, war es in München liegen geblieben und wurde am Montag – drei Tage später – nach Avignon geliefert, als auch die Fahrräder per LKW dort ankamen.

Die Reise konnte nun endlich beginnen; dass sie von vielen weiteren Problemen wie etlichen Fahrradpannen, vorübergehenden Einflüssen schlechten Wetters und Orientierungsschwierigkeiten begleitet wurde, hat uns allerdings nur in bedingtem Maße den Spaß genommen und eher unser Wir-Gefühl geweckt: Man half sich gegenseitig bei Fahrradpannen, was nicht selten der Fall war, und ließ die Schwächeren vorn fahren. Auch beim morgendlichen Frühstück waren immer alle hilfsbereit und stellten weniger begüterten Kochgruppen Reste zum Verzehr zur Verfügung oder halfen mit Gaskochern aus. Gemeinsam stark war man auch immer dann, wenn es um mehr Pausen, mehr Freizeit, längeres Schlafen, längeres Aufbleiben und Feiern – kurzum, wenn es gegen die Meinungen der Lehrkräfte ging. Natürlich nicht immer, da sich unsere netten „Betreuer" auch sehr viel nach ihren Schützlingen gerichtet haben.

Am Pont du Gard bei Remoulins

Gruppengemeinschaft trat auch immer in Supermärkten auf. Man musste demokratisch abstimmen, ob Käse von der Frischtheke oder eingeschweißt gekauft wurde und ob man eine Fertigsoße kaufen oder lieber alles selber machen wollte. Schwere Entscheidungen, die immer wieder in Streitigkeiten oder heftigen Diskussionen ausuferten, da man Lösungen finden musste, die allen gefielen und mit denen jeder mehr oder weniger leben konnte. Doch der Supermarkt war unter anderem auch ein Ort der Selbsterfahrung, denn man versuchte sich durchzusetzen, seine eigene Meinung zu vertreten und sich zu behaupten neben vier anderen Kochgruppenmitgliedern. Hinzu kamen noch die Kommunikationsschwierigkeiten mit den Arbeitskräften und Einwohnern. Hier spielte die Gebärdensprache eine ganz wichtige Rolle – und derjenige, der sie beherrschte, konnte sich dann abends gemütlich vor seinen funktionierenden Gaskocher setzen und seine sieben Scheiben frischen Gouda verdrücken! Andere bedienten sich ihres recht spärlichen Selbstlernfranzösischs und fanden so etwas schneller den Weg zum Bahnhof oder zur Toilette.

Außerdem ist eine Projektreise auch immer eine Selbsterfahrung im Hinblick auf die eigenen Grenzen: Man muss sich zusammenreißen, der Gemeinschaft unterordnen und sich in ihr zurechtfinden. Man stößt an seine körperlichen Grenzen sowohl beim täglichen Fahrradfahren – unsere Königsetappe betrug 115 km an einem Tag bei hochsommerlichen Temperaturen und mit zwei kaputten Fahrrädern, von denen das eine noch gezogen werden musste – oder beim Bergerklimmen oder auch beim abendlichen Trinkgelage. Man musste allein zurechtkommen, etwa wenn man seine Gruppe verloren hatte und sie wieder finden wollte – ohne Handy, denn der Akku ist natürlich in diesem Augenblick leer, in einer Stadt, wo einen keiner versteht und man sich nicht auskennt, oder wenn man bei der örtlichen Polizei einen Fahrraddiebstahl melden will, der Polizist aber kein Englisch spricht.

Auch Entscheidungen selbständig zu treffen ist eine Selbsterfahrung. Du musst dich entscheiden, ob du lieber ins städtische Kunstmuseum, wo Boticellis und Lippis hängen, oder ob du zu Mc Donald's gehst, um deinen Hunger zu stillen. Nur durch das Abwägen der Vor- und Nachteile kommst du zu einer Entscheidung. Du richtest dich in diesem Punkt nach deiner eigenen Meinung – nicht nach der Mehrheit. Denn den eigenen Willen verliert man schnell bei einer solchen Reise. Man ordnet sich zu schnell und zu oft unter und lässt sich leicht treiben von Gedanken wie „die anderen werden das schon machen, die wissen, was sie tun." Schnell ist man ein typischer Abnicker geworden.

Das kommt auch durch eine gewisse Flucht. Eine Flucht vor dem Alltag, vor der Familie, vor der Schule, vor dem ganzen Stress. Wie zu Beginn bereits erwähnt, so eine Projektreise ist der Traum eines jeden Schülers. Man hat gewisse Ansprüche und Erwartungen an sie –, doch allgemein gilt sie als Ferien, als Freizeit mit Freunden. Denn wie lautete unser Projekt, nach dem die Projektreise benannt wurde? Etwa Fahrradfahren durch die Provence? Zelten und Selberkochen in Frankreich?

Erst durch die literarischen Vorbereitungen wie die Bücher, von denen jeder etwas gelesen haben musste, oder die Referate über Städte, Künstler, Bauwerke und die späteren Besuche antiker Stätten und Gebäude, konnten wir

unserer Reise einen Namen geben und haben unser Projekt verdeutlicht: Eine Reise mit Fahrrädern und Zelten durch die Provence auf den Spuren berühmter Maler (van Gogh, Cézanne) und Schriftsteller (Petrarca, Pagnol, Giono) sowie auf den Spuren der Vorfahren (Römer) dieser eindrucksvollen und atemberaubenden Region Frankreichs.

Auf langen Tagesfahrten immer an der frischen Luft und in Bewegung vorbei an herrlichsten historischen Bauwerken, Zeichen bedeutender Architekturgeschichte! Und das alles staunend und bewundernd und genießend, bei strahlender Sonne durch die schönsten Landschaften! Und trotzdem bleibt unsere Projektfahrt in erster Hinsicht eine Flucht von zu Hause. Erst so lernt man das zu schätzen, was einem sonst so selbstverständlich erscheint: warme Betten, gemachtes Essen, Geborgenheit, Ruhe. Für all dies war man zwei Wochen lang selbst verantwortlich. Man lernt dabei viel über sich, entwickelt einen Gemeinschaftssinn und bekommt ein Gefühl dafür, was es heißt, zu Hause geborgen zu sein und ein Heim zu haben. Genau wie Goethe in seinem Osterspaziergang sagt: „Und fröhlich jauchzet groß und klein, hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein."

Felicitas Rhan, III. Semester

Die Provencegruppe auf dem Turm Philippe Le Bel in Villeneuve, im Hintergrund Avignon mit dem Papstpalast

Projektreise Venedig-Gardasee mit Herrn Schäfer und Herrn Weisz

„Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erleben" – kein Zweifel. Was aber bedeutet „erleben" für den Reisenden? Mit dieser Frage haben sich 21 Schülerinnen und Schüler auf der Projektreise von Herrn Schäfer und Herrn Weisz auseinandergesetzt. Das Ziel der Reise hieß Italien und auf dem Programm stand neben Padua, Venedig, Verona und dem Gardasee auch „kreatives Schreiben" in Form eines gemeinsamen Reisetagebuchs. Ich muß gestehen, daß ich, 1997er Abiturientin des Christianeums, dem letzten dieser Programmpunkte etwas skeptisch gegenüberstand, als ich mich entschied, die Gruppe als Dolmetscherin zu begleiten. Wahrscheinlich ging es auch den Schülern so – schließlich fiel es ihnen zu, die vielen gähnend leeren Seiten des roten Buches mit der schwarzen Spiralbindung zu füllen. Es sollte sich jedoch herausstellen, daß die Scheu vor dieser Aufgabe unbegründet war: „DAS BUCH" wurde zum heimlichen Star der Reise.

Wenn man die Orte ansteuert, die auf unserer Liste standen, begegnet man zwangsläufig anderen Reisenden, die alle auf ihre Weise „erleben". Dabei fällt auf, daß viele vor allem Trophäen sammeln, die später davon Zeugnis ablegen können, daß sie überall dort waren, wo „man gewesen sein muß". Manch einer scheint überhaupt hinter der Linse seines Fotoapparats oder seiner Videokamera festgewachsen zu sein, immer besorgt um Blickwinkel und Bildausschnitt. Das wollten wir nicht. Natürlich haben auch wir die Basilika des Hl. Antonius zu Padua besucht, sind in Venedig über die Rialtobrücke gelaufen und in den Markusdom gegangen, haben uns in Verona von den Bollwerken der Scaliger und der gewaltigen Arena beeindrucken lassen, sind am Gardasee durch das monumentale Anwesen Gabriele d'Annunzios gewandelt und haben auf dem Soldatenfriedhof in Costamano betroffen die langen Reihen der Gräber durchstreift. Aber wir haben dabei immer versucht, uns nicht festlegen zu lassen auf das, was sich uns an der Oberfläche bot. Und während andere nach Bildern jagten, haben wir uns immer wieder Zeit genommen, um Beobachtungen zu machen.

Wer bergeweise Fotos und Filme gemacht und den Reiseführer konsequent abgeklappert hat, der kann sich beruhigt zurücklehnen: er hat seine Erinnerungen fixiert und wird sie daheim in aller Ruhe anhand der gesammelten Zeugnisse wieder ausgraben. Wenn man nun aber (wie wir) ein BUCH hat, dann sieht das Ganze etwas anders aus. DAS BUCH wartet nämlich nicht, bis man wieder zuhause ist und bequem die „Reise als Ganzes" Revue passieren lassen kann. Es will jeden Tag gefüttert werden – und das nicht nur, weil sonst mit mahnenden Worten von Seiten der Gruppenleiter zu rechnen ist. Plötzlich schleicht sich nämlich eine ganz neue Sehweise ein, eine, die nicht mehr über Details hinweggeht, die sonst dem Vergessen ausgeliefert wären, weil sie in der „großen Reisegeschichte" keinen Platz haben. Denn gerade die Situationen und Geschehnisse am Rande mausern sich häufig zu kleinen Geschichten, Berichten oder Gedichten, mit denen sich eine oder zwei der leeren BUCHseiten füllen lassen.

Aber so ein BUCH hat noch andere Vorteile: es läßt sich nicht vereinnahmen, sondern steht allen Gruppenmitgliedern gleichermaßen offen. Wer sonst nie zu Wort kommt, hat hier die Möglichkeit, sich zu äußern. Gedanken, die man sonst für sich behalten würde, einfach, weil sich keine Gelegenheit bietet, sie mitzuteilen, sind es plötzlich wert, festgehalten zu werden. Und manch einer mag überrascht festgestellt haben, wie viel er mit seinen Texten von seiner Persönlichkeit preisgegeben hat. Mit dem BUCH ist nämlich etwas passiert, was man als Schüler (oder Student ...) mit eigenen Texten eher selten erlebt: es wurde gelesen. Die individuellen Beobachtungen waren unvermutet öffentlich geworden und gehörten nicht mehr dem einzelnen, sondern allen zusammen. Damit hatten wir etwas ganz besonderes geschaffen: ein wirklich gemeinsames Erleben.

Wenn ich nun neben dem ‚Dämmertörn' über den Gardasee und dem sonnendurchglühten Nachmittag in Bardolino jene beiden Abende zu den absoluten Höhepunkten der Reise erkläre, an denen wir in einem großen Kreis auf den Plastikstühlen des „Garda village" vor dem Bungalow von Herrn Schäfer und Herrn Weisz zusammenkamen, um uns gegenseitig unsere Tagesproduktion vorzulesen, wird mir die Gruppe sicherlich auf der Stelle zustimmen. Wie groß die Begeisterung war, die uns beflügelte, läßt sich daran ablesen, daß am Ende auch diejenigen ihre Texte vortrugen, die zunächst von sich behauptet hatten, nicht schreiben zu können – und daß ihnen der Beifall der anderen gewiß war. So hat am Ende jeder einzelne zu dem Geflecht aus Texten beigetragen, das unsere gemeinsame Reisegeschichte erzählt.

Was schließlich aus dem BUCH geworden ist, weiß ich noch nicht, denn das Nachtreffen unserer Gruppe steht noch aus. Ich hoffe aber, daß die fleißigen Betreuerinnen die Zeit gefunden haben, die zahlreichen Beiträge, die bis „Redaktionsschluß" nur in Kladde vorlagen, zu übertragen. Was dann noch fehlt, sind - ja, natürlich: die von uns bisher so stiefmütterlich behandelten Bilder ... Und vielleicht erlebt DAS BUCH ja auch, was es verdient hätte: seine Vervielfältigung. Auf daß alle sich mit seiner Hilfe an diese so besondere und schöne Reise erinnern mögen.

Juliane Klüber

Projektreise „Die Städte der ehemaligen Republik Venedig"
Kultur in Norditalien mit Herrn Dr. Henning

Italien

Der Flug geht endlich heut' gen Süden!
So denken wir der Schule Müden
Und hoffen auf entspannte Stunden.
Das Essen wird uns ja wohl munden,
Wo doch der Italiener Küchen
Wir assoziier'n mit Wohlgerüchen.

Doch's erste Frühstück will mitnichten
Unseren Gusto auf sich richten:
Zwei harte Wecken sind kredenzt,
Die Aufstrichauswahl stark begrenzt
Auf Marmelad' und Deutsche Butter.
Das gibt es besser auch bei Mutter.

Das wird der erste Tag der Reise,
Herr Henning redet heut noch leise.

Ravenna ist die erste Stadt,
Die für uns was zu bieten hat.
Besonders gibt's hier Mosaiken,
Fein konserviert von Katholiken,
Zum Anschau'n uns erhalten sind.
... wir kriegen von der Sache Wind.

Ikonen sind nun unser Thema
und s' werden täglich wirklich schöner.
Von Nacht zu Nacht, von Stadt zu Stadt
Wir sehen uns an Kirchen satt.
Ja – deren Innenausgestaltung
Ist int'ressant und gibt uns Haltung.

Herr Henning redet stets noch leise,
Doch seine Worte werden weise.

Ein nächstes Ziel ist nun Vicenza.
Ein Manko sind hier winz'ge Fenster,
Die uns den Blick zu nehmen trachten,
Doch grad' dies Städtchen sollt' man achten ...
Es ist von Zauber voll und ich
Fühl' mich wie alle heimelig.

Die Piazza del Popolo,
Basiliken ja sowieso,
Sind das, was uns so fasziniert,
Wohin uns Henning emsig führt.
Stets im Gepäck ist Sonnenschein
So ist es schön, so darf es sein.

Und die bekannte Redeweise
Begleitet fort uns auf der Reise

Doch ist Kultur nicht ganz allein
Die Vorstellung vom Glücklichsein.
Und so wird kurzerhand beschlossen:

„Ein Tag, der wird am Strand genossen“
Mit Adria- und Sonnenbaden,
Mein Uhrenwerk hat Wasserschaden …

Und auch Erfrischung ist nicht weit.
Wenn unser Bloch nach Eiscreme schreit
Und die Bestellung kurz und fein
„Uno Stracciatella … im Becher … klein“
Trifft gestenreich aufs Personal –
Der Spruch kommt nicht zum letzten Mal.

Heut' macht Kultur einfach mal blau,
Herr Henning betreibt Burgenbau.

Auf der Treppe zur Sala della Ragione in Verona

Den Rest des Tages in dem Hort,
Der anstiftet zu Taubenmord,
Ist uns so selber überlassen.
Es heißt mal wieder Essen fassen
Und bald dann Abschiednehmen auch …
Doch vorher füll'n wir noch den Bauch.

Herr Henning indes' schweigend harrt
Zu laden uns zur Dampferfahrt.

Der Gotteshäuser große Schar
Wird größer noch mit Padova,
Verona und dem alt Venedig
Wo uns Herr Henning lächelnd gnädig
Nun denn zum allerletzten Male
Läßt kosten aus der Wissens-Schale.

In Padua – 's sei noch erwähnt –
Die Zimmerknappheit manche grämt.
So kommt's, dass zu der Sache Schlüssen
Zwei Schüler zu Herrn Henning müssen,
Was sich erwies auch gleich als Segen,
der Lehrer krank, wir können pflegen.

Doch nun genug von Anekdoten,
Von Wahrem und von dummen Zoten,
Die Fahrt war einfach rund und schön,
Wir haben gar so viel geseh'n;
Und doch, die Heimat ruft von ferne
Zurückkehr'n tun wir auch ganz gerne,

Und endlich heben laut den Trank:
„Auf Sie, Herr Henning, vielen Dank!"

Max Eckardt, 3. Semester

Projektreise Rom/Neapel vom 19. 9. bis zum 2. 10. 03

Mit 22 Schülern aus der Oberstufe, Frau Menke und Herrn Voskuhl stehe ich, erschöpft und zugleich sehr erwartungsvoll am Flughafen Roms.

Was erwartet mich hier, und was erwarte ich eigentlich von Rom?

Doch bevor ich mehr von dieser Weltstadt erfahren sollte, gab es noch einige Schwierigkeiten zu bewältigen:

Als erstes ließ das Gepäck auf sich warten. Nach einer fünfstündigen Zugfahrt von Hamburg nach Münster und einem anschließenden Flug nach Rom ist so etwas für einen Reisenden immer höchst nervenaufreibend. Aber damit noch nicht genug. Wo war eigentlich unser Bus-Shuttle Richtung Hotel? Gab es überhaupt einen Bus dorthin? Und vor allem, war dieses Hotel überhaupt auf uns vorbereitet?

Als wir dann schließlich müde und glücklich die fünf Stockwerke unseres Hotels mit Sack und Pack erklommen hatten, mussten wir feststellen, dass wir in diesem Hotel nur eine Nacht bleiben konnten. Doch auch dieses Problem wurde gelöst.

Und nun zu Rom: Die Stadt ist einfach atemberaubend. Klar, jeder kennt das Colosseum von Bildern und auch der Vatikan sollte jedem ein Begriff sein,

doch wirklich beeindruckend sind diese Bauten nur, wenn man selbst davor steht. Gerade, weil wir mit dem Fahrrad Rom erkundeten, fiel uns die Vielzahl antiker Bauten auf, welche uns an jeder Ecke erwarteten. Wir sahen das Kapitol, das Pantheon, den Vatikan, das Forum Romanum, das Colosseum, den Trevibrunnen und Ostia, die antike Hafenstadt. In unserer Freizeit genossen wir zahlreiche Shoppingtouren und ließen diese abends auf der Spanischen Treppe gemächlich ausklingen. So verließen wir mit neuen Eindrücken und Erfahrungen Rom und machten uns auf den Weg nach Neapel. Leider waren wir auf den ersten Blick von dieser Stadt ein wenig enttäuscht. Wir mussten die Sehenswürdigkeiten geradezu suchen. Trotzdem beeindruckte uns der Aufenthalt in Pompeji sehr und die wunderschönen Tempel in Paestum waren auch wirklich sehenswert. Abschließend erlebten wir einen erholsamen Strandtag, und das Anfang Oktober. Auf diesem Wege ein großes Dankeschön an Frau Menke und Herrn Voskuhl, die wir, wegen ihres unübertrefflichen Orientierungssinnes, liebevoll Chaos-Karin und Katastrophen-Thomas tauften.

Katharina Frauenheim, 3. Semester

Über die Schwierigkeiten im Umgang mit dem Begriff „Elite“

(Ansprache des Schulleiters Ulf Andersen auf der Entlassungsfeier der Abiturienten 2003)

Liebe Abiturientinnen und Abiturienten,

eine Eurer Mitschülerinnen hat in dem neuesten Jahrbuch einige Gedanken zum Thema „Eliteschule“ geäußert: „Wieso, frage ich mich, bekommt man immer zu hören, das Christianeum sei eine Eliteschule, ein Bonzentreff oder ein Haufen von Jungendlichen, die sich ihr berufliches Ziel in den obersten Rängen Deutschlands vorstellen?“ Sie führt dann aus, dass man ihre Schule für elitär halte, dass die Schüler des Christianeums automatisch als arrogant verschrien seien, die sich für etwas Besseres hielten. Um es kurz zu machen: Die Schülerin verwahrt sich gegen solche Klischees und Pauschalurteile.

Ihr alle kennt so etwas. Manche Eurer Vorgänger sah sich oft noch in der Entlassungsfeier von einer Art Selbsterniedrigung und Bußübung umgetrieben: teils selbstkritisch, teils aus einem Schamgefühl heraus. In der Regel waren es finale Abgrenzungen von vermeintlichen oder tatsächlichen Attitüden und Gebaren der Mitschüler, mit denen man sich ungern in ein gemeinsames Boot gesetzt sah.

Bei näherem Hinsehen scheint sich der Begriff „Elite“, so wie er hier verstanden wird, auf Äußerlichkeiten zu beziehen oder auf bestimmte Verhaltensmuster, die von Jugendlichen anderer Schulen mit spürbarer Distanz wahrgenommen werden. Da nimmt unsere Schülerschaft an dieser oder jener Demonstration nicht teil; schnell ist solche Zurückhaltung als „elitär“ verschrien; die Möglichkeit eines voraus gegangenen ernsthaften Meinungsbildungsprozesses wird andernorts gar nicht erst in Betracht gezogen. Elitegymnasien scheinen zudem bestimmte Sportarten zu bevorzugen, auf jeden Fall gehören unverwechselbare Moderichtungen dazu. Einmal geöffnet, gibt die Schublade der Klischees noch eine ganze Menge her.

Es hat mich immer beschäftigt, warum der Begriff „Elite“ in so anstößiger Weise mit unserem Haus verbunden wird.

Zunächst liegt es wohl schlicht am Namen: „Christianeum“ – darin klingt uralte Tradition mit, ein wenig Monarchisches womöglich; mancher Beflissene assoziiert auch so etwas wie christlich angehauchte heile Welt damit. Dazu kommen die Wohngegend und die Klientel. „Elite“ – da ist scheinbar soziale Abgrenzung programmiert, das hat mit Geld zu tun und materiellen und gesellschaftlichen Privilegien, da schwebt Dünkelhaftigkeit in der Luft. Naheliegender als Erklärung scheint mir allerdings das Profil einer aus dem Rahmen fallenden Schule, die mit Latein beginnt – deswegen rückwärts gewandt wirkt – und in der jeder Schüler mindestens drei Sprachen zu lernen hat.

Vornehmlich aus solchen Gründen habe ich das Wort „Elite“, bezogen auf unsere Schule, immer vermieden. Wer es benutzt, muss mit übertriebenen Einwänden, aber auch satt-zufriedener Zustimmung rechnen. Missverständnisse sind programmiert. Für mich war und ist es wichtig, dass Schülerinnen und Schüler – gleich welcher Herkunft – sich im Christianeum geborgen

fühlen, ihre Fähigkeiten und Neigungen entwickeln können und Luft zum Atmen finden.

Trotzdem möchte ich anregen, dem Begriff der „Elite"-Schule ein wenig nachzugehen, ihn frei von Vorurteilen und besorgten oder hämischen Kommentaren auf den Prüfstand zu stellen. Was verbinden Menschen, die mit Fingern darauf zeigen, mit solch einem Etikett? Welche Erwartungen knüpfen sich daran? Welche Erfahrungen hat man gemacht? Warum ist da so schnell diese Unsicherheit? Wir wollen versuchen, den schillernden *Elite*-Begriff zu durchleuchten, uns fragen, ob er zu uns passt oder ob wir ihn meiden sollten und natürlich – was dazu gehört – ob wir ihm gerecht werden könnten. Die Frage ist schließlich, ob er in Verbindung mit Schule eine Herausforderung oder vielleicht sogar Chance ist, der wir uns – trotz des spröden Umgangs mit ihm in den letzten Jahrzehnten – aufgeschlossen und selbstkritisch stellen können.

Das Wort „Elite" ist ein Kind der Aufklärung, in der es eine notwendige Schicht tüchtiger, qualifizierter und einsatzfreudiger Bürger meinte, die als Gegengewicht zum geburtsmäßig privilegierten Adel zu verantwortlicher Führung bereit stand. Der Brockhaus von 1898 nennt *Elite* „die durch Stellung, Bildung und Talent ausgezeichneten Glieder einer Gesellschaft". Allerdings ist in diesem Zusammenhang auch von den „Tapfersten und erprobtesten Soldaten" die Rede, die als Spezialeinheiten für besondere Aufgaben ausgebildet werden.

Die Definition von *Eliten* als jener unverzichtbaren Gruppen in der Gesellschaft, die zu Führung und Verantwortung, zu Krisenbewältigung und für Innovationen bereitstehen, hat Ralph Dahrendorf seit Anfang der sechziger Jahre wieder in den Mittelpunkt der modernen Sozialwissenschaft gestellt. Er betonte, dass die Bezeichnung „Elite" weder Lob noch Tadel enthielte, sondern eine unentbehrliche Funktion in der Gesellschaft beschriebe. Dahrendorf war sich dabei durchaus bewusst, dass dieser Begriff für lange Zeit belastet und diskreditiert war durch die geistigen Väter des Faschismus in Europa, die eine nach ihrer Ideologie hochgezüchteten „Elite" zu einer Art Herrscherkaste im Gegensatz zu den vermeintlich willenlosen Menschenmassen der modernen Industriegesellschaft stilisierten. Dies ist auch ein wesentlicher Grund dafür, dass sich die politische Linke in unserem Lande seit den sechziger Jahren so schwer getan hat, mit Dahrendorfs Terminus unbefangen umzugehen. Sie sah die Chancengleichheit im Bildungssystem gefährdet und befürchtete die Entwicklung neuer, nach unten abgeschotteter Führungsgruppen. Aber schon 1980 gab es unter den Hochschulpolitikern der SPD eindeutige Aussagen zugunsten der Förderung von Spitzenbegabungen als gesellschaftlicher Aufgabe. Ihr damaliger Sprecher Peter Glotz ermunterte seine linken Freunde in einem SPIEGEL-Essay, nicht mit „egalitären Reflexen" auf den Elitebegriff zu reagieren.

Die Anregung und Förderung besonders begabter junger Menschen zu wissenschaftlichen Höchstleistungen gehört zu den wesentlichen Herausforderungen der Schule von heute; das steht inzwischen längst nicht mehr in Frage. Der Blick in die Bildungssysteme anderer Länder, der durch die PISA-Studie noch geschärft worden ist, macht deutlich, wie sehr dieser Aspekt, der die eine Seite der Elite-Förderung darstellt, lange Zeit vernachlässigt wurde. Kürzlich

hat mir einer von Euch, der es zu beachtlichen überregionalen Preisen in Mathematik gebracht hat, versichert, dass er sich von seinem Mitschülern in seiner Sonderstellung immer anerkannt und toleriert sah. Das finde ich ermutigend.

Die andere Seite ist schwieriger zu umreißen: Sie hat mit der Notwendigkeit zu tun, in unserer Gesellschaft Verantwortung zu übernehmen, unter Umständen auch Führung, d.h. Visionen zu wagen und zu vermitteln, Impulse zu geben, soziale Orientierung vorzuleben und für geistige Unruhe und Wertsetzung zu sorgen. Ich zitiere einen Satz, den eigentlich jeder kennen sollte: „Jedermann hat die sittliche Pflicht, für das Wohl des Ganzen zu wirken". So steht es in der Verfassung der Freien und Hansestadt Hamburg, beschlossen 1952. Wie seltsam mag dieses Postulat heute viele berühren, die ihren Lebensentwurf nach anderen Kriterien ausrichten. Jeder von Euch möge sich fragen, welche Muster seinem Bild von der erwünschten späteren Berufslaufbahn zugrunde liegen. Ob es nicht so sehr ein Maß an Individualität und materieller Ausstattung voraussetzt, dass eine auf das allgemeine Wohl zielende Orientierung dabei zu kurz kommen muss. Vor zehn Jahren erschien in der ZEIT unter der Federführung von Helmut Schmidt ein Manifest zahlreicher prominenter Persönlichkeiten aus vielen Bereichen unseres öffentlichen Lebens, in dem es heißt: „Das Zurücktreten der moralischen, kulturellen und geistigen Werte hinter praktischen Leistungen und beruflichen Erfolgen, die primär in Geld gemessen werden, ist schon heute das traurige Kennzeichen unserer Zeit ...". Es ist eine deutliche Abgrenzung gegen die seelenlose Rationalität der reinen Ökonomie.

Wir spüren alle, dass wir in unserem Lande in vielen Bereichen zugleich an einem Punkt angekommen sind, wo Ideen und Führung vonnöten wären – Führung durch Menschen, die sich durch Wissen, Können, Phantasie, Zivilcourage und eine klare Wertorientierung ausweisen. Denen es nicht an moralischer Integrität und geistiger Unabhängigkeit mangelt. Menschen, die sich nicht in Lamento und Kritik erschöpfen. Dies setzt das Vorhandensein einer geeigneten Elite voraus, die sich nicht nur aus der Akademikerschaft rekrutieren muss. Der berühmte französische Wirtschaftshistoriker Fernand Braudel hat vor Jahren formuliert: „Das einzige Heilmittel zur Überwindung struktureller Pannen sind in der Vergangenheit Innovationen gewesen. Und diese sind immer ausgegangen von Individuen, von einfachen Technikern, von kleinen Forschungsgruppen, welche freier als andere nach Lösungen und wirksamen Antworten auf die Krisenerscheinungen suchten."

Es muss deutlich sein, dass Führung unentbehrlich ist, wenn sie auch oft zu einer Bürde wird. Goethe, der ja bekanntlich als Minister auch unterschiedliche Ressorts zu leiten hatte, konnte ein Lied davon singen:

„Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
allein, wer andere wohl zu leiten strebt,
muß fähig sein, viel zu entbehren."
(„Ilmenau")

Zurück zu dem schillernden Begriff der Eliteschule: Es ist nicht das angelsächsische Modell gemeint, in dem man sich den Zugang zu der vermeint-

lichen zukünftigen Elite mit horrenden Schulgeldern erkauft. Es können auch nicht die von Napoleon begründeten und zuletzt von de Gaulle weiterentwickelten Elite-Akademien Frankreichs sein, in denen sich die Zöglinge stromlinienförmig einem vereinheitlichten Leitbild anzupassen haben, um später auf der Sonnenseite der französischen Administration zu glänzen. Dementsprechend wäre es auch bei uns ein fatales Missverständnis, richtig verstandene Elitebildung mit Erziehung zum Karrieredenken und zur Angepasstheit zu verwechseln.

Es wird hoffentlich auch deutlich, dass blasierter Dünkel und die Bereitschaft zur Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft einander ausschließen.

Wer das Christianeum verlässt, hat damit noch keine Elite-Siegel erworben. Wenn wir aber dazu beitragen konnten, zukunftsweisende Voraussetzungen für Eure weitere Orientierung zu schaffen, dann sollten wir unbefangener mit dem Begriff „Elite-Schule" umgehen.

Ob sich das alles noch so in Eurem und unserem Sinne fortsetzen lässt, wenn unser Schulbetrieb nach dem Input-Output-Schema in Faktorisierungstakte zugliedert wird, muss sich allerdings erst noch erweisen.

Doch solche Sorgen dürft Ihr getrost hinter Euch lassen.

Euer Abiturientenjahrgang hat vieles dargestellt, vieles geleistet und darf sich auf vieles freuen. Wir wünschen Euch einen erfolgreichen weiteren Weg, auf den wenig Schatten fallen möge, auf dem es hoffentlich viel Gelegenheit geben wird, etwas anzupacken und auch für andere da zu sein. Und wenn wir später auf die eine oder andere Weise Resonanz von Euch bekommen, sind wir Euch dankbar.

Viel Glück Euch und Euren Familien!

Abiturrede 2003

Liebe Mitschülerinnen und Mitschüler, liebe Eltern, liebes Kollegium, liebe Verwandte und Freunde – kurz: liebe Humanisten,

Dieser Tag ist der Tag, nach dem sich jeder Schüler während seiner gesamten Schulzeit sehnt. Dreizehn Jahre lang, während eines jeden Schultages, in jeder Unterrichtsstunde fiebert man als Geknechteter diesem Moment entgegen: Nie mehr Schule! Nie mehr schlechtes Gewissen wegen nicht gemachter Hausaufgaben! Nie mehr endloses Pauken als Beschäftigungstherapie, Freiheit – wir kommen!

Angesichts der verbleibenden Schulzeit, die nicht zu verrinnen scheint, sind es häufige Kommentare, wie: „Du hast es vielleicht gut, ich wäre so gerne noch einmal Schüler!", die einen verärgern, aber gleichzeitig auch in Verwirrung stürzen. Man kann einfach nicht begreifen, wie es kommt, dass man von Erwachsenen Menschen, deren eigene Schulzeit um Jahrzehnte zurückliegt, um das beneidet wird, worunter man selbst jahrelang zu leiden hat. Noch merkwürdiger kommt es einem vor, dass Heinz Rühmann alias Johann Pfeiffer im Film „Die Feuerzangenbowle" wegen seines verpassten Schülerdaseins

Fortsetzung auf Seite 55

Abiturienten 2003

1. Reihe von links: Janna Lierl, Philine Peschke, Katharina Bauer. Johann Wilkens, Christoph Lamp, Jana Knäusl, Charlotte Bartels, Maimu Rehbein, Sophie-Marie Müller, Lars Buschke, Thomas Voswinckel, Lukas Graaf, Hwan-Kuk Kang, Philippa von Heyden.
2. Reihe v. l.: Laura Spengler, Johanna Soll, Isabelle Harnisch, Anja Stephan, Alexandra Heinzel, Malte Ramthun, Franziska Voerner, Clarissa Schulze zur Wiesch, Alexandra Kern, Carolin Sassenberg, Julian Rodenbeck, Jakob le Claire, Christoph Brüggemann, Johannes Glasmacher. Jan Breckwoldt. Anna-Katharina Timm, Moritz Gebhard
3. Reihe v. l.: Philine Uhlig, Simon Steinvorth, Anna Crasemann, Albrecht Schrader, Alexia Fölsch, Inga Holtz, Anna Lensch, Nele Lindemann, Marlene Wuppermann, Mariella Scheer, Katharina Deiß, Ellen Nagel, Johannes Markgraf, Sven-Ove Horst, Julian Müller, Carl Bergemann
4. Reihe v. l.: Karl-Philipp Neus, Martin Enderlein, Maximilian Ott, Andreas Rieger, Christian Vettin, Felix Clüver, Benjamin Stahl, Ascan Wendt, Anna Winter, Rosemarie Hodgson, Tobias Meyer, Sophie Weihe, Annika Potenberg-Christoffersen, Stephanie Brockerhoff, Frederik Ladewig
5. Reihe v. l.: Benjamin Rudel, Florian Müller, Johannes Marggraf, Frederik König, Marina Illies, Marvin von Plato, Lea Klippgen, Hiromu Fujimoto, Rafik Sultan, Christopher Blumenthal, Tilman Hendriks, Kathryn Pecota, Maximilian Kuhlmann, Tore Kraft
6. Reihe v. l.: Jannis Holthusen, Desheng Chen, Adrian Frenzel, Constantin Schrader, Hubertus Dyckerhoff, Jasper von Georg, Sebastian Künne, John Reidel, Tobias Weise, Philip Witte, Moritz Meenen, Jannis Koehn, Niels-Peter Strenge, Christoph Küster, Benjamin Ostendorf
Es fehlen: Marie-Ann Glindemann, Maria Goudimov, Jan-Philipp Grau, Kristopher Kieling, Isabel Kleinau, Jasper Pinckernelle

Preisträger im Abitur 2003

1. Preis	Benjamin Ostendorf	(mit 1.0, 803 Punkte)	Langenscheidt: Italienisch-Kurs
2. Preis	Maimu Rehbein	(mit 1,0, 796 Punkte)	Gr. Brockhaus in einem Band
3. Preis	Andreas Rieger	(mit 1,1, 760 Punkte)	Gr. Brockhaus in einem Band

Gustav-Lange-Preis (für herausragende Leistungen in den musischen Fächern)

	Maimu Rehbein	Buch über Stanley Kubrick + CD
	Desheng Chen	Gutschein von Steinway
Ornithes-Preis	Katharina Deiß	„Ilias“ von Homer
Russisch-Preis	Lukas Graaf	Langenscheidt: Spanisch-Kurs
Biologie-Preis	Anna-Katharina Timm	Fotoband über Mikrobiologie

als „armer Kerl" bezeichnet wird. Warum wird ihm der Eindruck vermittelt, er habe das Glück auf Erden verpasst. Ist es wirklich das Glück auf Erden, Schüler zu sein? - Was bedeutet es eigentlich, heutzutage Schüler zu sein?

Um diese Frage soll es heute gehen und zur Klärung ist ein kleiner historischer Abriss des Schülerdaseins vonnöten:

Die Schule als Spiegelbild der Gesellschaft entwickelte sich im Laufe des letzten Jahrhunderts proportional zu dem sich stetig wandelnden Weltbild. So veränderte sich auch die Situation des Schülers: War er noch vor achtzig Jahren einem autoritären Schulsystem ausgesetzt, das nicht vor Prügelstrafe, der Missachtung des Individuums und später auch nicht vor der Verbreitung nationalsozialistischer Ideologie zurückschreckte, sah er sich zwanzig Jahre danach von jeglichen Traditionen und Konventionen befreit, eine Tatsache, die ihm einen Lebensweg abseits bürgerlicher Ideale erleichtern sollte. Da man – um einen Gemeinplatz zu verwenden – im Nachhinein immer schlauer ist, könnte man meinen, dass wir jetzt erkannt haben, dass weder das autoritäre, noch das antiautoritäre Schulsystem für eine gesunde Erziehung nach heutigen Maßstäben förderlich war.

Also müsste die Schule heutzutage in der Lage sein, eine ausgewogene Mischung aus beidem zu verwirklichen, klare Regeln zu schaffen und trotzdem genügend Freiraum für eine individuelle Entwicklung zu lassen. Aber ist dies wirklich gelungen? Nein. Strikt nach heutigen, deutschen Grundsätzen gibt es auch im Schulsystem eine Überregulierung: Beim Versuch, dem Schüler möglichst viel Freiheit und Gerechtigkeit zu garantieren, entsteht ein verwirrendes Netz von Vorschriften, das genau das gegenteilige Bild erzeugt. Hier als kurzes Beispiel ein Auszug aus den Auflagen zur Fächerwahl in der Oberstufe. In § 10, Absatz 4 heißt es:

„Im gesellschaftswissenschaftlichen Aufgabenfeld wählt der Schüler in Gemeinschaftskunde für alle vier Halbjahre der Studienstufe sowie entweder in Erdkunde oder in Geschichte mindestens für das erste und zweite oder für das dritte und vierte Halbjahr je einen Kurs. Hat er Gemeinschaftskunde als Prüfungsfach gewählt, so wählt er entweder in Erdkunde oder in Geschichte für alle vier Halbjahre je einen Kurs oder in dem einen Fach je einen Kurs für das erste und zweite und in dem anderen je einen Kurs für das dritte und vierte Halbjahr. Hat er Geschichte als Prüfungsfach gewählt, so wählt er entweder in Gemeinschaftskunde für alle vier Halbjahre je einen Kurs oder in Gemeinschaftskunde und in Erdkunde je zwei Kurse, und zwar in dem einen Fach je einen Kurs für das erste und zweite und in dem anderen je einen Kurs für das dritte und vierte Halbjahr."

Auch der Lehrer hat es nicht einfach:

„Gerecht soll er sein, der Lehrer,
und zugleich menschlich und nachsichtig,
straff soll er führen,
doch taktvoll auf jedes Kind eingehen,
Begabungen wecken,
Pädagogische Defizite ausgleichen,
Suchtprophylaxe und Aids-Aufklärung betreiben,
auf jeden Fall den Lehrplan einhalten,
wobei hochbegabte Schülerinnen und Schüler

gleichermaßen zu berücksichtigen sind wie begriffstutzige.
Mit einem Wort:
Der Lehrer hat die Aufgabe,
eine Wandergruppe mit Spitzensportlern und Behinderten
bei Nebel durch unwegsames Gelände in nördlicher Richtung
zu führen, und zwar so, dass alle bei bester Laune und
möglichst gleichzeitig an drei verschiedenen Zielorten ankommen."
(Verfasser unbekannt)

Um mit dieser Masse an Widersprüchen fertig zu werden, bedarf es also einer Art von „Super-Lehrer", unter dessen Händen es nie zu ungerechter Benotung oder mangelnden Respekts seiten der Schüler kommt. Wenn es diesen „Super-Lehrer" wirklich gibt, wird er in Folge des neuen Arbeitszeitmodells zukünftig vielleicht noch zu finden sein, aber bestimmt nicht in Hamburg, denn gute Pädagogik läßt sich einfach nicht im Minutentakt abrechnen.

Um wieder auf die Kernfrage zurückzukommen, was es heutzutage bedeutet, Schüler zu sein, darf eine einschneidende Erneuerung nicht unerwähnt bleiben: Früher gingen die Jungs aufs Christianeum und die Mädchen aufs Hochrad. Heute findet man auf beiden Schulen beides. Dieses führt zu vorher nie dagewesenen Aufregungen, die wir jeweils jahrgangsbezogen erklären möchten. Kurz nach der Einschulung in die fünfte Klasse herrscht noch spielerische Antipathie, die sich bald in gegenseitigem Necken zwecks verdeckter Annäherung äußert. Mit Beginn der Mittelstufe fangen die Jungs an den Mädchen albern und kindisch vorzukommen, so dass sie sich nach älteren Jungen umschauen. In dem Versuch den Ansprüchen der Mädchen zu genügen, begeben sich die Jungs auf einen Drahtseilakt zwischen inszenierter Männlichkeit und alberner Spielerei. In der Oberstufe holen die Jungs den Vorsprung der Mädchen langsam wieder auf, sind auf einmal doch „ganz nett" und bekommen plötzlich die Aufmerksamkeit der Mädchen. In Folge dessen kommt es zu dem Phänomen der sogenannten Stufenpärchen, von denen es auch in unserer Stufe das eine oder andere gibt.

Es zeigt sich also, dass das Schülerdasein nicht nur aus Lernen und Gelehrtwerden besteht, sondern das auch das Zwischenmenschliche einen großen Teil des Schullebens ausmacht. In den letzten neun Jahren wurden in unserer Stufe Freund- und Feindschaften geschlossen, Gruppen gebildet, einzelne ausgegrenzt, aber auch neue Mitschüler gut aufgenommen, gegenseitige Hilfe geleistet, gute und schlechte Stunden zusammen verbracht.

Im Großen und Ganzen war diese Zeit alles andere als langweilig, denn niemals kann Veränderung und Entwicklung langweilig sein, welche wir zweifelsohne alle erfahren haben.

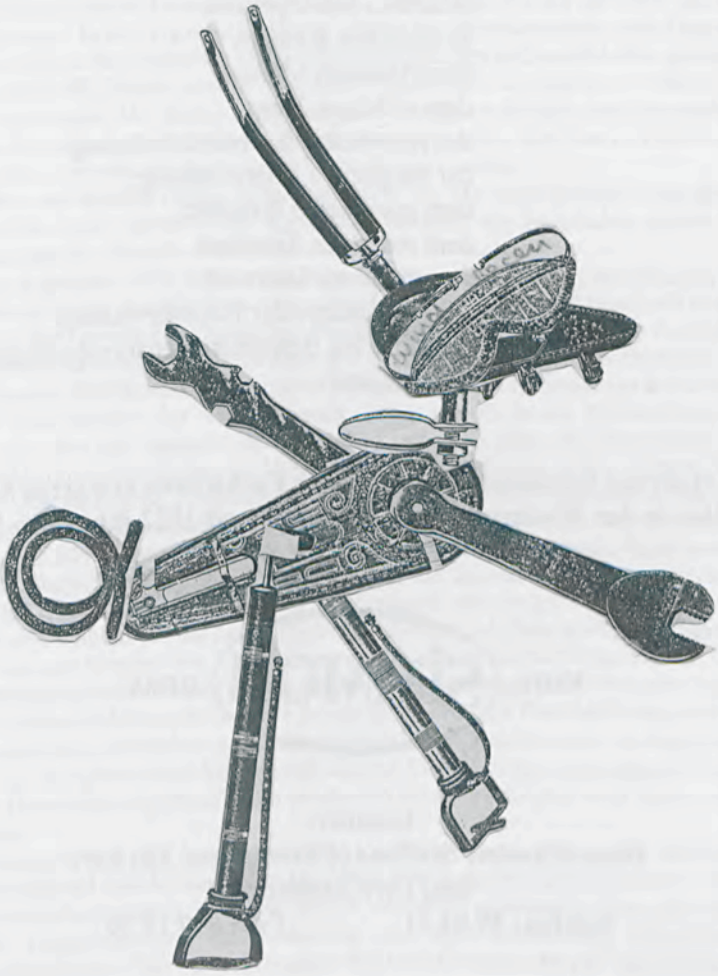
Um einen Versuch zu wagen, unsere Kernfrage zu beantworten: Liegt in dieser Entwicklung nicht die eigentliche Bedeutung des Schülerdaseins? Schülersein heißt aus dem Vergangenen und Erlebten zu lernen, Schülersein heißt sich weiterzuentwickeln und sich die Werkzeuge für das spätere Leben anzueignen, es heißt, seine eigenen Stärken und Schwächen zu erkennen. Insofern ist das Abitur zwar das formelle Ende der Schulzeit, tatsächlich ist es aber der Beginn des eigenständigen Lebens und der erste große Schritt in die Zukunft. In dieser Zukunft sollte man auch weiterhin Schüler sein, in dem Sinne, dass man bereit ist, vom Leben zu lernen, um sein eigenes Glück zu finden.

Weitere Ratschläge für die Zukunft zu geben und das Leben beim Schopfe zu packen, erscheint selbst uns gestandenen Abiturienten als ein zu großes Wagnis und darum geben wir das Wort ab an jemanden, der dafür - unserer Meinung nach - treffende Worte gefunden hat. Es ist Hermann Hesse:

„Es gibt für jeden keinen anderen Weg der Entfaltung und Erfüllung als den der möglichst vollkommenen Darstellung des eigenen Lebens. „Sei du Selbst" ist das ideale Gesetz, zumindest für den jungen Menschen, es gibt keinen anderen Weg zur Wahrheit und zur Entwicklung" (Hermann Hesse: Eigensinn macht Spaß; hrsg. Volker Michels).

In diesem Sinne wünschen wir allen Abiturienten viel Glück für die Zukunft und bedanken uns bei Ihnen allen fürs Zuhören.

Albrecht Schrader und Maimu Rehbein



Seit Generationen heißt es in den
ELBVORORTEN,
wenn es um Immobilien geht:
SCHON SIMMON GEFRAGT?

Nach allgemeinen Markttendenzen
realistischen Verkehrswerten
optimalen Mieten
heutigen Verkaufschancen
aktuellen Marktpreisen
potentiellen Käufern
zuverlässigen Mietern
dem richtigen Haus
der passenden Eigentumswohnung
der tauglichen Mietwohnung
dem geeigneten Bauplatz
dem rentablen Zinshaus
dem sicheren Sachwert
der Übernahme der Hausverwaltung
der Hilfe bei Betriebskostenabrechnungen
und und und ....

Erfahrene Spezialisten mit reichem Fachwissen erwarten Sie mitten in der Waitzstraße, wo die Firma seit 1922 ihren Sitz hat.

VHH SIMMON **RDM**

Inhaber:
Hans-Günther Steffens (Christianeer Abi 54!)
und Dirk Steffens
Telefon: 89 81 31 Fax: 899 15 59

Zwei Wettbewerbe in Physik und Mathematik

Dr. Klaus Henning

In diesem Artikel möchte ich zwei Wettbewerbe in den Fächern Physik und Mathematik vorstellen, die – aus meiner Sicht zu Unrecht – weniger bekannt sind, obwohl sie interessante Wettbewerbe mit einer hohen Herausforderung darstellen. In beiden Wettbewerben ist auch unser Haus engagiert.

1. Bundesweiter Physikwettbewerb in der Sekundarstufe I (PhyWett)

Vor zwölf Jahren beschlossen bei einer Konferenz zwölf Physiker, Lehrer und Hochschullehrer aus ganz Deutschland, einen Physik-Wettbewerb für die Mittelstufe ins Leben zu rufen. Dieser Wettbewerb wird seit 1994 jährlich angeboten. In den ersten acht Jahren wurde der Wettbewerb in zwei Hausarbeits-Stufen durchgeführt; seit letztem Jahr haben wir diesen Modus gänzlich geändert. Wir bieten jetzt für die erste Runde zwei verschiedene Schwierigkeitsstufen an. Mit dieser Aufteilung des Wettbewerbs soll erreicht werden, dass die jüngeren Schülerinnen und Schüler gegenüber den älteren eine bessere Chance für ein erfolgreiches Abschneiden erhalten.

Mit den dreißig Besten führen wir dann im Mai eine Bundesrunde durch (die ich weiter unten noch vorstellen möchte). Im Folgenden zitiere ich zunächst die offizielle Ausschreibung:

Im Schuljahr 2003/2004 wird dieser Wettbewerb zum zehnten Mal durchgeführt. Träger des Wettbewerbs ist der Förderverein MNU; finanziell unterstützt wird er von der Deutschen Physikalischen Gesellschaft. Die Aufgaben werden didaktischen Zeitschriften und unter www.mnu.de veröffentlicht.

Ziel des Wettbewerbs war und ist es, frühzeitig das Interesse der Schülerinnen und Schüler der Sekundarstufe I für physikalische Sachverhalte zu wecken. Bei der Auswahl der Aufgaben steht vor allem die Motivation der Schülerinnen und Schüler im Vordergrund. Die Aufgaben sollen ansprechend sein und alltägliche Erfahrungen der Jugendlichen mit einbeziehen; so entsteht eine Brücke zwischen der Erlebniswelt und der Schulphysik. Wesentlich ist uns dabei immer ein Ansatz, der vom Phänomen herkommt, Experimente zulässt bzw. fordert und, so weit sinnvoll, die Grenzen einzelner physikalischer Sachthemen wie Elektrik oder Mechanik übersteigt.

Aufgabenblatt für die *Juniorstufe:* Mit diesen Aufgaben wollen wir Schülerinnen und Schüler der Klassenstufen 5 bis einschließlich 8 motivieren, sich spielerisch an der Lösung physikalischer Fragestellungen zu versuchen. Gerade in dieser Altersstufe sind die Jugendlichen für die Durchführung und die Beobachtung einfacher naturwissenschaftlicher Experimente zu begeistern. In den Aufgaben wird kein physikalisches Grundwissen vorausgesetzt; auch die Durchführung theoretisch mathematischer Lösungen wird nicht angestrebt.

Aufgabenblatt für *Fortgeschrittene:* Die Aufgaben richten sich an alle Schülerinnen und Schüler der Sekundarstufe I. Die Aufgaben haben zwar ein höheres Anspruchsniveau, sollen aber auch vor allem motivieren, über physikalische Fragestellungen nachzudenken und auch selbständig Experimente durchzuführen. Bei der Juniorstufe wird als Obergrenze die Klassenstufe 8

angegeben; dennoch dürfen Schülerinnen und Schüler dieser Klassenstufe natürlich auch die anspruchsvolleren Aufgaben bearbeiten.

Die Lösungen werden jeweils bis 1. 2. 2004 an eine Koordinatorin / einen Koordinator eingesandt und dort zentral bewertet (aber nicht zurückgesandt):
Die Juniorstufe geht an Dr. Irmgard Heber, Wiesenstr. 16, 64367 Mühltal; die Fortgeschrittenen-Stufe geht an Dr. Klaus Henning, Steinburger Str. 33a, 22527 Hamburg.

Schülerinnen und Schüler können einen 1., 2. oder 3. Preis oder eine Anerkennung erringen; die Preisträgerinnen und Preisträger erhalten eine Urkunde über ihre erfolgreiche Teilnahme an diesem bundesweiten Wettbewerb. Schülerinnen und Schüler, die einen 1. Preis für die Lösung der Fortgeschrittenenstufe erreichen, sind direkt für die 2. Runde der Internationalen Physikolympiade, die vom Institut für Pädagogik der Naturwissenschaften (IPN, Kiel) durchgeführt wird, qualifiziert.

Für die 30 Besten aus der Fortgeschrittenenstufe findet eine bundesweite Endrunde in Hamburg statt, wozu diese persönlich eingeladen werden.

Am besten lernt man den PhyWett durch seine Aufgaben kennen. Deswegen möchte ich drei von den bisher sechzig Aufgaben vorstellen:

- Über jedem Kraftwerksschornstein bildet sich eine Wolke. Beobachte bei einem Kraftwerk in deiner Nähe diese Wolkenbildung genau. Beschreibe deine Beobachtungen. Welche Vorgänge stehen dahinter? (PhyWett 6, 1.1)
- Wie groß ist die Geschwindigkeit, mit der der Mondschatten bei einer Sonnenfinsternis über die Erde läuft? Betrachte zunächst den einfachsten Fall, dass bei der Sonnenfinsternis die Sonne über dem Äquator im Zenit steht. Beschreibe dann, wie sich die Schattengeschwindigkeit für eine andere Tageszeit oder für eine andere geographische Breite verändert. (PhyWett 3, 2.1)
- Martin und Manuela experimentieren mit einer bikonvexen Linse. Martin schaut durch die Linse und sieht das reelle Bild eines hellen Gegenstands, dessen Abstand zur Linse ein Mehrfaches der Brennweite ist. Manuela steht auf der anderen Seite der Linse, zwischen der Linse und dem Gegenstand, und sagt: „Komisch, ich sehe sogar zwei Bilder desselben Gegenstands!" Erkläre, wie die Bilder vor und hinter der Linse zustande kommen, sowie ihre Art und Lage! (PhyWett 10, F1)

In den ersten acht Jahren hatten wir für die zweite Runde zwischen 160 und 280 Einsendungen. Auffällig ist bei diesen Einsendungen die Verteilung: Neben einem zu erwartenden Gefälle zwischen neuen und alten Bundesländern (die neuen waren mit höherer Zahl und Qualität vertreten) beobachten wir, dass Groß- und Millionenstädte deutlich weniger Lösungen einsenden als kleine Städte „weit draußen im Lande". Über die Gründe für diese Verteilungen könnte man lange spekulieren ...

Wir hatten allerdings immer stärker den Eindruck, dass wir mehr tun müssten, um den Wettbewerb attraktiver zu gestalten und gerade die besonders Guten zu fördern. Deswegen haben wir seit letztem Jahr eine Bundesrunde eingeführt, die in den Jahren 2003 und 2004 jeweils in Hamburg stattfindet.

(Zumindest 2003 hatten wir allerdings keine Hamburgerin und keinen Hamburger unter den Eingeladenen.)

Bei dieser Veranstaltung – sie dauert fünf Tage in der Zeit vor Himmelfahrt – treffen sich also 30 eingeladene Jungphysikerinnen und -physiker. Grundsätzlich arbeiten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer bei der Bundesrunde in (gelosten) Teams à 3 Personen. Diese Teams erwarten an vier Tagen vier Runden von Aufgaben:

- Am ersten Abend, sozusagen zum Kennenlernen und zur Teambildung, hatten wir im letzten Jahr die Aufgabe gestellt, aus einem Photokarton der Größe 50 cm x 70 cm eine Brücke mit der Spannweite von 46 cm zu bauen, die in der Mitte 10 Kilogramm tragen kann. (Wir hatten zwei Teams mit Brücken, die noch deutlich mehr trugen.)
- Am zweiten Tag schreiben die Teams vormittags eine Klausur.
- Am dritten Tag experimentieren die Teams vormittags in einer Hochschule (hier sind wir bei der Technischen Universität Hamburg-Harburg immer wieder willkommen) an Praktikums-Experimenten.
- Am vierten Tag schließlich versuchen sich die Teams an Experimenten mit offener Fragestellung. Dieser Vormittag findet – ebenso wie die Klausuren – im Christianeum statt.

An den Nachmittagen und Abenden bieten wir ein großes Programm: Besichtigungen des DESY, der Sternwarte, des Planetariums, eine Hafenrundfahrt. Am letzten Vormittag schließlich findet die Siegerehrung und der Abschluss statt.

Die Resonanz auf die erste Veranstaltung dieser Art war so positiv, dass wir glauben, damit eine gute Entscheidung getroffen und eine geglückte Form gefunden zu haben – natürlich hoffen wir auch auf eine höhere Zahl von Einsendungen.

2. Der Baltic Way Mathematical Team Contest

Der Baltic Way Mathematical Team Contest ist ein ganz besonderer Wettbewerb für Schülerinnen und Schüler: Er ist der einzige internationale Mannschaftswettbewerb in Mathematik – mit jeweils einem Team aus jedem Teilnehmerland.

Der Wettbewerb erinnert mit seinem Namen an ein für die baltischen Staaten besonderes Ereignis: 1990 bildeten die Balten in einer großen Kundgebung eine durchgehende Menschenkette von Vilnius in Litauen über Riga in Lettland bis nach Tallinn in Estland, um eindrucksvoll für die Unabhängigkeit der drei Republiken von der damals noch existierenden Sowjetunion zu demonstrieren, eben den Baltic Way. Im Herbst dieses Jahres, mitten in den Zeiten des Umbruchs zur Unabhängigkeit, beschlossen die Mathematischen Gesellschaften der drei Länder, einen Teamwettbewerb ins Leben zu rufen: Der Wettbewerb wurde 1990 zum ersten Mal durch die drei baltischen Staaten durchgeführt.

In den folgenden beiden Jahren kamen Island (denn Island hat als erstes Land die unabhängigen baltischen Staaten anerkannt!), Polen, Schweden und Dänemark sowie Russland mit einem Team aus der „mathematischen Schwerpunktstadt" St. Petersburg dazu, dann Norwegen und Finnland.

Seit 1997 ist der „Ring um das Baltische Meer“ durch die Teilnahme Deutschlands vollständig – der Baltic Way-Wettbewerb hat also elf ständige Mitglieder. Seit 2000 kann jedes veranstaltende Land noch ein anderes Team einladen, sozusagen ein „ehren-baltisches Land“.

Die Regeln für den Wettbewerb sind einfach:

- Jedes Land stellt ein Team von fünf Schülerinnen und Schülern aus den letzten Schuljahren (analog zum obersten Mathematik-Wettbewerb, der Internationalen Mathematik-Olympiade IMO).
- Im Unterschied zur IMO arbeitet das Team aber zusammen: In einer Arbeitszeit von fünf Stunden müssen zwanzig Aufgaben aus den Bereichen Zahlentheorie, Funktionentheorie, Geometrie und Diskrete Mathematik vom Team gelöst werden. Jegliche interne Kommunikation ist erlaubt – und erwünscht –, der Gebrauch von Taschenrechnern oder Formelsammlungen hingegen nicht.
- Die Aufgabenlösungen werden von der jeweiligen Teamleitung korrigiert und das Ergebnis mit der Jury besprochen. Die Jury vergibt dann die Punkte, maximal fünf pro Aufgabe.
- Die drei besten Teams werden bei der Abschlussfeier besonders geehrt.

Auch die Auswahl der Aufgaben entspricht der Situation auf der IMO: Alle beteiligten Länder senden im Vorfeld Aufgabenvorschläge an die Wettbewerbsleitung des gastgebenden Landes. Diese fasst die Vorschläge zusammen, kommentiert sie und stellt bei der Ankunft der Teams den Leitern diesen Pool zur Auswahl zur Verfügung. Die Leiter der Delegationen sitzen dann den ersten Tag über zusammen, wählen aus dem Pool den Satz von zwanzig Aufgaben aus, die gelöst werden sollen, stellen eine (englische) Standardversion her und übersetzen diese dann in ihre jeweilige Landessprache.

Das Anspruchsniveau der Aufgaben liegt hoch, deutlich über dem der nationalen Mathematik-Olympiaden und knapp unter dem der Internationalen Mathematik-Olympiade. Deswegen ist es für das Team besonders wichtig, die Zusammenarbeit bei der Verteilung der Aufgaben, bei der Ideenvermittlung und bei der Prüfung der Lösungen vorher geklärt und geübt zu haben, denn kein Teilnehmer kann in der Arbeitszeit mehr als vielleicht sechs bis sieben Aufgaben lösen.

Zwei mittelschwere Aufgaben aus dem diesjährigen Wettbewerb mögen Art und Anspruch der Problemstellungen verdeutlichen:

- Auf einem Tisch liegen 2003 Bonbons. Zwei Spieler machen abwechselnd Spielzüge. Bei einem Zug kann entweder ein Bonbon gegessen werden oder die Hälfte aller Bonbons, die noch auf dem Tisch liegen (wenn die Zahl ungerade ist, die „kleinere Hälfte“). Pro Zug muss mindestens ein Bonbon gegessen werden. Wer das letzte Bonbon essen muss, verliert. Welcher der beiden Spieler hat eine Gewinnstrategie?
- Es seien a und b positive ganze Zahlen. Beweise: Wenn a? + b? das Quadrat einer ganzen Zahl ist, dann ist a + b nicht das Produkt zweier verschiedener Primzahlen.

Deutschland, wie gesagt, seit 1997 vertreten, stellt seine Mannschaft immer nur aus den Bundesländern zusammen, die einen direkten Meerzugang haben – unsere Teilnehmer können also aus den Bundesländern Mecklenburg-Vorpommern, Schleswig-Holstein, Niedersachsen, Bremen und Hamburg kom-

men. Der Grund dafür liegt sicher in einer Art Fairness als vergleichsweise sehr großes Land, ebenso aber auch in der grundsätzlichen Verbundenheit des Wettbewerbs mit dem Meer. Die deutsche Teilnahme wurde von der Universität Rostock initiiert und vom Hamburger Amt für Schule aufgenommen (die Teamleitung besteht aus Dr. Uwe Leck von der Universität Rostock als Leiter und mir als Stellvertreter); wir wählen unser Team aus den besten Teilnehmerinnen und Teilnehmern des laufenden Jahres in den beiden großen nationalen Mathematik-Wettbewerben, der Mathematik-Olympiade und dem Bundswettbewerb Mathematik. In fast allen Jahren konnten wir das Team noch an einem Wochenende in Rostock intensiv vorbereiten. Bis auf vier Ausnahmen sind bisher alle deutschen Teilnehmer aus Hamburg oder Mecklenburg-Vorpommern gekommen. Das Christianeum stellte in den Jahren vier Aktive: *Naho Fujimoto* 1998, *Carl Christoph Bergemann* 2000 und 2001 sowie in diesem Jahr *Matthias Schulte* und *Theresa Martens.*

Der Wettbewerb findet jedes Jahr in einem anderen der Teilnehmerländer statt:
Im Jahr 1997 war Dänemark mit Kopenhagen Gastgeber, 1998 Polen mit Warschau, 1999 Island mit Reykjavik, Jahr 2000 Norwegen mit Oslo. Vor zwei Jahren waren wir in Hamburg Gastgeber für den 12. Baltic Way. Im letzten Jahr hat Estland mit Tartu den Wettbewerb ausgerichtet. Natürlich gehört zu einer solchen Veranstaltung neben der Mathematik noch viel Gemeinsames für alle Teams – Besichtigungen, freie Zeit mit Guides aus dem Gastgeberland, Vorführungen, auch landesspezifische kulinarische Erfahrungen. Und ganz ehrlich gesagt – der Wettbewerb ist deswegen so schön und bei den teilnehmenden Ländern deswegen so beliebt, weil letztlich das Drumherum, die Tage im jeweiligen Land, wichtiger sind als das Resultat im Wettbewerb selbst.

In diesem Jahr führte die Reise des Teams vom 31. Oktober bis zum 4. November nach Riga, der Hauptstadt Lettlands. Riga ist – auch im Spätherbst – eine wirklich sehens- und erlebenswerte Stadt, die Gastgeber hatten ein umfangreiches Programm zusammengestellt – vom ethnographischen Freiluftmuseum bis zu einem klassischen russischen Ballett in der Nationaloper, die Guides haben sich intensiv um die Teams gekümmert – kurz, es war eine schöne Veranstaltung. Mathematisch allerdings hat das deutsche Team schon mehr Erfolg gehabt: Unsere Mannschaft war in solchen Wettbewerben ziemlich unerfahren und deswegen auch nicht allzu erfolgreich (mit 32 von 100 möglichen Punkten bei einem Spitzenwert von 85 Punkten und einem Durchschnitt von 48 Punkten), aber die beiden Teilnehmer, die auch im nächsten Jahr noch zur Verfügung stehen können, wollen im nächsten Jahr in Vilnius in Litauen besser abschneiden.

Unser Haus, das *Christianeum,* hat über die Jahre diesen Wettbewerben stets geholfen, vor allem, wenn sie in Hamburg stattfanden – sei es durch den Einsatz von Kolleginnen und Kollegen bei der Korrekturarbeit bei Mathematik-Wettbewerben, sei es durch die Bereitstellung der Räume beim Physik-Wettbewerb. Dafür möchte ich mich hier ausdrücklich bedanken. Bei den hier erwähnten in Hamburg veranstalteten Wettbewerben, also dem 12. Baltic Way im Jahr 2001, den Bundesrunden des 9. und 10. PhyWett in den Jahren 2003 und 2004 sowie der Bundesrunde der nationalen Mathematik-Olympiade

2002, hatten wir das Glück, jeweils in der **Klaus Tschira-Stiftung** in Heidelberg einen unkomplizierten Partner zu finden und eine großzügige Finanzierung zu erhalten.

Moderne Einkaufsstätten
für Lebensmittel aller Art

SPAR

SUPERMÄRKTE

August Glasmeyer
Waitzstraße 1– 3 • Tel. 89 43 64 • Fax: 890 43 47
Kalckreuthweg 90 • Tel. 89 44 64 • Fax: 890 43 57
www.glasco.de

Wir liefern mittwochs und freitags ins Haus

Unsere Öffnungszeiten:

Montag–Freitag		8.00–20.00 Uhr
Sonnabend		8.00–18.00 Uhr
Heiligabend,	Mittwoch	7.00–13.00 Uhr
Silvester,	Mittwoch	8.00–13.00 Uhr

Wir wünschen unseren Kunden
ein Frohes Weihnachtsfest und
ein gesundes Neues Jahr!

Chronik vom 23. Mai 2003 bis 12. November 2003

Juni 2003

2. Das Wirtschaftspraxis-Team mit Adrian Frenzel, Annika Jahnke, Jannis Holthusen, Jannis Koehn und Anna Winter wird mit dem Konzept „Rent a book" Landessieger und fährt zur Bundesentscheidung Ende Juni nach München.

5. 10-jähriges Jubiläum des Literarischen Cafés. Ab 15.30 Uhr wird ein großes Fest für alle Jahrgänge gefeiert.

12. Eine Gruppe Jugendlicher aus dem nördlichen Südafrika führt Gesänge und Tänze aus ihrer Heimat auf.

abends: im LitCaf findet ein Gespräch mit Renate Hendricks, Vorsitzende des BundesElternRats, über Die Schule nach PISA statt.

13. Kollegiumsausflug an die Oberalster.

16. *literatur-altonale* im LitCaf. Schüler präsentieren zum 10-jährigen Bestehen des Literarischen Cafés Altonaer Autoren.

17. Im Rahmen der Arne-Jacobsen-Ausstellung in den Deichtorhallen führen Schüler des Leistungskurses Bildende Kunst, II. Semester, interessierte Besucher durch die Schule.

abends: Im LitCaf erinnert der Grundkurs Geschichte, II. Sem., unter der Leitung von Frau Margret Kaiser an den *50. Jahrestag des Volksaufstands vom 17. Juli 1953.*

18. Die Brass Band spielt im Rahmen des Projektes der Staatlichen Jugendmusikschule „Eine Reise in die Musik des 21. Jahrhunderts".

Benefiz-Aufführung der „Carmina Burana" von Carl Orff. Der Erlös kommt ungekürzt dem Wiederaufbau der Frauenkirche in Dresden zugute. Mitwirkende: Martina Schänzle – Sopran, Christfried Biebrach – Bariton, Werner Buchin – Tenor, Hamburg Percussions; Stephanie Daase, Sebastian Künne – Klavier, A-Chor, Kinderchor (5., 6. und 7. Kl.), Leitung – Dietmar Schünicke.

19. Berufsberatung in Einzelgesprächen für die Schülerinnen und Schüler des II. Semesters durch BIZ.Aufführung der „Carmina Burana" und des Violinkonzerts, 1. Satz, von Ludwig van Beethoven. Violine – Desheng Chen, A-Orchester unter der Leitung von Johannes Walde

20. Feierliche Abiturientenentlassung mit Aufführung der „Carmina Burana" von Carl Orff.

21. 22 Schüler unserer Schule sind wegen besonderer Verdienste wie z. B. Siege bei Wettbewerben zum Sommerfest beim 1. Bürgermeister Ole von Beust eingeladen.

23. Adrian Frenzel, Jannis Koehn, Annika Jahnke und Jannis Holthusen aus dem Kurs business @ school von Frau Menke werden mit dem Konzept „Rent a book" bei der Ausscheidung in München Bundessieger.

24. Beim Aktionstag „Rauchfreie Schule" erarbeiten die Klassen Planspiele, wie aus Rauchern Nichtraucher werden könnten.

25. *Literarisches Café:* Der Streit der Göttinnen – präsentiert von der Theater-AG der Unterstufe.

26. Bei der Bundesrunde der 43. Mathematik-Olympiade erringt die Abiturientin Janna Lierl einen 2. Preis.

Die Jungenmannschaft des Christianeums WK IV unter der Leitung von Herrn Horst erreicht den 3. Platz in der Hamburger Meisterschaft im Kleinfeldhockey.

27. Der Kurs Wirtschaftspraxis der Vorstufe, Leitung Frau Fricke-Heise, erreicht beim Bundeswettbewerb Junior in Köln den 3. Platz.

Die Jungenmannschaft des Christianeums WK III – Jugend trainiert für Olympia – unter der Leitung von Herrn Horst erreicht den 3. Platz in der Hamburger Meisterschaft im Kleinfeldhockey.

August 2003

18. Einschulungsfeier für 127 neue Fünftklässler mit dem Musical „Der Rattenfänger von Hameln" von Günther Kretzschmar.

21.–28. Die sechs 6. Klassen fahren nach Puan Klent auf Sylt.

26. Die Elternräte der Gymnasien Hochrad, Othmarschen und Christianeum laden ein zur Öffentlichen Podiumsdiskussion zum Thema „Das neue Lehrerarbeitszeitmodell" in der Aula des Gymnasiums Hochrad. Es diskutieren Michael Bartsch, Personalrat Gymnasien, Sabine Bick, Vorsitzende der Elternkammer Hamburg, Volker Nagel, Universität Hamburg Fachbereich Sportwissenschaft, Norbert Rosenboom, BBS-Beauftragter für die Umsetzung des LAZM, Wolfgang Trauernicht, OSR des Bezirks Altona, Marcus Weinberg, MdHBü der CDU, und Marianne Wulkop, Lehrerin für Sport und Englisch am Gymnasium Hochrad. Diskussionsleitung: Peter Ullrich Meyer, Hamburger Abendblatt.

28. Prof. Dr. Ingo von Münch spricht in seiner Eigenschaft als Mitinitiator der Ausstellung „Operation Gomorrha – Feuersturm am Hamburg 1943" mit Schülern der 10. Klassen und der Oberstufe über den Bombenkrieg über Deutschland.

Literarisches Café: J.D. Salingers „Der Fänger im Roggen" – Lesung und Gespräch mit dem Übersetzer Eike Schönfeld.

September 2003

11. Unterstufen-Orchester, Brass Band und Unterstufenchor laden ein zu einem unterhaltsamen Abend mit „O when the saints", gespielt von der Bläsergruppe des Unterstufenorchesters, Haydns Klavierkonzert D-Dur mit Kerstin Hoting am Klavier und dem Unterstufenorchester unter der Leitung von Johannes Walde. Danach „Feelings" und „Georgia on my mind", gespielt von der Brass Band unter der Leitung von Werner Achs, und „Der Rattenfänger von Hameln", begleitet von einem Instrumentalkreis, gesungen und gespielt von den Chören der 6., 7. und 8. Klassen unter der Leitung von Dietmar Schünicke.

Literarisches Café: Hans-Joachim Seelers „Sterley" – historischer Roman. Lesung und Gespräch mit dem Autor.

12. Die Klassen der benachbarten Grundschulen sind am Vormittag zu einer Aufführung des Singspiels „Der Rattenfänger von Hameln" eingeladen.

13. „Die Römer kommen" – die Elternräte der Humanistischen Gymnasien Hamburgs laden zu einem Tag der offenen Tür im Matthias-Claudius-Gymnasium, Wandsbek, ein.

ab 15. Start des Schüleraustausches mit St. Petersburg und Chicago

17. Am Projekt „Schüler machen Zeitung" des Axel Springer Verlages beteiligt sich die 10c.

19. Bei der 29. Hamburger Russisch-Olympiade erringen die Christianeer Jakob Hauter (10c), Anja Binder (10c) und Julius Grabow (VS) die ersten drei Plätze.

21.–1.10. Projektreisen der Studienstufe.

25. *Literarisches Café:* „Letzte Ausfahrt Schnelsen-Nord" – Der Hamburger Spottverein lädt zu einer kabarettistischen Odyssee ein.

Oktober 2003

1. Theresa Martens gewinnt mit ihrem künstlerischen Werk in der Kategorie Visuelle Kommunikation den 1. Preis in der Ausstellung von Werken Hamburger Kunstkurse im Schulmuseum.

Der diesjährige Abiturient des Christianeums Carl Christoph Bergemann stellt im Rahmen einer Festveranstaltung des Deutschen Elektronen Synchrotons (DESY) sein gemeinsam mit Rhea-Sylvia Demu (Gymnasium Oberalster) zusammengestelltes erstes Buch „Faszination Physik" vor.

23. Literarisches Café: Margriet de Moors Roman „Kreutzersonate" wird von ihrer Übersetzerin Helga van Beuningen vorgestellt.

24.–26. Schülerratsreise an den Brahmsee

27.–31. Tage der offenen Tür für die Jahrgänge 5 und 7.

31.–4.11. Teilnahme des deutschen Teams am 14. Baltic Way Mathematical Team Contest in Riga. Neben den Anrainern der Ostsee nimmt auch ein Team aus den norddeutschen Küstenländern teil. Das Christianeum wird im norddeutschen Verbund von Theresa Martens und Matthias Schulte unter der Leitung von Herrn Dr. Klaus Henning vertreten.

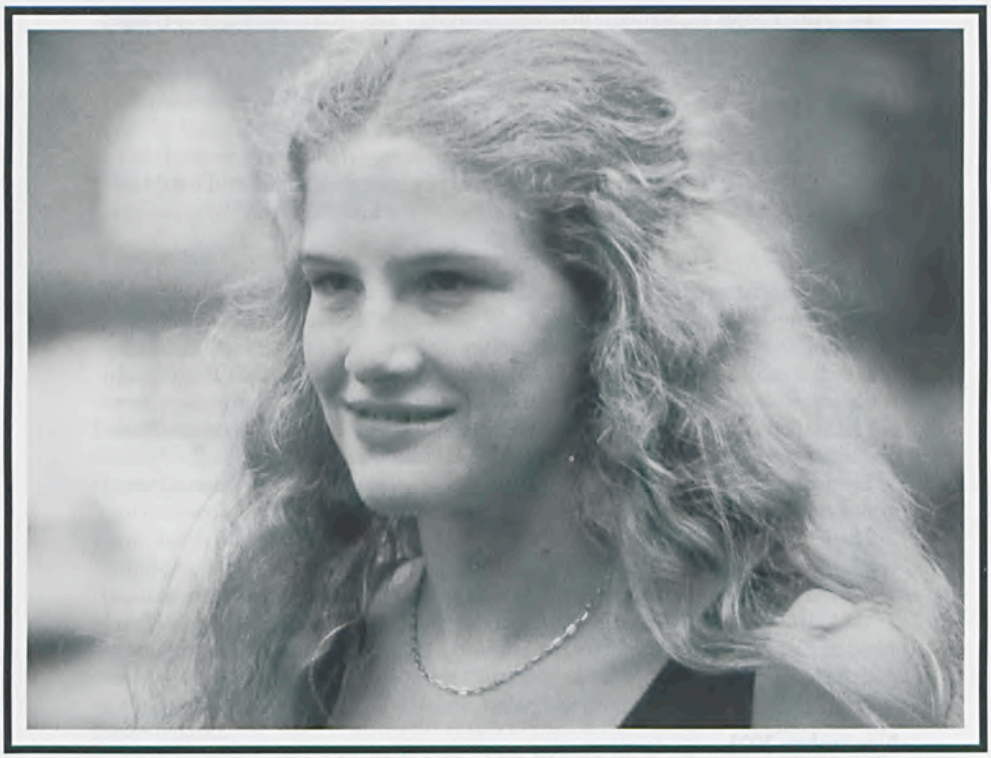
November 2003

1. Fünf Schülerinnen und Schüler des Humanistischen Gymnasiums in St. Petersburg kommen als Stipendiaten der Marion-Gräfin-Dönhoff-Stiftung für acht Monate an das Christianeum. Sie werden begleitet von Frau Svetlana Michaljova, Lehrerin an unserer russischen Partnerschule.

4. Mit einer Feierstunde in der Aula wird des 100. Todestages von Theodor Mommsen gedacht und eine Plakette des ehemaligen Christianeers enthüllt, die im Eingangsbereich neben den Plaketten von Wienbarg und Maimon angebracht werden soll.

12. Die Klasse 10a mit Frau Hungermann verbringt einen Praktikumstag zum Thema „Radioaktivität" im DESY.

12.–15. Orchesterreise der Brass Band nach Hitzacker.



Susann Bieger

Ein Nachruf

Liebe Suse,

Dein Tod hat eine große Lücke hinterlassen.

Es gibt so viel, was man noch hätte sagen wollen, so viel, was noch hätte gefragt werden sollen.

Einerseits scheint uns allen Dein Tod so weit weg, und dann doch wieder so nah. Jeder, der Dich kannte, hat sein eigenes, ganz persönliches Bild von Dir und seine eigenen Gefühle. Doch was uns alle eint, ist die Traurigkeit, einen so lieben und wertvollen Menschen verloren zu haben.

Manchmal wacht man auf und denkt sich, dass alles nur ein Traum ist. Doch wenig später kommt die Gewißheit, ein unendliches Gefühl der Leere gepaart mit Hoffnungslosigkeit. Werden wir Deinen Tod je begreifen – wenn gar – akzeptieren können?

Du warst ein herzlicher, fröhlicher und intelligenter Mensch mit ganz besonderem Humor. Immer warst Du für uns da und hörtest Dir all unsere Sorgen und Nöte an, ohne dabei je an Dich zu denken. Auch hattest Du Deine Ecken und Kanten. Doch genau deshalb, auch weil Du ein wenig anders und manchmal ein kleiner Dickkopf warst, haben wir Dich so geliebt.

Es gab viele Dinge, die Dir wichtig waren, und für diese hast Du Dich eingesetzt. In der Tat warst Du, wörtlich genommen, eine bemerkenswerte Person. Jeder, auch jemand, der dich nur kurz kennenlernte, konnte sich später an Dich erinnern.

Was haben wir alles Schönes zusammen erlebt, unvergessen bleiben z. B. die Fahrten nach Gut Stubbe. Hier haben wir Dich so richtig glücklich gesehen. Auch die anderen Reisen, die wir gemeinsam machten, oder ganz simple Dinge, wie die unendlichen Telefonate oder das Teetrinken bei Dir, waren schöne Momente, die wir nie vergessen werden.

Stets wolltest Du als die Person wahrgenommen und gemocht werden, die du wirklich warst, und keine besondere Behandlung oder gar Mitleid erhalten. Deswegen war es schon früh Deine Entscheidung, ganz allein mit Deiner Krankheit umzugehen und zu leben. Wir bewundern, wie stark du gewesen bist, und daß Du Dich nie hast unterkriegen lassen.

Wir hätten Dir so gerne die Kraft gegeben, die Dir ermöglicht hätte, bei uns zu bleiben.

Du fehlst uns unendlich, es bleiben nur die Erinnerungen.

Julia Gutjahr

Susann Bieger war Abiturientin des Jahrganges 2002
Sie starb an einer unheilbaren Krankheit.

STOLPERSTEINE –
Erinnern an individuelle Schicksale der NS-Zeit

Drei goldglänzende Stolpersteine sind seit April 2003 in der Palmaille vor dem Haus Nr. 9 fest im Straßenpflaster verankert. Diese Stolpersteine tragen die Namen von drei Mitgliedern der jüdischen Familie Lichtheim, die 1941 aus dem damaligen Haus Nr. 25 von den Nationalsozialisten deportiert wurden: von der Mutter Margarete Lichtheim, von ihrem Sohn Walter und von ihrer Schwester Gertrud Monasch.

Werner Flocken, er war Nachbar der Lichtheims und Zeuge der Deportation, hatte sich nach dem Krieg auf Spurensuche nach dem Schicksal der Familie Lichtheim begeben.(1) Das Ergebnis seiner jahrelangen Bemühungen übermittelte Herr Flocken auch unserer Schule; denn Walter Lichtheim und dessen Bruder Ludwig waren Christianeer.

In diesem Frühjahr nun regte Herr Flocken an, gemeinsam mit dem Christianeum die Patenschaft für die Stolpersteine für Familie Lichtheim zu übernehmen.(2)

Die Beteiligung einiger Schüler des Christianeums an der Stolpersteinsetzung wurde gemeinsam mit Herrn Flocken im Geschichtsunterricht der Klasse 10b vorbereitet. Er stellte das Schicksal der Familie Lichtheim sehr lebendig und mit großem persönlichen Engagement dar und hinterließ bei den Schülern einen tiefen Eindruck vom Erleben ihrer ehemaligen Mitschüler Walter und Ludwig Lichtheim.

v. l.: Werner Flocken, Carolyn Robak, Christa Mumm, Joachim Steven, Gunter Demnig

(1) s. dazu auch den Beitrag von U. Andersen im Mitteilungsblatt des Vereins der Freunde des Christianeums, Hamburg, Juni 1991

(2) „Stolperstein" steht für ein Projekt des Kölner Bildhauers Gunter Demnig „gegen das Vergessen individueller Schicksale von Verfolgten der NS-Zeit". Die durch Paten finanzierten Steine sind aus Beton gegossen, tragen an der Oberseite eine zehn mal zehn Zentimeter große Messingtafel mit den Namen der Opfer und werden im Straßenpflaster vor den Häusern verankert, in denen diese Menschen einst lebten.

C. M. Mumm

Zur Stolpersteinsetzung am 4. April 2003 hat
Werner Flocken seine Gedanken formuliert:

Verlegung der Stolpersteine für Lichtheims

in der Palmaille vor Nr. 25, jetzt Nr. 9 am 4. 4. 2003

Wir sind heute hierher gekommen, um drei Stolpersteine zu verlegen. Stolpersteine sollen Anstoß erregen, Anstoß, sich der Opfer des Nazismus zu erinnern. Viele Menschen in Deutschland meinen, es gebe bereits ausreichend Gedenkstätten. Das trifft zu für Mahnmale des kollektiven Erinnerns. Diese Stolpersteine sollen aber den Opfern durch Nennung ihres Namens ihre Identität wiedergeben, und zwar an der Stätte, wo sie gelebt haben. In dem Haus, das hier hinter uns als Palmaille 25 stand, lebte die Familie Lichtheim. Das Haus wurde im Juli 1943 bei dem Großangriff, den die Engländer GOMORRHA genannt hatten, durch eine Phosphorbombe zerstört. Lichtheims wohnten unter uns in der 2. Etage. So habe ich als 15-Jähriger die Vorgänge im Oktober 1941 unmittelbar miterlebt. Herr Lichtheim war bis 1933 Direktor der Altonaer Gas- und Wasserwerke. Er ist für seine Verdienste um Altona ausgezeichnet worden. In Blankenese wurde nach dem Kriege eine Straße nach ihm benannt. Er starb an Herzversagen in seiner Wohnung am 5. September 1939. Sein Grab liegt auf dem jüdischen Friedhof am Bornkamp. Es war die vorletzte Beisetzung, die dort noch stattgefunden hat. Seine Söhne Walter und Lutz waren Schüler des Christianeums. Weil sie Juden waren, mussten sie die Schule vor Ablegung des Abiturs verlassen. Lutz konnte noch 1938 mit einem Kindertransport nach England entkommen. Sein Bruder Walter war zwar als Transportbegleiter eingesetzt worden, kehrte aber nach Altona zurück, da den Eltern Geiselhaft angedroht worden war, falls er nicht zurückkehren würde.

Als wir in der Palmaille eingezogen waren, spielten wir anfangs mit den Lichtheim-Söhnen, bis uns das untersagt wurde. Frau Lichtheim hatte eine pianistische Ausbildung erhalten. Walter spielte Geige, Lutz Querflöte. Daher wurde bei Lichtheims viel musiziert. Da ich auch Klavier spielte, ergaben sich beim gemeinsamen Aufenthalt im Luftschutzkeller während der Fliegeralarme Gespräche über musikalische Themen mit ihr. Als wir einmal über Richard Wagners „Ring des Nibelungen" sprachen, fragte mich Frau Lichtheim, ob ich den Inhalt verstanden hätte. Ich stotterte etwas von Heldenmythos. Da erklärte sie mir, dass es eine Geschichte vom Missbrauch der Macht durch die Götter sei. Sie fügte ein Zitat aus Goethes Faust hinzu: „Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles in der Welt. Ach wir Armen!" Weil uns durch die Nazi-Ideologie eingeredet werden sollte, dass Deutschland von einer jüdisch-kapitalistisch-bolschewistischen Weltverschwörung bedroht sei, war ich sprachlos, eine solche Deutung aus dem Munde einer Jüdin zu hören. – Lichtheims hatten am 22. Oktober 1941 ihren Deportationsbefehl erhalten und kamen am nächsten Tag zu uns in die Wohnung, um sich zu verabschieden. Dabei sagte Frau Lichtheim: „Es geschehen entsetzliche Verbrechen in diesem Lande. Gott wird daher ein furchtbares Strafgericht über Deutschland kommen lassen. Wir wünschen Ihnen, dass Sie es persönlich heil überstehen".

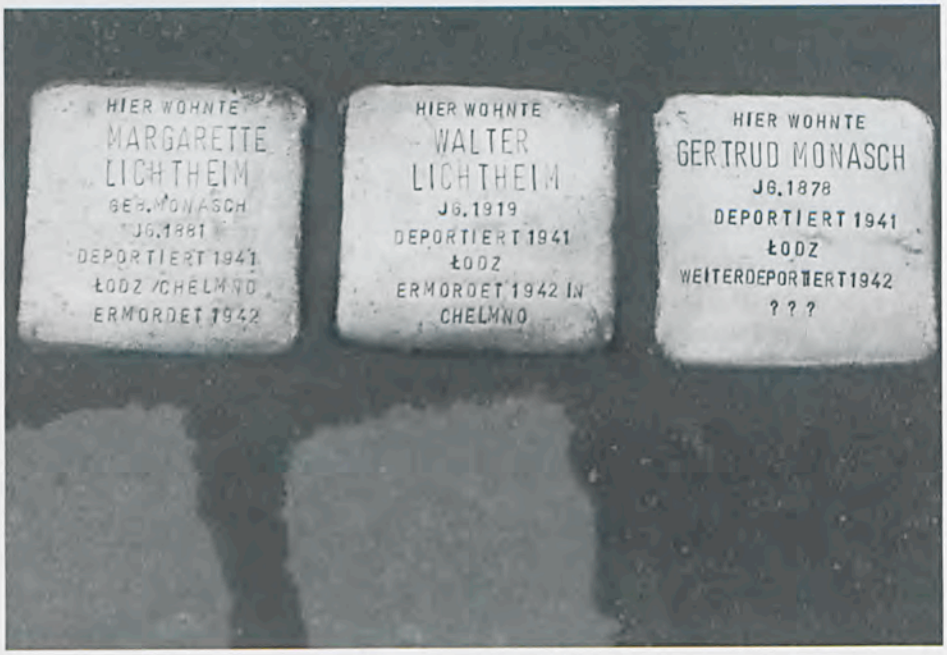
– Am 24. Oktober vormittags verließen Lichtheims die Wohnung. Sie hatten dabei dem Gerichtsvollzieher ein Inventar ihres Haushaltes übergeben, das sie noch in der letzten Nacht anfertigen mussten. 3 Wochen gingen wir an der plombierten Wohnungstür vorüber. Dann wurde der Hausrat abgeholt und von einem Hamburger Auktionshaus versteigert. Ich konnte mich in dem Auktionslokal selbst davon überzeugen. Bevor Lichtheims gingen, hörte meine Mutter liturgischen Gesang aus ihrer Wohnung. Dann verließen sie mit Handgepäck das Haus.

An der Moorweide und in dem dortigen Logenhaus wurde ein Transport von 1034 Juden zusammengestellt.

Abfahrt am 25. Oktober vom Hannoverschen Bahnhof in Hamburg um 10 Uhr 10, planmäßige Ankunft in Lodz, dem damaligen Litzmannstadt, am nächsten Tag um 11 Uhr. Im Mai des folgenden Jahres verlieren sich die Spuren der Lichtheims im Vernichtungslager Chelmno.

Um sie aus der Anonymität der Millionen von Opfern zu befreien, nenne ich ihre Namen, die auf den Stolpersteinen eingraviert sind:

MARGARETTE LICHTHEIM, geb. MONASCH,
geb. am 15. 1. 1881 in Stettin
GERTRUD MONASCH, geb. am 29. 11. 1878 in Stettin
WALTER LICHTHEIM, geb. am 21. 11. 1919 in Hamburg



Die einzige Information, die den im australischen Internierungslager überlebenden Lutz Lichtheim erreichte, enthielt den Poststempel auf der letzten Karte, die er seiner Mutter schickte und die noch nach Australien zurückbefördert wurde. Der Wortlaut des Poststempels war

„Abgereist ohne Angabe einer Adresse".

Wir können diese ungeheuren, aus Rassenwahn begangenen Verbrechen nicht ungeschehen machen. Wir dürfen aber die Opfer nicht vergessen. Zugleich müssen wir die Hoffnung bewahren, dass die Menschheit nicht in Gewalt und Sinnlosigkeit versinkt.

Dank, dass Sie gekommen sind!
Dank an Gunter Demnik und Peter Hess!

Vom Nutzen des Latein

Im Februar 2003 erschienen in großen deutschen Zeitungen (FAZ 12. 02., DIE ZEIT 13. 02) Artikel, die den Nutzen des Latein beim Erlernen von Spanisch und überhaupt einer anderen Romanischen Sprache in Frage stellten. Grundlage war eine Untersuchung an 50 Teilnehmern eines universitären Spanisch-Kurses. 25 Probanden hatten in der Schule Französisch, die andere Hälfte Latein gelernt.

Es ist zu begrüßen, wenn pädagogisch-didaktische Urteile bzw. Vorurteile durch empirische Untersuchungen überprüft werden. Bevor aber dann begonnen wird, die Ergebnisse solcher Untersuchungen zu interpretieren, muss allerdings genau nach den Versuchsbedingungen gefragt werden – vor allem im vorliegenden Fall!

Hier hatten nämlich die Teilnehmer die Aufgabe bekommen, einen spanischen Text zu formulieren. Dabei konnte nicht gezeigt werden, dass die Lateinschüler weniger Fehler machten.

Einige Punkte müssen an dieser Untersuchung kritisch gesehen werden: Jeweils 25 Probanden sind eine sehr kleine Zahl, das Niveau der jeweiligen individuellen Sprachkenntnisse und Fähigkeiten wurde nicht präzisiert und offen blieb, inwieweit der Unterricht auf die Vorkenntnisse Bezug nahm. Auf einen kritischen Punkt möchte ich das Augenmerk besonders lenken: Auch die engagiertesten Lateinlehrer sehen den Nutzen des Latein für das Erlernen einer weiteren romanischen Sprache nicht so sehr im Bereich der aktiven (schriftlichen oder mündlichen) Beherrschung, als vielmehr darin, dass Grundkonzepte und Strukturen von Deklinationen, Konjugationen, Tempus- und Modusverwendungen schneller begriffen werden. Mit anderen Worten: Der Lateinschüler baut sein neu erworbenes Wissen schneller in ein ganzes System der Sprache ein. Er kann also im Idealfall auch anders an die Sache herangehen: Für das Spanische wichtige Unterschiede wie der zwischen Imperfecto und Indefinido oder die Verwendung des Subjuntivo braucht er nicht an unendlichen Beispielen langsam zu ertasten, er kann sie systematisch lernen, da sie

dem Latein recht ähnlich sind, bzw. da ihn sein Lateinunterricht ihn für mögliche Bedeutungen von Formen sensibel gemacht hat. Daneben kann das Latein auch beim Erlernen ähnlicher Vokabeln helfen. Unwahrscheinlich ist, dass seine Lateinkenntnisse dem Schüler dabei helfen, aufgrund eines lateinischen Wortes ein spanisches selbständig zu bilden. Das ist zwar mithilfe einiger weniger linguistischer Kenntnisse in vielen Fällen möglich, aber schon der Lateinunterricht sorgt eben nicht dafür, dass lateinische Wörter aktiv beherrscht werden.

Das führt zu folgender Frage: Wie sollte denn ein Spanisch-Unterricht für Lateinschüler aussehen? Anhand des Latein-Spanisch-Kurses der Vorstufe am Christianeum dazu einige Bemerkungen. Wichtig dabei ist, dass gezielt vom Lehrer an das im Lateinunterricht erworbene Wissen angeknüpft werden muss.

1. Der Spanisch-Unterricht erläutert wichtige Regeln der Lautveränderung. Das erlaubt dem Lateiner in vielen Fällen, die bekannte lateinische Vokabel in etwas anderem Gewand wiederzuerkennen. Es ersetzt aber

Präsentationstag „Die Römer kommen": Frau Latza und Herr Dr. Mestwerdt gießen Wachsschreibtäfelchen

nicht das Vokabellernen, da neben den formalen Veränderungen viele Wörter auch ihre Bedeutung geändert haben und es daneben einen nicht geringen Teil spanischer Wörter arabischen Ursprungs gibt.

2. Auf der grammatischen Ebene kann in vielen Fällen enorm schnell fortgeschritten werden. Für die drei Konjugationen ist für Presente, Imperfecto und Futuro jeweils höchstens eine Stunde nötig. So läßt sich innerhalb kurzer Zeit die komplette grammatikalische Struktur erarbeiten.
3. Dieser Kurs hat aber ein großes Defizit: Der Schüler wird zwar in einem Text bestimmte Formen und deren Verwendung erkennen und mit Hilfe des Lexikons eventuell auch den gesamten Text verstehen können. Die AKTIVE Beherrschung des Spanischen aber kommt zu kurz. Das ist zunächst ein großer Nachteil. Dazu folgende Bemerkung: Aktive Sprachbeherrschung wird in der Schule dann gelernt, wenn im Unterricht lebensnahe Situationen nachgestellt werden. An einer Schule wie dem Christianeum, an der mindestens 3 Fremdsprachen, davon 1–2 gesprochene, gelehrt werden, ist es zeitlich undenkbar, daß für die 3. (Spanisch), 4. (Französich) oder 5. lebende Fremdsprache (Chinesisch) jedes Mal ein so großes Stundenkontingent bereitgestellt wird. Viel schlüssiger ist es doch, darauf hinzuweisen, daß die Schule kein Lebensersatz ist! Wer die Strukturen der spanischen Sprache gelernt hat, kann selbständig relativ schnell – am besten direkt in Spanien – das Fehlende lernen. Das ist es unter anderem, was mit „lebenslangem Lernen" gemeint ist. Am Christianeum bestand demgegenüber in diesem Jahr das erste Mal Gelegenheit, während der Projektreise in Spanien Sprachunterricht zu nehmen und in spanischen Familien zu leben. Für eine Schule, die sich nicht mit Englisch und dann der Alternative Latein oder Französisch zufrieden geben will, scheint mir das eine gute Variante zu sein. Sie bedeutet aber auch, zu erkennen, daß die Schüler nach der Schule nicht „fertig" sind, sondern daß manches eben nur angelegt worden ist und noch ausgefüllt werden muß!

Thomas Voskuhl

Anhänger klassischer Bildung sind um ein Argument ärmer

Dies war am 13. 02. 03 die Artikelüberschrift nicht in irgendeiner Zeitung, sondern in der Zeit. „Latein stirbt als Schulfach langsam, aber sicher aus", wagte Sabine Etzold im weiteren Verlauf des Artikels zu prognostizieren; die Frankfurter Rundschau vom 12. 02. 03 kam in derselben Sache zu dem Ergebnis, „dass die hoch gesteckten Erwartungen an das Latein-Lernen ... nicht erfüllt werden ... Mit anderen Worten: Der Latein zugeschriebene Nutzen ist mangelhaft." Die Artikel – ähnlich auch in der FAZ und anderen Zeitungen – blieben insgesamt so informationsarm hinsichtlich der zu Grunde liegenden Untersuchung von Ludwig Haag und Elsbeth Stern ausgesprochen informationsarm. Bei ihren Lesern blieben gerade durch die locker formulierten Verallgemeinerungen eher Irritationen zurück, als dass irgendeine Klarheit

... noch mehr Wachsschreibtäfelchen!

geschaffen worden wäere. Jetzt werden die initiierende Untersuchung sowie die ersten kritischen Stellungnahmen veröffentlicht. Ich folge hier im Wesentlichen der kritischen Darstellung und den Überlegungen von Klaus Westphalen aus dem Forum Classicum 1/03; in einigen Partien nimmt dieser Artikel die Form eines Précis an.

Die erwähnte Untersuchung von Haag/Stern fragte nicht nach einem generellen Nutzen von Latein, wie manche Zeitungsartikel suggerierten, vielmehr ging es ihr ausschließlich um die Bedeutung der zweiten Fremdsprache für das Erlernen des Spanischen. Dies ist an vielen anderen Gymnasien wahlweise Latein oder Französisch. Am Christianeum existiert diese Alternative bekanntlich nicht, insofern betrifft uns die Untersuchung unmittelbar auch nicht. Orientiert waren die Autoren Ludwig Haag und Sabine Stern entsprechend der Empfehlung einer EU-Kommission am Ideal des Erlernens von drei modernen europäischen Fremdsprachen. Innerhalb eines solchen Konzeptes stört Latein schon allein deshalb, weil es Lernzeit beansprucht. In die Untersuchung, die Französisch und Latein in Konkurrenz setzte, waren 50 Teilnehmer eines universitären Spanisch-Crash-Kurses eingebunden, für das Latein standen lediglich 25 Probanden. Auf diese geringe Zahl bezieht sich u.a. eine vielfältige, en détail bei Westphalen nachzulesende Methodenkritik. Zur Kritik vom Standpunkt eines Lateinlehrers aus vergl. den Parallel-Artikel von Thomas Voskuhl! Zu erwähnen bleibt noch die für die Untersuchung

relevante Annahme, die sich im Weiteren als spekulative Setzung erweist, dass nämlich das Französische dem Spanischen eo ipso „ähnlicher" sei als das Lateinische. Hiergegen wird in der erwähnten Kritik von Westphalen eine Fülle von sprachhistorischen und strukturellen Einwänden entwickelt, die jedem plausibel sind, der neben Latein einmal Französisch oder Spanisch gelernt hat. Westphalen kommt zu dem Schluss: „Fazit: Aus dem veröffentlichten Kurzbericht der Verfasser ist nur zu entnehmen, dass eine recht kleine Gruppe von Studentinnen, die ehemals Latein gelernt hatten, bei einem deutsch-spanischen Alltagstext mehr Fehler machten als die Französischgruppe im gleichen Universitätskurs. Die Herleitung all dieser Fehler aus dem Lateinischen konnte nicht plausibel gemacht werden." (S. 6)

Es lohnt an dieser Stelle kaum, den jeweiligen Nutzwert des Lateinischen und Französischen zu beschreiben, die beiden Sprachen in Vergleich zu setzen, da am Christianeum keine direkte Konkurrenz zwischen ihnen – wie an manchen anderen Schulen – besteht. Sinnvoll erscheint in diesem Kontext jedoch der Hinweis auf die Erkenntnisse der linguistischen Spracherwerbsforschung, die das Lernmuster der Kontrastivität hervorhebt; dies lässt sich vereinfacht so verstehen, dass das Sprachlernen dann gefördert wird, wenn die Ähnlichkeit der Sprachen nicht zu groß ist und sie sich durch die Setzung unterschiedlicher Schwerpunkte im Unterricht gegenseitig ergänzen. Dies trifft genau auf unsere beiden Anfangssprachen Latein und Englisch zu. Das folgende Schema – für Altphilologen ist dies nichts Neues – dürfte einprägsam und hilfreich sein, und zwar nicht nur bei der Unterscheidung des Französischen und des Lateinischen, sondern auch bei der Orientierung innerhalb der am Christianeum in Frage und zur Wahl stehenden anderen Fremdsprachen: Dem Latein lässt sich hier das Griechische getrost zur Seite stellen.

Moderne Fremdsprachen:	**Latein, Griechisch:**
Kommunikation durch Sprache	Reflexion durch Sprache
Gebrauchstexte und gesprochene Sprache	Literarische Texte
Gegenwartsorientierte Problematik	eher historische Perspektive
Vertrautheit mit den behandelten Situationen	Verfremdung durch kulturelle Distanz „Idealistisch"
Pragmatisch auf sprachliche Anwendungssituationen gerichtet	auf Erkenntnissituationen gerichtet
Leseverstehen durch häufig kursorische Lektüre	Textreflexion durch „mikroskopisches Lesen"
„aufgeklärte" Einsprachigkeit	betonte Kontraste durch Übersetzen
Imitation, Generierung und produktive Montage von Sprachmustern	Decodierung von komplexen Satzmustern

Häufig wird nicht nach dem Nutzwert der ein oder anderen Sprache im Allgemeinen gefragt, sondern danach, welche Sprache für die einzelne Schülerin und den einzelnen Schüler am besten geeignet erscheint: Welcher Schüler und kommt mit der modernen Fremdsprache, welcher besser mit Latein oder Griechisch zurecht? Zu welchem Lerntyp passt eine Kommunikationssprache besser, zu welchem wahrscheinlich eine Reflexionssprache? Was entspricht, unabhängig von dem individuell erforderlichen Lerneinsatz, am ehesten den persönlichen Wünschen und späteren Zielen? Darüber hinaus deuten sich Möglichkeiten wechselwirkender Bezüge zwischen Latein und der Muttersprache, also dem Deutschunterricht, an, die bei uns eine besondere Rolle spielen – und spielen sollten. Völlig unabhängig von der hier behandelten Untersuchung bzw. der aufgeregten Berichterstattung darüber hat es im Christianeum auf Wunsch der Fachkonferenzen auf pragmatischer Ebene in diesem Jahr erste Kollegen-Gespräche gegeben, um den Latein- und Deutschunterricht in einigen Punkten besser aufeinander abzustimmen. Der Wunsch existierte schon länger, sich neben den ohnehin stattfindenden individuellen Absprachen der einzelnen Kollegen in den Klassen einmal systematischer auszutauschen, seine Verwirklichung war allerdings aufgrund ständiger Innovationen in beiden Fächern aufgeschoben worden. Jetzt liegen gerade neue Rahmenpläne in Latein und Deutsch vor. Für den Deutschunterricht wird ein neues Lesebuch nach und nach in allen Klassenstufen eingeführt, das neu konzipierte und viel gelobte „Deutschbuch" von Cornelsen. Neu ist hier z. B. die integrierte Grammatik, die textorientiert von bestimmten Verwendungssituationen ausgeht – informativ, appellativ, expressiv; unterhaltend, werbend, anleitend ... – und dann nach dem Beitrag einzelner Textkomponenten zur Gesamtleistung des Textes fragt: So kommen z. B. Fragesätze, Konjunktive, Passivformen, Adjektive usw. in den Blick. Hier wäre teilweise eine Abstimmung sinnvoll, es gibt darüber hinaus etliche gemeinsame Themen zwischen Latein- und Deutschlehrern, die nicht nur dem Bereich der Grammatik entstammen.

Im Hinblick auf die Untersuchung zum Französischen und Lateinischen sei abschließend festgestellt: Wünschenswert wäre, dass vermehrt Transferuntersuchungen zum Fremdsprachenunterricht durchgeführt würden, deren Bedingungen kritischer Überprüfung besser genügten. Für uns wären natürlich empirische Untersuchungen zum Transfereffekt der ersten auf die zweite und – oder – auf die dritte Fremdsprache, nicht zuletzt auch auf die Muttersprache, von besonderem Interesse.

Jochen Stüsser-Simpson

Rauchfreie Schule

Da das neue Schulprogramm u.a. auch einen verantwortlichen Umgang mit der eigenen Gesundheit fördert und fordert, wurde als besonderer Punkt das Projekt „Rauchfreie Schule" aufgenommen. Um das Projekt voranzubringen, hat sich eine Gruppe aus Eltern, Schülern und Lehrern in den letzten zwei Jahren intensiv mit der Problematik der rauchfreien Schule befaßt.

Die Ergebnisse wurden der Lehrerkonferenz vorgestellt und mit großer Mehrheit wurde beschlossen, daß Schüler des Christianeums ab dem 1. August 2003, also mit Beginn des neuen Schuljahres, weder auf dem Gelände, noch im Gebäude rauchen dürfen. Auch die Schulkonferenz sprach sich einstimmig für diesen Plan aus.

Am 24. Juni, am Ende des letzten Schuljahres, wurde ein Aktionstag mit reichhaltigem Programm (s. u.) zum Thema „Rauchfreie Schule" durchgeführt, um alle Schüler auf die nach den Sommerferien beginnende rauchfreie Zeit einzustimmen.

Es ist außerordentlich erfreulich, festzustellen, daß die Schüler die neuen Regeln fast ausnahmslos einhalten.

Ein bisher ungelöstes Problem gibt es zur Zeit noch in den beiden großen Pausen mit Oberstufenschülern, die zum Rauchen auf den Gehweg vor dem Eingangsbereich der Schule ausweichen und in dieser Zeit Passanten behindern.

Eine weitere konstruktive pädagogische Begleitung und Aufklärung über Suchtverhalten wird in Zusammenarbeit mit Elternhaus und Schule auch künftig stattfinden, um so eine Sensibilisierung der Schüler gegenüber dem Drogenkonsum zu erreichen.

Beispielhaft hat auf Initiative von Frau Dargel und unter Leitung von Frau Hildebrandt ein Nichtraucherseminar mit einer Gruppe von Schülern stattgefunden, um diese auf dem Weg zum Nichtraucher zu unterstützen. Diesen Schülern wünschen wir Durchhaltevermögen und hoffen, daß sie den Rauchern vor dem Christianeum als Denkanstoß dienen.

Ursula Zieger
Ulrich Schulz

Aktionstag „Rauchfreie Schule" am Dienstag, den 24. Juni

8.00 Uhr Die Klassen treffen sich in den Klassenräumen und gehen gemeinsam mit den Klassen, – bzw. Fachlehrern in die Aula. Die Oberstufe trifft sich in der Aula

8.10 Uhr Begrüßung durch Herrn Andersen
Informationen zur rauchfreien Schule ab 1. August 2003
Organisation des Tages:

- Einzelne Klassen bereiten ein etwa 45-minütiges Programm vor, das dreimal wiederholt wird.
- Alle Schüler, die nicht unmittelbar an den Programmen beteiligt sind (also auch „freie" Schüler der jeweiligen Klasse) tragen sich am Freitag in Zuhörerlisten ein.
- Die Oberstufe verbleibt nach der Einführung in der Aula.

Programm für die Oberstufe in der Aula:

- „Endlich Nichtraucher – ein Weg zum Ausstieg" (Da) Aula
- Frau Dr. Witze 1: „Gebärmutterhals-Krebs"
- Herr Dr. Bader: „Brustkrebs"
- Abschließend: Diskussion

Programme, die von 8.30 bis 10.30 Uhr durchlaufen:

- Präsentation: „Das Ende des Marlboro-Cowboys" (Zi) Kunstraum 2
- Rauchen und Medien, Filme zum/über das Rauchen
- ab Klassenstufe 7 (Sz) Biologie 1
- Beobachtungen auf dem Aktionstag (Wa)

Programme, die dreimal angeboten werden: 8.30,9.30 und 10.30 Uhr

- Klasse 5d: Spielen statt Rauchen (Sü) Klassenr. 5d
- Klasse 5e: Kleine Vortragsreihe zum Thema Tabak (Ski) Klassenr. 5e
- Klasse 5 f: Überraschendes und Erstaunliches zum Thema Rauchen (Pr) Klassenraum
- Klasse 6b: Sketche zum (Nicht-)Rauchen (Bu) Kollegraum
- Klasse 7b: Sketche rund ums Rauchen (We)Kunstraum 1
- Klasse 7c: Sport statt Drogen I (Klassen 5c, e, f) (Hs) Sporthalle
- Klasse 7d: Film: Rauchen als Wirtschaftsfaktor (Schr) Klassenr. 7d
- Klasse 8a: Kurzvorträge zum Thema Suchtgefahren (Fa) Klassenr. 8a
- Klasse 8b: Experimente zu den gesundheitliche Folgen des Rauchens (Ho)Biologie 2
- Klasse 8d: Werkstatt: Rauchen und Schmauchen in der Literatur, Tabakindustrie in Ottensen im 19. Jh. (PB) Klassenr. 8d
- Klasse 9a: Sport statt Drogen II (ab Klasse 9) (Hu, Schf) Sporthalle
- Klasse 10b: Film über die Folgen des Rauchens (Kl) Musiksaal
- Oberstufe: Rauchen in der Literatur (Stü)

Ab 11.30 Uhr „Anti-Raucher-Markt" in der Pausenhalle und im Literarischen Cafe

- Kunst zum Nichtrauchen (Pet)
- Plakatmalerei zum Thema Rauchfreie Schule (Klasse 5b, Wg)
- Der Wettstreit: Raucher vs. Nichtraucher am Ergometer (Sz)
- Umfrage zu Rauchgewohnheiten (Klasse 9d, Jo)

- Interviews zum Rauchverhalten (Klassen 8c, 10d, Rö, Mei)
- Sammlung der coolsten Sprüche (Sz)
- Analyse von Zigarettenwerbung (Klasse 10a, Di, Ge)
  Info-Stand der Barmer Ersatzkasse
- Infostand „Just be – smokefree" (Sk)
- Infostand der AOK
- Infostand des Suchtpräventions-Zentrums
  Medienecke zum Thema „Rauchen" (Sz)
- Im Teeraum: Rauchfreier Cafe mit Musik (Eltern)
  Volkstanz (Schü)
- „Ausreden für Raucher" (Sw, Literarisches Cafe)
- Tombola: Wie viele Zigaretten wurden im Christianeum geraucht?
  (Klasse Sr, Pr)
- Beobachtungen auf dem Aktionstag (Wa)

12.30 Uhr: Mittagessen im Christianeum

Pr/Sz

„Feuersturm über Hamburg" – Prof. Ingo von Münch berichtet am Christianeum

Operation Gomorrha: Das ist der Deckname der britischen Luftwaffe (RAF) für einen der wohl schrecklichsten Luftangriff des 2. Weltkrieges auf Deutschland. Die betroffene Stadt war Hamburg. Es starben mindestens 35 000 Menschen, nahezu 900 000 waren auf der Flucht. Die Engländer setzten bei dem Luftangriff, der nicht nur Industrieanlagen sondern hauptsächlich Wohngebiete im Osten der Stadt traf, gezielt Spreng-, Stab-, und Brandbomben ein. Insgesamt flogen die Kampfflieger drei Angriffe; der vierte fiel nur auf Grund eines Gewitters aus.

Der Name Gomorrha findet seinen Ursprung in jener biblischen Erzählung, in der die Städte Sodom und Gomorrha in einem Feuersturm zerstört wurden, um deren lasterhafte Einwohner zu bestrafen.

Der Feuersturm auf Hamburg wurde vom 25. Juli bis 31. August in den Hamburger Deichtorhallen in Form von 140 Photographien, einem Dokumentarfilm sowie zahlreichen weiteren Informationen ausgestellt. Die Bilder der Fotografen Erich Andres, Willi Beutler, und Hugo Schmidt-Luchs sowie des Feuerwehrhauptmanns Hans Brunswig bilden das Grundgerüst der Ausstellung. Als Berufsphotographen waren sie autorisiert, die Schäden aufzunehmen. Die Photographien sollten später als Beleg für Reparationsforderungen dienen, da die Nationalsozialisten immer noch an den Endsieg glaubten.

Unser Gemeinschaftskunde-Grundkurs unter der Leitung von Frau Greiner besuchte die Ausstellung und hatte im Anschluß daran die Möglichkeit, mit dem Initiator und Zeitzeugen, Hamburgs ehemaligem Kultursenator und Bürgermeister Ingo von Münch, zu diskutieren.

Detailliert schilderte dieser uns von den Ereignissen des Juli 1943, die er als Kind selber in Berlin in ähnlicher Weise miterleben mußte.

Unglaublich erschien den Schülern, dass Grauen und Banalität in einem Krieg so eng miteinander verknüpft sein können. Dauerten die Angriffe bis spät in die Nacht hinein, so freuten sich Kinder in den Luftschutzkellern, daß die Schule, wenn sie überhaupt noch stand, am nächsten Morgen erst eine Stunde später beginnen würde, so Münch. Seine größte Angst habe darin bestanden, im überfüllten Luftschutzkeller verschüttet zu werden. Auch heute würden noch viele Opfer unter Alpträumen leiden oder an die erlebten Schrecken durch z. B. viermotorige Flugzeuge erinnert werden.

Interessant waren für uns außerdem die unterschiedlichen Reaktionen der Generationen. Ein Betroffener äußerte sich dem Abendblatt gegenüber folgendermaßen:

„Zutiefst erschüttert bin ich durch die Ausstellung gegangen, die sich jeder anschauen sollte. Als Vierjähriger war ich in Eimsbüttel dabei. Weinen muss ich jetzt noch immer. Es war die Hölle. Ich bin jetzt 76 Jahre alt und habe diese schlimmen Tage nie verarbeitet. Mein Vater, Jahrgang 1936, hat in Hamm den Feuersturm überlebt. Er hat mir nie etwas von früher erzählt. Jetzt kann ich mir annähernd vorstellen, warum. Erschreckend und unbegreiflich, was unsere Eltern und Großeltern erlebt haben. – Sprachlos!"

In einem analytischem Gespräch des Grundkurses in der nächsten Unterrichtsstunde bewerteten wir die Ausstellung als hochinteressant und lehrreich, da es für viele von uns ein Bericht über die Heimatstadt war. Viele von uns sprachen zum ersten Mal mit Großeltern und Eltern über den Bombenkrieg. Den meisten von uns waren die Ausmaße der Angriffe nicht wirklich bewußt gewesen.

Dennoch waren einige Schüler der Auffassung, daß die Bilder in der Ausstellung deswegen auf sie nicht so schockierend wirkten, weil sie durch Verfilmungen von Katastrophen oder tägliche Bilder aus den Nachrichten abgestumpft seien. Zudem liegt der Feuersturm sechzig Jahre zurück und die Auswirkungen sind kaum noch spürbar. Aber daß Hamburg sehr schnell wieder aufgebaut wurde, rief auch Erstaunen und Respekt hervor.

Somit hielten wir abschließend fest, daß die Ausstellung gerade mit der darauffolgenden Diskussion zusammen eine ideale Ergänzung bildete.

Wir wollen uns an dieser Stelle noch einmal sehr herzlich bei Herrn von Münch bedanken und wünschen ihm zu seinem Vorhaben, die Ausstellung irgendwann einmal auch in England zeigen zu können, viel Glück.

Nils Aldag und Niko Glasmacher, 1. Semester

Auf Schalke im Hamburger Schulsport

Die neue Schalke-Arena soll großartig sein. Viele Sitzplätze bietet sie, hat einen Videowürfel und man kann bei schlechtem Wetter sogar das Dach schließen. Der damalige Trainer Huub Stevens allerdings hatte nach dem ersten Spiel doch zwiespältige Gefühle. Die gemessene Lautstärke war so groß, als würde permanent eine Boeing 747 durchs Stadion fliegen. Da ein derartiger Lautstärkepegel selbst auf dem Spielfeld unter den Akteuren eine

Kommunikation unmöglich machte, spielten alle hurra nach vorne und blickten verdutzt nach hinten, als der Ball mal wieder in den eigenen Maschen lag.

Nun mag die Sporthalle des Christianeums nicht gerade mit der Schalke-Arena vergleichbar sein, doch eins hat sie bei einer Dreifachbelegung, auch bei heruntergelassenen Trennwänden gemeinsam: Eine Akustik von „Arena-Güte" und ein bisweilen wild gestikulierender Sportlehrer, häufig auch an dem leicht erröteten Gesicht zu erkennen, mit der Aufgabe, eine hoch motivierte und entfesselte Schülerschaft anzuleiten. Wie gut geht es da dem Übungsleiter, dass er getreu dem Motto von Sepp Herberger „Eine Halbzeit dauert 45 Minuten" mal euphorisch, mal verzweifelt, immer aber erschöpft in die Pause gehen kann und auf sein Werk blickt: Gut war die Stimmung, Geist und Körper haben etwas gelernt und geübt. Es mögen die nächsten Schüler kommen.

Von der Begeisterung ihrer Sportlehrer angesteckt und mit der Hoffnung, die Olympischen Spiele nach Hamburg zu holen, haben es sich die verantwortlichen Schulfunktionäre zur Mission gemacht, noch viel mehr dieser Sportstunden in der Hansestadt zu ermöglichen. Weitere Lehrer einzustellen war politisch nicht gewollt und so führte man umgehend einen Arbeitsfaktor ein, womit man es ermöglichte, Kollegen statt bisher 24 über 30 Unterrichtsstunden leisten zu lassen. Der kleine Schönheitsfehler war, man hatte nicht mit den Sportlehrern gesprochen und schlicht vergessen, die außerunterrichtliche Betreuung von Schülern zu berücksichtigen. Freiwillige Arbeitsgemeinschaften, die Begleitung von Schülern auf Wettkämpfen sowie der gemeinsame Besuch von Bundesligabegegnungen fielen weg. Und so erging es den Verantwortlichen wie den Schalker Akteuren, der Ball war mal wieder in die eigenen Maschen eingeschlagen.

Christian Schiweck

Frau Hansmann „on sabbatical"

Zu den Sommerferien 2003 hat Frau Hansmann die Schule verlassen und sich bis zu ihrer Pensionierung in einigen Jahren vom Schuldienst beurlauben lassen. Sie gehörte zu den wenigen Kollegen, die den Umzug aus dem alten Schulgebäude ins heutige mitgemacht haben und hat jahrelang das Gesicht der Alten Sprachen, vor allem des Griechischen, mitbestimmt, war aber überhaupt für die Stimmung – und Stimme – des Kollegiums an vielen Stellen maßgeblich.

Ihren Beruf hat sie mit hohem Fachwissen und vor allem großer Offenheit gestaltet. Mit viel Neugier hat sie sich in neue Fächer, z. B. die Mathematik, kompetent eingearbeitet und sich von anderen, wie Religion, verabschiedet. Bis zu ihrem letzten Leistungskurs Griechisch hat sie mit viel Aufwand und Vergnügen an ihren Unterrichtskonzepten gefeilt und kaum jemals etwas aus der Schublade gezogen. Wie kein anderer konnte sie z. B. bei Gesprächen im Lehrerzimmer Begeisterung für das Fach Griechisch wecken. Kollegen erzählte sie in Freistunden „Döntjes" aus Herodot oder die erotischsten Szenen der Ilias, Schüler begeisterte sie mit den Textstellen, die sie gerade selbst am besten fand, und auch die Eltern fanden in ihr immer eine offene Gesprächspartnerin.

Aus den Lehrerkonferenzen, die nicht gerade als besonders unterhaltsames Genre gelten können, ist Frau Hansmann allen Kollegen in Erinnerung, wie sie einerseits durch respektlos-pfiffige Bemerkungen mancher angespannten Situation die Spitze nahm und andererseits bei Konflikten immer wieder übergreifend – über ihr Fach ebenso wie über die Position der Lehrer – eine Besinnung auf einen gemeinsamen Standpunkt aufzeigen wollte und konnte. Das war vielen, den Kollegen – auch den Fachkollegen- ebenso wie der Schulleitung manchmal unbequem, aber sie wurde aufmerksam angehört. Denn wenn Frau Hansmann sich zu Wort meldete, ging es nicht um eine Rede „pro domo", um Bestandswahrung fürs eigene Fach oder um Unwillen gegenüber Neuerungen. Sie hatte das Ganze der Schule im Blick und kam mit Kollegen aller Fächer ins Gespräch.

Nüchtern und selbstkritisch vielen Meinungen des „Lehrerstandes" gegenüber hat sie ohne Larmoyanz immer wieder auf die wirklichen Probleme des Berufes hingewiesen und immer wieder nach realistischen Lösungen gesucht. Wer Frau Hansmann mit ihrer Freude an und ihrem kritischen Blick für den Lehrerberuf begegnete, dem blieben Vorurteile im Halse stecken, der bekam Respekt.

Eine besondere Fähigkeit hatte sie, aufmerksam die Klassen zu beobachten und das Beziehungsgeflecht der Schüler zu verstehen. Wenn sie in den Klassen einem Kollegen einen Tipp gab, da oder dort mal einzugreifen, dann wurde gerne zugehört. Viel wussten, dass sie ihrem psychologischen Spürsinn folgen konnten.

Frau Hansmann hat die Schule auf ganz eigene Entscheidung hin verlassen. Trotz ihrer großen Freude am Beruf haben die anstehenden Veränderungen (Arbeitszeit, Zentralisierung) ihr die Entscheidung leicht gemacht. Sie wird nicht nur den Fachkollegen fehlen!

Thomas Voskuhl

Suzanne Plog-Bontemps im Ruhestand

Ob nun hoch zu Rad auf summenden Pneus und unter großzügiger Auslegung der Vorfahrtsregeln die Otto-Ernst-Straße hinunter oder in hochhackigen (!) weiß-blauen Turnschuhen als Gazelle mit Löwenmähne die Jacobsenflure entlang – Suzanne Plog-Bontemps war Blickfang, Flammenschwert, Wirbelsturm und gleichzeitig dessen ruhiges Auge.

Hochverehrt, geliebt, ja vergöttert von den Schülerinnen und Schülern, bewundert, geachtet, beneidet, gehaßt von den Deutsch- und Russischkollegen – keine Nuance auf der Gefühlsskala blieb ungeweckt, wenn man mit Suzanne Plog-Bontemps zu tun hatte. Alles wurde leidenschaftlich getan.

Jetzt und hier mußte ein Antwort, eine Lösung her! „Wie finden Sie den neuen Roman der Kronauer?" „Dieses Kind *muß* am Schüleraustausch teilnehmen!" „Wo ist mein roter Kuli?" „Ich sage Ihnen, dieser Sorokin ist sowas von ...!" „Haben Sie meine schwarze Mappe gesehen?" „Das *müssen* Sie lesen!" „Machen Sie mir eine Kopie!"

Mancher Kollege mag bedauert haben, daß im Schulgetriebe mitunter die Zeit zum Grüßen knapp wurde oder ein wie in Stein gehauenes Urteil Diskussionen abkürzte, bündelte, überflüssig machte. Doch die Zeit ist kostbar und will genutzt sein!

Was viele nicht wußten: Außerhalb der Schule gab es noch ein weiteres pralles Leben. Seine Wurzeln reichen weit zurück in der Zeit und im Raum. Frau Plog-Bontemps hatte Slawistik studiert und in Germanistik über Paul Heise promoviert. „Nebenher" gab es noch eine journalistische Ausbildung bei der „Welt". Redakteurin bei der „Brigitte", freie Mitarbeiterin beim Deutschlandfunk (auch heute noch!), Bücher rezensieren, Schriftsteller interviewen, dem KGB ein Schnippchen schlagen, heiraten, eine Familie gründen, Kinder großziehen, Gäste bewirten, Mittellosen beistehen, Projekte anschieben. Leningrad, Hannover, Moskau, Hamburg, St. Petersburg. Wie ein Gießbach schießt das Leben dahin.

Seit je ist Rußland die beglückende, verzehrende, strapaziöse Passion gewesen. Viele Veranstaltungen mit russischen Themen hat Frau Plog-Bontemps im Literarischen Café des Christianeums betreut. Sie war bei der Eröffnung des Soldatenfriedhofs Sologubowka dabei und sah ihre Mühen gewürdigt, die deutsch-russischen Kriegswunden heilen zu helfen. In vielen Artikeln, bei zahlreichen Besuchen in jener Stadt hat sie sich mit dem Schicksal Leningrads, besonders der Blockade, auseinandergesetzt. Immer wieder sprang der Funke des Engagements, der Begeisterung auf Schüler über, die eine soziale Tätigkeit, eine Ausbildung, ein Studienjahr in Rußland aufnahmen. Und was für eine Genugtuung, was für eine Freude, wenn Ehemalige im stets gastfreien Haus in der Gottorpstraße einkehrten, Dank sagten für Hinweis, Ansporn und Rat, von ihren Erfahrungen berichteten, Rußland verbunden blieben.

Gleich an ihrem letzten Schultag hat Frau Plog-Bontemps die Pensionierungsurkunde beiseitegelegt und ist nach St. Petersburg geflogen. Der Auftrag: Recherchen für einen großen Artikel über „Die neuen Mäzene".

Glöckchengeläut, Kutscherrufe, Rosse wiehern, Schnee stiebt. Eine Troika rast vorüber. Pelzwerk, Champagner, blinkende Münzen, Flüche, Lachen, Beifall, gereckte Fäuste. Das Volk im Banne: „Die Zarin!"

Bernhard Meier

Wir heißen die neuen Mitglieder des Kollegiums herzlich willkommen

Dr. Karin Maak

Frank Schönian

Ingo Gottschalk

Dr. Ralph Hollatz

Chicagoaustauch

Am 20. September ging es vom Flughafen in Hamburg los. Die meisten von uns blickten der Ankunft in Chicago erwartungsvoll, aber mit gemischten Gefühlen entgegen, denn viele hatten ihre Zweifel, was den Austausch anging: Würde die Gastfamilie nett sein? Würde es mit der Verständigung klappen? Und würden wir uns in der Stadt zurechtfinden? Später, auf dem achtstündigen Flug von Frankfurt nach Chicago waren wir daher alle ziemlich angespannt, doch bei der Ankunft am Flughafen von Chicago wurden wir sehr freundlich von unseren Gastfamilien empfangen und zu unserer Erleichterung stellten wir fest, dass fast alle zu sehr netten Familien kommen würden. Nachdem wir uns untereinander verabschiedet hatten, fuhr jeder mit seinen Gasteltern und seinem Austauschschüler nach Hause.

Dieses erste Wochenende verbrachten wir zusammen mit unseren Familien. Manche unternahmen mit diesen Ausflüge in die Innenstadt, andere gingen in Museen oder in das berühmte Shedd-Aquarium.

Am Montag trafen wir uns bei einer der vier Schulen, der „Northside College Preparatory High School". Um zu den Schulen der Gastschüler zu kommen, hatten die meisten von uns sehr weite Wege zurückzulegen, was wir wegen der kurzen Entfernungen in Hamburg natürlich nicht gewohnt waren. Viele wurden jeden morgen von den jeweiligen Gasteltern zur Schule gefahren. Doch noch andere Dinge überraschten uns sehr; z.B. dass so hart mit den Zuspätkommern in der Schule umgegangen wird. Diese müssen immer ihren Ausweis zeigen und wie alle anderen Schüler auch durch Metalldetektoren gehen. Danach werden sie in einer Liste eingetragen und wer sich häufiger verspätet, muss sogar mit einem Schulverweis rechnen. Wir Austauschschüler wurden aber gar nicht beachtet und konnten in der Schule ein- und ausgehen, wie es uns passte, was natürlich aufgrund der erhöhten Sicherheitsvorkehrungen in den USA nicht gerade normal erschien. Die ersten zwei Stunden bekamen wir die Möglichkeit, am Unterricht teilzunehmen. Es war interessant zu sehen, wie der Unterricht abläuft, da er sehr verschieden verglichen mit dem deutschen ist. Die meiste Zeit redet der Lehrer, die Schüler machen sich dabei durchgehend Notizen. In manchen Fächern wird am Anfang jeder Stunde ein Test über den Stoff der letzten Stunde geschrieben, der aber nicht so abläuft, dass der Lehrer Aufgabenstellungen vorgibt, sondern so, dass alle einfach aufschreiben, an was sie sich noch erinnern können.

Die Disziplin der Schüler ist manchmal schon fast unheimlich: Nie wird geredet oder der Unterricht gar absichtlich gestört. Vielleicht liegt das aber nicht nur, wie man im ersten Moment glauben könnte, an den anderen Normen und Wertvorstellungen der Schüler, sondern häufig auch an den Eltern, die einen enormen Druck auf ihre Kinder ausüben. Dafür ist der Grund natürlich auch in der Tatsache zu suchen, dass das Schulgeld sehr hoch ist; für eine gute High School wie z. B. St. Patrick's muss man schon mit 6000 $ pro Jahr rechnen. Wenn die Eltern dieses Geld für die Kinder ausgeben, dann erwarten sie auch, dass diese später an einer sehr guten Universität studieren und natürlich auch einen angesehenen Beruf ergreifen.

Die Schule ist aber auch sehr gut ausgestattet, 1000 Schüler besuchen sie, aber sie ist von der Fläche her etwa doppelt so groß wie das Christianeum.

CHAPEL FESTIVAL DAY

Zudem ist sie ausgerüstet mit zahlreichen Dingen wie Schwimmbad, Fernseh- und Nähraum, verschiedenartigsten Fitness-Geräten und einer riesigen Bibliothek.

Die Schüler, deren Austauschschüler auf Northside gingen, trafen sich jeden morgen an dieser Schule, nahmen aber nicht mehr am Unterricht teil, sondern trafen diejenigen, deren Austauschschüler auf eine der anderen Schulen gingen, später in der Stadt. Von dort aus unternahmen wir dann jeden Tag Ausflüge zu den Sehenswürdigkeiten. Wir besichtigten Museen wie das „Art Institute“ , das „Museum for Science and Industry“ und das „Field Museum“. Die Ausstellung des letzteren enthält unter anderem auch das größte und am besten erhaltene Skelett eines Tyrannosaurus Rex. Aber die meisten von uns fanden die Ausstellungen über verschiedene Kontinente und Länder interessanter als Dinosaurierskelette. So gab es zum Beispiel sehr viel über das alte Ägypten zu sehen, auch Mumien. In einer anderen, auch sehr eindrucksvollen Ausstellung, konnte man sich sehr schöne und seltene Edelsteine ansehen. Das Gute an den Museen, die wir besichtigten, war, dass alles sehr anschaulich und übersichtlich präsentiert wurde und auf diese Weise der Besucher nicht schon nach einer halben Stunde genug hatte.

Wir durften aber auch Blicke hinter die Kulissen werfen; so machten wir zum Beispiel eine Backstage-Tour in dem United Center, dem riesigen Stadion, das der Schauplatz der Spiele der Black Hawks und der Chicago Bulls ist und in dem abends noch häufig Shows stattfinden, wie zum Beispiel „Disney on Ice“, welches wir uns an einem anderen Tag noch ansahen. Die Führung durch das Gebäude war beeindruckend, da es einfach so groß war. Unser Führer zählte natürlich alle Fakten über das United Center auf, aber er erzählte auch Anekdoten und auch, dass jeder Ort im und rund um das Stadion durch Kameras überwacht wird.

Eine Backstage-Tour machten wir auch noch in der Lyric Opera, dem Opernhaus in Chicago. Das war sehr informativ, da wir die Kleiderlager, die Make-up-Räume und den Perücken-Raum besichtigen konnten. Dort werden die Perücken für die Auftritte hergestellt, was wir auch sahen, und gelagert.

Weitere Programmpunkte der Reise waren der Besuch des Hancock Centers, der City Hall und der Federal Reserve Bank. Der Hancock Tower ist nach dem Sears Tower das zweithöchste Gebäude Chicagos und wir aßen in einem Restaurant im 95. Stockwerk, von welchem wir einen unglaublichen Ausblick auf die Stadt und den Lake Michigan hatten. In der City Hall, einer Art Regierungsgebäude, sahen wir den Bürgermeister Chicagos, Richard M. Daley. Zunächst sprach er mit den vierzig Eldermen über das Problem der Schulbildung der (vorwiegend schwarzen) Kinder in den Suburbs. Aber man ließ die im Raum anwesenden Repräsentativen aus diesen Gegenden nicht zu Wort kommen, was diese natürlich sehr aufregte Sie fingen an, lautstark zu schimpfen und meinten, die Grundsätze der Demokratie würden mit Füßen getreten und sie könnten nicht länger in einer Stadt wohnen, in der eine sol-

---

linke Seite oben: auf dem Universitätsgelände
unten: Blick aus dem 95. Stock des Hancock Centers

che ungerechte Behandlung zugelassen werde. Sofort kamen Sicherheitsbeamte und verwiesen die Demonstranten des Saales. Später an diesem Tag besuchten wir noch die Federal Reserve Bank, die Hauptbank in Chicago. Dort wurde uns alles Wissenswerte über den Dollar erzählt und das war wirklich interessanter, als viele gedacht hatten. Jede Sekunde werden tausende von Dollarnoten gedruckt und alte zerschreddert. Da es eine riesige Umweltverschmutzung wäre, das ganze geschredderte Geld an einem Ort zu verbrennen, hat man sich etwas ganz besonderes überlegt: Das kleingeschredderte Geld wird in Tüten gesteckt und diese werden an Touristen verschenkt, die sie dann als Andenken an Chicago mitnehmen können.

Ein weiterer Höhepunkt im Programm war der Besuch des Board of Trade. Das ist die Börse in Chicago, an der landwirtschaftliche Produkte ge- und verkauft werden. Nachdem wir einen Film über das System dieser Börse gesehen hatten, konnten wir direkt in die große Halle sehen, in der die Börsenmakler ihre Geschäfte abwickeln. Bei dem Anblick, der sich uns bot, konnten wir kaum glauben, dass bei den Käufen nie etwas schief geht. Alles wirkte wie ein großer bunter Bienenhaufen; viele Börsenmakler trugen gemusterte Jacketts, um mehr aufzufallen und alle schrieen durcheinander und machten dazu diese Handbewegungen, die man wahrscheinlich ein halbes Jahr lernen muss, bis man irgendetwas nur mithilfe dieser Zeichen (ver-)kaufen kann. Enttäuschend war dagegen China Town. Dieses besteht aus drei Straßen und es gibt nur Restaurants und sich in ihrer Ware immer wiederholende Läden.

Schade war auch, dass wir nicht zu „Great America", dem riesigen Vergnügungspark gehen konnten, da dieser leider geschlossen hatte. Aber dieser Umstand hatte auch seine gute Seite; wir verbrachten einen Tag mehr bei unseren Familien, deren große Gastfreundschaft überwältigend war und uns noch lange in Erinnerung bleiben wird, auch wenn es für manche von uns anfangs schwierig war, mit dem „American Way of Life" klarzukommen. In vielen amerikanischen Familien lief der Fernseher den ganzen Tag, egal, ob gerade jemand da war oder nicht. Obst und Gemüse gab es fast nie zu essen, dann schon eher Pizza, Hamburger und Pommes. Aber es war unglaublich, wie schnell wir uns an all diese Dinge gewöhnten und wie wir sie sogar vermissten, als wir wieder in Hamburg waren. Aber durch die Offenheit und Freundlichkeit der Gastfamilien trugen sie ihr Bestes dazu bei, uns den Aufenthalt in Chicago zu verschönern,

An dieser Stelle möchten wir uns auch noch bei Frau Sievers und Herrn Schröder für die Organisation bedanken und noch einmal sagen, dass wir die Reise als vollen Erfolg empfunden haben

Christina Wiechmann und Flavia Lang

---

rechte Seite: der Sears Tower

Dolomiten-Reisebericht

Samstag. 4:40 Uhr. Nur wenige Leute befinden sich zu dieser unmenschlichen Zeit auf dem Bahnhofsgelände. Doch nach und nach sammeln sich fünfzehn Schüler, ein Lehrer (nämlich Fritz Ruhl) und sechzehn dicke Rucksäcke im Altonaer Bahnhof.

Mehr oder weniger (eher weniger) wach betreten wir den ICE, der uns nach München Hbf bringen soll. Der Großteil der 16-köpfigen Gruppe verbringt die ersten Stunden schlafend, bis in Hannover ein Haufen Oktoberfestler zusteigt und einem durch durchdringendes, wieherndes Gelächter jede Chance auf Schlafnachholung nimmt.

Viele lange Stunden später steigen wir in München (nach einer halben Stunde Zwischenstop und letzter Einkaufsmöglichkeit vor dem Austritt aus der Zivilisation) in einen IC nach Brixen.

Mit einem langen und langsamen Einer-Sessellift steigen wir auf ca. 2000 m Höhe. Und dort beginnt nun endlich das, weshalb wohl alle aus der Gruppe diese Reise angekreuzt haben: Das Wandern.

Zur „Brogles-Hütte" (2045m) ist es ein relativ kurzes Stück, im Vergleich zu dem, was uns in den nächsten Tagen bevorsteht. Doch die Reise war lang, und so sind alle dankbar für gutes Essen und gemütliche (wenn auch ungeheizte) Schlafzimmer.

Jeder einzelne Tag ist es eigentlich wert, berichtet zu werden, doch müsste die Jahrbuch-Redaktion dann wohl ein Extra-Buch nur für diese Reise einräumen. Und das geht ja nicht.

Deshalb fasse ich kurz zusammen, woraus jeder Tag ungefähr besteht:

Wandern, Essen, auf der Hütte oder anderswo Skat, Doppelkopf und Poker spielen und Schlafen (Ja, viele gehen – zu Ruhls großem Triumph – schon zu beinahe-Tageszeiten ins Bett, hehe...).

Diese Punkte verteilen sich gut auf den Tag und ergeben zusammen einen ausgefüllten Tagesablauf. Aber ich will doch etwas genauer werden.

Natürlich ist das Wandern sehr abwechslungsreich. Es gibt Extra-Ausflüge für die, die nach drei Stunden immer noch nicht genug haben (und dazu gerne noch einen Umwegs-Umweg machen, weil die Karte des Führers (und wer ist das wohl?) nicht gerade genau ist). Zum Beispiel auf den 2964 m hohen „Plattkofel" oder auf diverse andere „kleinere" Gipfel. Wir sehen wilde Tiere, wenn auch meistens nur durchs Fernglas. Aber gerade ein waschechter Steinbock zieht es vor möglichst dicht an uns vorbei den Hang hinunter zu galoppieren, als wolle er angeben und sagen, wie man richtig einen Berg zu beklettern hat. Wir erklimmen mehrere Gipfel, unter anderem den „Piz Boé", der mit seinen über 3000 Metern unser höchstes erreichtes Ziel ist. Ansonsten wollen einige Herren gerne die „Aspekte des alpinen Lebensraums" ganz nah erfahren und beschließen kurzerhand, bei ungefähr 5 °C Außentemperatur in dem Gebirgssee vor der „Pisciadú-Hütte" zu baden. Warum sie nicht krank wurden, ist mir ein Rätsel.

Das Essen ist weniger abwechslungsreich. Genaugenommen ernährt sich der größte Teil in diesen zehn Tagen von Spaghetti, Spaghetti, und Spaghetti. Und Bier. Die Preise sind dafür sehr unterschiedlich – je nachdem wie weit die Hütte von der Zivilisation abgelegen ist bzw. wie hoch sie liegt (zur „Boé-

Hütte“ kurz unterm Dreitausender werden die Nahrungsmittel mit dem Hubschrauber hochgeflogen. 23 € pro Flugminute oder so, und das Ding flog eine gute Stunde oder mehr zwischen Tal und Hütte hin und her), werden die Preise höher oder niedriger, gibt es kostenlos Trinkwasser oder nicht und kann man umsonst duschen oder muss bezahlen (oder kann gar nicht duschen). Womit wir schon bei den Hütten wären:

Wie gesagt sind sie sehr sehr unterschiedlich (bis auf die Tatsache, dass sie alle Spaghetti haben). Manchmal ist das Frühstück im Preis mit drin, meistens aber nicht. Manchmal haben wir 16er Zimmer, manchmal fünfer. Aber eines haben sie alle gemeinsam – kurze Betten und noch kürzere Bettdecken – zum Ärger der zwei Meter-Leute unter uns. Dann wieder gibt es neben Trinkwasser oder gar kein Wasser eine dritte Option, nämlich verchlortes und damit nicht mehr trinkbares Wasser. Der Hammer ist allerdings nur ein Restaurant, bei dem man für eine Semmel 50 Cent bezahlen muss, die man netterweise vom längst verlassenen Nachbartisch entfernt hat, wo sie doch eh nicht mehr gegessen werden würde.

Die Hauptbeschäftigung nach dem Wandern ist neben Essen tatsächlich Kartenspielen. Dabei sind die Favoriten Skat, Doppelkopf und Poker mit Ein-Cent-Stücken (eine laut … lustige Angelegenheit, das). Bei diesen Nachmittagen/Abenden ereignen sich auch oft ganz unerwartete aber hochinteressante Dinge, wie zum Beispiel neue Bekanntschaften des eigenen Lehrers, die Gesprächsstoff für den Rest des Abends bieten und einigen Leuten Anlass bieten, die Kamera herauszuholen.

Wer davon noch nicht genug ausgelastet ist, probiert am letzten Tag noch einen neuen Weg aus, der schließlich in einem nicht-mehr-Weg-nennbaren Klettersteig endet. Hehe.

Einmal muss ich noch die „Tschafon-Hütte“ erwähnen. Sie ist mit Abstand die gemütlichste und gleichzeitig „luxuriöseste“ Hütte von allen. Es gibt dort ein selbst zubereitetes Drei-Gänge-Menü zum Abendessen (Namen hab ich vergessen; irgendwas mit „Tiroler … schtl“ war das), Federbettwäsche und dazu mit „Guten Morgen“ oder „Träum schön“ bestickte Nachttischdeckchen.

Der wahrhaftige Gipfel allerdings ist die „Völsegg-Spitze“, die in einem Spaziergang mit Birkenstock-Sandalen gut zu erreichen ist, da sie nur 100 m über der Hütte liegt. Von dort aus hat man eine wundervolle Aussicht auf Bozen und die Straße, die wir am nächsten Tag in einem Reisebus Richtung Brixener Bahnhof befahren werden.

Die Zugfahrt ist dann schließlich nicht mehr sehr spannend. Nur in Hannover beschließt der Zug dann einfach nicht mehr weiter zufahren und wir müssen alle in eine Regionalbahn umsteigen. Das führt dazu, dass wir ungefähr eine halbe Stunde Verspätung haben. Aber so etwas musste ja noch kommen.

Zurück in der Zivilisation sehnen sich, glaube ich, alle nach Pizza, Fernseher und bequemen Betten.

Zum Schluss noch mal ein ganz großes Danke an Herrn Ruhl und Herrn Bochow. Ich muss schon sagen, die Reise war gut organisiert und echt gelungen.

Marietta Neumann, I. Sem.

Projektreisenbericht St. Petersburg

14.–27.09.2003

Am Sonntag, dem 14. September 2003, starteten wir mit der sehr vertrauenerweckenden Tupolev von Pulkovo-Airlines über die dänischen Fjorde in Richtung St. Petersburg. Nach einem interessanten Abendessen mit unseren uns zugeteilten Gastfamilien fielen wir alle in unsere Betten. Wir waren angekommen!

Unsere Austauschpartner führten uns zuerst durch die Schule und boten uns dann eine ausführliche Stadtrundfahrt in einem Bus, der sich in einem eher fragwürdigen Zustand befand. Danach wurde der Newskil-Prospekt auf eigene Faust erkundet. Die Stadt hatte gerade das 300. Jubiläum gefeiert und war dementsprechend glanzvoll herausgeputzt.

Während der nächsten Tage war jeden Morgen Unterrichtsprogramm mit den Deutschlehrern der Schule angesagt, nachmittags konnten wir nach einem kulturellen Besuch die Zeit nutzen, um die Stadt besser kennenzulernen. Zu den kulturellen Höhepunkten gehörten die Eremitage, das Russische Museum, der Eherne Reiter, die Newa, der Peterhof, Zarskoje Selo, die Peter-Paul-Festung und der neuerdings renovierte Konstantin-Palast, in dessen Nähe wir erste Erfahrungen mit echtem russischen Wodka machten.

Besonders beeindruckend war – trotz strömenden Regens – eine Bootstour durch die Kanäle der Stadt, die uns die verschiedenen Architekturstile näherbrachte und auf der wir einen guten Überblick über Petersburg bekamen. Eine zweite Bootsfahrt bei Nacht, die wir auf eigenen Wunsch unternahmen, bot uns dies zwar nicht, war aber dennoch ein schönes Erlebnis.

Unsere Austauschpartner nahmen oft an unserem Programm teil und gaben uns Einsicht in das russische Leben. Sie waren alle sehr gastfreundlich und haben sich sehr viel Mühe gegeben. Die Stadtrundfahrt hatten sie selbstständig vorbereitet und geleitet. Ihre Sprachkenntnisse haben uns sehr beeindruckt.

Die Abende verbrachten wir z. T. mit kulturellen Aktivitäten wie Ballett oder mit geselligen Abenden in echt russischen Clubs wie dem „Billjardzentr" Palanga.

Die Reise war sehr beeindruckend und ein einmaliges Erlebnis für uns. Wir haben die russischen Lebensweisen und -verhältnisse kennen- und schätzen gelernt und sind sehr froh, diese Reise gemacht zu haben. Das Leben in Gastfamilien hat uns die Stadt aus der Sicht der Russen gezeigt, was uns bei einem Hotelaufenthalt versagt geblieben wäre.

Laura Ritter, Janka Rokob, Lennart König, Louisa Althans

Aus meinem Journal des Luxus und der Moden

Zelle. – Meine Zelle misst knapp fünfzehn Quadratmeter, durch einen Querriegel geteilt. Sie ist aus Stahlbeton, fensterlos und über eine Alarmanlage direkt mit der Polizei verbunden. In ihr herrscht, selbst bei entsicherter und geöffneter Tür, eine Stille, die so absolut ist, dass der Klimaregler sich anhört wie eine startende Boeing. Meine Zelle ist das Herz einer über 260 Jahre alten Bibliothek mit ca. 35–40 000 Bänden, die genaue Zahl weiß man nicht, die letzte Zählung war vor mehr als zwanzig Jahren. Die diese Bibliothek umgebende Lehranstalt, die ebenso so alt ist, hat eine äußere Hülle von 1972, die von dem dänischen Stararchitekten Arne Jacobsen entworfen wurde. Meine Zelle heißt „Safe".

* * *

Vor einer Reihe von Jahren bin ich einmal in einer 9. Klasse mit knapp dreißig auf mehrere Beutel verteilten Büchern zu meinem Deutsch-Unterricht erschienen, hatte die Beutel ausgekippt und die Anwesenden aufgefordert, sich eins der Bücher zu nehmen und es zu lesen. Es handelte sich sämtlich um Neuerscheinungen aus den letzten zwei, drei Jahren, Hardcover-Erstausgaben aus meiner eigenen Bibliothek. Die Idee war im Gespräch mit meinem Buchhändler entstanden. Wir hatten uns die Frage gestellt, wie man mehr oder weniger nagelneue und qualitativ überdurchschnittliche internationale Erzählungen und Romane, die man für die Altersklasse geeignet hält, in den Literaturunterricht der höheren Lehranstalten kriegt. Wir sprachen vermutlich, genau erinnere ich mich nicht, unter anderem über Ian McEwan und seinen „Zementgarten", über Alex Garlands „Strand" oder Andrzej Zaniewskis „Ratte". Eine Anschaffung im Klassensatz war aus Kostengründen – und auch denen einer Logik der Lehre – ausgeschlossen. Leseliste? Zu riskant für meine Glaubwürdigkeit: Was ist, wenn sich einer meiner Abhängigen ein Buch für DM 48,- kauft auf meine Empfehlung und es hernach völlig blöd findet? Mit dem Buchhändler war ich kurz durchgegangen, was ich in den letzten Monaten, im letzten Jahr alles erworben hatte. Warum sollten die Sachen eigentlich, einmal gelesen, bei mir als Wandschmuck vergilben?

* * *

In meiner Zelle bin ich allein mit Lederrücken, die allerlei Absonderlichkeiten bergen. Ich bevorzuge das Prinzip des Zufalls. Der einzige bewegliche Gegenstand ist eine alte Sitzleiter. Ich schiebe sie irgendwohin, steige hinauf, sondiere das erreichbare Karré, greife mir einen kleinen schweinsledernen Schinken, setze mich auf den obersten Absatz der Leiter und untersuche das Fundstück, eine deutsche Sprachlehre von 1700 zum Beispiel. Sie ist nicht wirklich eine Grammatik, aber so etwas Ähnliches, eher ein Wörterbuch mit bereits enzyklopädischem Anspruch, und erweist sich als Anthologie der deutschsprachigen Lyrik des 16. und 17. Jahrhunderts. „Der Aemter Last ist

groß / sind schwer die hohen Würden / Drumb pfleget man sie auch / den Eseln aufzubürden" dichtet Daniel Georg Morhofen, um die Kunst des Epigramms zu verdeutlichen, die sich im 17. Jahrhundert bereits zur improvisierenden, geselligen Dichtung entwickelte und bis auf den heutigen Tag zum Formenschatz „höheren Unsinns" gehört.

* * *

Der Verleih meiner Erstausgaben in der 9. Klasse hatte einwandfrei funktioniert. Das System war überschaubar gewesen: 1. Das Buch war im selben Zustand zurückzugeben. 2. Wer es innerhalb einer Woche nicht zurückgegeben hatte, musste es a) zuende lesen und b) der Klasse vorstellen, wofür man c) keine Note bekam. Es gab kaum Rückgänge, vielmehr einen lebhaften Tauschbetrieb und einen glücklichen Zufall. Einer der Romane, „Der Strand", gerade drei Jahre alt, stand zur Verfilmung an, wie ein Mädchen aus „cinema" zu zitieren wusste, mit Leonardo DiCaprio in der Hauptrolle. Das half lesen. Man kann ja nie wissen.

* * *

In meiner Zelle blättere ich in den Briefen von Ludvig Holberg, Erstausgabe der deutschen Übersetzung aus dem Dänischen von 1749. Der Mann befindet sich auf Bildungsreise, schreibt ganz flott und krittelt ziemlich amüsant. „Sehen wir einen Bauern, der in die Hand die Nase schneuzt, und die Unreinigkeit auf die Erde wirft, so nennen wir ihn einen Tölpel; und vielleicht giebt der Bauer den Stadtleuten keinen bessern Tittel, wenn er sieht, dass sie diesen Unflat in ein Tuch legen und in die Tasche aufheben", sagt er (Bd. III/IV, S. 349). Neben den Gesamtausgaben der Briefe und der Komödien steht auch das Buch eines Anonymus in lateinischer Sprache, erschienen in Kopenhagen und Leipzig 1741, auf dessen Rücken jemand mit Feder und Tinte „Holberg" gemalt hat. Der Titel annonciert die unterirdische Reise eines Herrn Klim. In der deutschen Übersetzung, ebenfalls von 1741, lese ich einen hinreißend komischen und politischen Zukunftsroman.

* * *

Wenn etwas funktioniert, wird man mitunter übermütig. Der Bücherverleih hatte so hübsche Ergebnisse gebracht, dass ich ihn für den Stein der Weisen hielt. Ich wollte mit ihm Geschichte machen. Die Kunstgeschichte ist gut zu lehren, habe ich doch exemplarisch die Bilder, die sofort und als Ganzes erfasst werden können. Mit der Literaturgeschichte geht das nicht so einfach. Kein Mensch, insbesondere wenn er ein Schüler ist, kann so viel lesen in so wenig Zeit. Ich kann Gedichte nehmen. Nur dann sind die Eleven nach einiger Zeit womöglich deren so überdrüssig, dass sie nie wieder welche lesen. Poesie sperrt sich gegen Zielformulierungen.

Ich hatte wieder eine Büchertasche gepackt, sie diesmal vor einem Leistungskurs ausgekippt, zum Zugriff aufgefordert und, nachdem sich jeder mehr oder weniger ratlos ein Buch gegriffen hatte, Nummern für die Titel verlesen, eine Reihenfolge, in der die Bücher dem Kurs vorzustellen seien. Die Vorstellung wurde von mir benotet. Für den Pechvogel mit der Nummer Eins war das gemein gewesen, denn ihm blieb nicht viel Zeit; mir, wie ich hernach feststellen sollte, allerdings auch nicht. Mein ehrgeiziger Plan, auf diese Weise eine kleine Geschichte des literarischen Geistes zu enthüllen, erwies sich als schweißtreibend, denn die Aufgabe, die Fäden aus dem Gewirr zu ziehen, lag bei mir; das daraus Selbstgestrickte hatte kein ordentliches Muster.

* * *

Eines Schulmorgens vor einiger Zeit bin ich aus meinem schwarzen Rennauto gestiegen mit schwarzen Gedanken: Ich geh' nach Kalifornien. Ein geklauter Spruch, mit dem ich mir das „Kalifornien der Poesie" von H. C. Andersen zur Drohung verfinstert hatte für den Fall, dass mir mal wieder etwas nicht passt. In der Morgenzeitung war zu lesen gewesen, dass die vorgesetzte Behörde meine Arbeit in Zukunft als Minutentakt mit Stellen hinterm Komma nach Tabelle *faktorisieren* werde. Ich geh' nach Kalifornien und bau' denen im Silicon Valley in ihre Häuser Klos, die aussehen, als hätten sie mal im Château Chambord gestanden. *Moderne Zeiten:* Statt nach Kalifornien ging ich in die Zelle.

* * *

Planung gerät manchmal durcheinander, wenn man zu schlau sein will. Mein Deutsch-Grundkurs im zweiten Semester kennt „Die Leiden des jungen Werthers" nicht. Das wirft mein Programm über den Haufen, hatte ich doch diese Pflichtlektüre höherer Lehranstalten als längst erledigt vorausgesetzt. Werther muss sein und das Ganze bekommt ein neues Thema: *Debüt.* Ich packe wieder Bücher-Tüten. Die Hälfte der Exemplare ist soeben erschienen und kommt von meinem Buchhändler. Ich kenne nur die Klappentexte. Die Rückgabequote ist relativ hoch, denn einige der jungen Leute sind zum Buchhändler gegangen, um sich selbst ihre Erstlinge auszusuchen; andere haben auch ein von Mutter oder Onkel geschenktes Debüt daheim. Die von mir benoteten Buchvorstellungen der Kursteilnehmer erweisen sich als ausschlaggebend dafür, was ich selbst in den Sommerferien lesen werde, die Erstlinge von Gavalda, Kubicek, MacDonell oder Rouaud zum Beispiel.

* * *

Holberg steht gottlob oben im „Safe" in dem Teil der Bibliothek, den wir „Magazin" nennen – ein irreführender Name insofern, als dieser Teil, abgesehen vom „Safe", ebenso wie die „Bibliothek" unter dem Lehrerzimmer, eine

Präsenz- und Leihbibliothek ist für uns, wenn auch doppelt und dreifach alarmgesichert, so dass Sie zwar hinaus können, aber nicht ohne weiteres hinein. In dieser klösterlichen Anlage zieht man für gewöhnlich dünne, weiße Handschuhe an, wenn man an die Bücher muss, vor allem an die in den unteren Reihen; dabei geht es keineswegs um die eigene Haut, sondern darum, dass die Kulturgüter geschont und etwaige Schädlinge nicht weiter in die oberen Etagen verteilt werden. Ich habe mir in der Apotheke ein zweites Paar Allergiker-Handschuhe gekauft, weil eins immer in der Wäsche ist.

Wenn ich in meiner Zelle mit Ludvig Holberg verabredet bin, trage ich die weißen Handschuhe, weil ich das chic finde, und ich beschließe, einen Artikel zu schreiben über „Nicolai Klims Unterirdische Reise worinnen eine ganz Neue Erdbeschreibung wie auch eine umständliche Nachricht von der fünften Monarchie die uns bisher ganz und gar unbekannt gewesen, enthalten ist. Aus dem Büchervorrathe Herrn B. Abelins anfänglich lateinisch herausgegeben, jetzo aber ins Deutsche übersetzt."

Meine deutsche Ausgabe ist eine Neuauflage von 1780, die ich habe ausleihen dürfen, weil sie vorne im „Magazin" steht. Oben. „Ich habe dieses Werk schon öfters durch den Druck gemein machen wollen, es haben mich aber noch jederzeit wichtige Ursachen von diesem Vorhaben zurück gehalten", hatte Herr B. Abelin, der wie der Roman eine Erfindung ist, bereits 1741 hinzu gefügt.

Felicitas Noeske

Wir sind immer
für Sie da
WWW
Lufthansa
City Center
Reisebüro von Daacke
Nienstedtener Marktplatz 24 22609 Hamburg
Telefon: 822 77 20 www.lcc-hamburg.de

Programmvorschau
Literarisches Café im Christianeum
Januar – Juni 2004

Donnerstag, der 15. Januar, 20.00 Uhr

Axel Brauns: „Buntschatten und Fledermäuse". Das Leben in einer anderen Welt
Lesung und Gespräch
mit dem Autor

Das Buch schildert die Kindheits- und Jugenderinnerungen des in Eimsbüttel lebenden Autisten Axel Brauns. Es ist in vielerlei Hinsicht außergewöhnlich, denn der Leser findet hier eine genaue und zugleich hochpoetische Lebensbeschreibung eines Autisten. Diese Menschen sind in ihr Ich versunken, so dass der Bezug zur Außenwelt völlig verändert ist. Durch dieses Buch, das befremdend und zugleich heiter wirkt, bekommen wir einen tiefen Einblick in eine uns sonst verschlossene Realität und erhalten die Möglichkeit, die innere und äußere Welt mit den Augen eines Autisten zu sehen. Da Buch ist 2002 bei Hoffmann & Campe erschienen und wurde vielbeachtet und mehrfach ausgezeichnet.

Dienstag, der 27. Januar, 19.00 Uhr

Stimmen aus Auschwitz

Den Gedenktag für die Opfer des Holocaust gestalten SchülerInnen des I. und III. Semesters mit Gedichten und mit ihren eigenen Eindrücken von einer Projektreise nach Polen im September 2003.
*Leitung: **Hella Schultz-Buhr** und **Rolf Starck***

Donnerstag, der 12. Februar, 20.00 Uhr

Angelika Joval: „Die Stunde der Vögel"
Lesung und Gespräch
mit der Autorin

Vor Jahren verließ Katja ihren Mann und ihr neugeborenes Kind. Fünfzehn Jahre verdrängte sie, was damals – in der damaligen DDR – geschehen war. Nun kehrt sie zurück, um ihre Tochter kennen zu lernen –; ein bewegender Roman, dicht und ausdrucksstark erzählt, 2002 bei Reclam Leipzig erschienen.
Angelika Joval, geboren in Berlin, promovierte Historikerin, lebte und arbeitete in den USA und in Norwegen, bevor sie sich 1989 bei Hamburg niederließ. Sie veröffentlichte Kurzgeschichten und Erzählungen, 1992 erhielt sie den Förderpreis für Literatur der Stadt Hamburg.

Donnerstag, der 26. Februar, 20.00 Uhr

Dr. Bozoura Gandi
Seit 10 Jahren im Widerstand – verfolgt in Togo –

Dr. Bozoura Gandi, 48, ist Apotheker und Gründer der Menschenrechtsorganisation „Kampf gegen die Manipulation der öffentlichen Meinung, ATLMC". Er entkam Februar 2003 nur knapp einer Verhaftung. Zur Zeit ist er Gast der Hamburger Stiftung für politisch Verfolgte.

Seit 30 Jahren herrscht in Togo derselbe Präsident. Im Vorfeld der Wahlen 1998 wurde Dr. Gandi wie viele andere Oppositionelle verhaftet und verbrachte 19 Monate ohne Anklage im Gefängnis. Als er Anfang diesen Jahres erneut bedroht wurde und sich versteckt halten musste, holte die Hamburger Stiftung für politisch Verfolgte ihn nach Hamburg. Dr. Gandi spricht französisch, für die Übersetzung sorgt Torsten Voss.

Donnerstag, der 25. März, 20.00 Uhr

Theodor W. Adorno und Thomas Mann
Eine Lesung mit Torsten Voss

Am 11. September 2003 wäre Theodor W. Adorno 100 Jahre alt geworden. Der Philosoph, Soziologe, Musiktheoretiker und Komponist Adorno gilt neben Max Horkheimer als der bedeutendste Denker der Kritischen Theorie, der Frankfurter Schule. Eine Vielzahl von Veröffentlichungen zeigt, dass das Denken Adornos wieder an Aktualität gewonnen hat.
Vor sechzig Jahren begann die Zusammenarbeit von Theodor W. Adorno und Thomas Mann. Beide lebten 1943 im kalifornischen Exil, Thomas Mann arbeitete an seinem großen Musikerroman „Doktor Faustus", und Adorno wurde sein Berater in Fragen der Musiktheorie und Kompositionstechnik. In „Die Entstehung des Doktor Faustus. Roman eines Romans" hat Thomas Mann die Mitwirkung Adornos gewürdigt.
Torsten Voss stellt die Zusammenarbeit und Verbundenheit der beiden vor und liest aus dem Briefwechsel, dem „Doktor Faustus" und Texten aus diesem Umkreis.

Donnerstag, der 01. April, 20.00 Uhr

Ovids „Amores"
Ein Projekt der Klasse 10d

Publius Ovidius Naso (43 v.Chr. – 17 n.Chr.), der große lateinische Dichter, wird mit seinen Liebesbriefen von Gestalten aus den griechischen Heldensagen präsentiert. Die SchülerInnen haben die Amores teilweise selbst bearbeitet. Zudem werden sie dem großen Lebensrätsel Ovids, seiner Verbannung aus Rom 8 n.Chr. nach Tomi am Schwarzen Meer, nachgehen. Der Abend endet mit einem kleinen Theaterstück aus der Verwandlung des Apuleius.
*Leitung: **Thomas Voskuhl***

Donnerstag, der 15. April, 20.00 Uhr

Hans-Christian Beck
Auf den Spuren Fontanes: Ein Hobby oder mehr?

Generalmajor Beck, Kommandeur der Führungsakademie der Bundeswehr, ist privat ein gründlicher und begeisterter Kenner der Werke von Theodor Fontane (1819–1898), dem großen Journalisten, Theaterkritiker, Kriegsberichterstatter, Balladendichter und Romancier. Nicht zuletzt Fontanes mehrbändigem Werk „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" (1862 bis 1882) gilt das Interesse des Fontaneliebhabers. Zweck dieses Werkes war es, die Schauplätze, auf denen sich das politische Leben Preußens und der Mark abgespielt hatte, zu beleben und die „Lokalität" wie die Prinzessin im Märchen zu erlösen.
*Moderation: **Ulf Andersen***

Donnerstag, der 22. April, 20.00 Uhr **„Von Australien bis England, von Südafrika bis Amerika"**
SchülerInnen der Studienstufe erzählen von ihrem Auslandsjahr

Außer den Berichten gibt es nützliche Tipps zu Austauschorganisationen, zum Leben in Gastfamilien und zu Auslandsschulen.
Mitwirkende: Lara Dietrich, Marie Graaf, Moritz Heise, Moritz Herzog, Milena Kafka, Martje Petersen, Anna Maria Schories, Suna Turhan-von Leffern, Maria Velte

Donnerstag, der 27. Mai, 20.00 Uhr **China-Abend**
Chinesische Dichtung und Musik wird von den SchülerInnen des Chinesisch-Kurses vorgestellt.
*Leitung: **Ming Chai***

Donnerstag, der 10. Juni **Poesie- Sommerfest**
Zum vierten Mal organisieren Lehrer, Eltern und die Schülervertretung ein Spiel mit Wörtern, Klängen und Farben – diesmal für alle Klassenstufen – auf der Freilichtbühne.
*Verantwortlich: **SV und Ulrike Schwarzrock***

Künstlernachweis, redaktionelle Hinweise und Dank

Abiturientenphoto S. 52/53: H. Fölsch; Photos S. 3, 6, 9 und 11: Gunter Hirt; S. 21: business @school; S. 23: O. Dittmann; S. 27, 30, 33 und 35: Ming Chai; S. 39: Jochen Stüsser-Simpson; S. 41: Harriet Fuhrhoop; S. 45: Dr. K. Henning; S. 47: K. Frauenheim; S. 68: priv.; S. 70 und 72: C. Mumm; S. 74 und 76: Dr. B. Mestwerdt; S. 85, 86 und 88: priv.; S. 90 und 93: Flavia Lang; „Visuelle Poesie" S. 13: Sven-Ove Horst, S. 83: Anna Beregova, Kurse Bildende Kunst, Ltg.: Ivo Petrlik; Collage S. 57: Franziska Voerner, Kurs Bildende Kunst, Ltg.: Ivo Petrlik.

Die Rede, gehalten von Herrn Professor Dr. Christian Meier auf der Festveranstaltung am Christianeum zu Theodor Mommsens 100. Todestag, sowie die Berichte zu den Projektreisen nach Polen und Spanien werden im nächsten Heft erscheinen.

Allen, die durch Beiträge, Illustrationen, Hinweise und Anregungen mitgeholfen haben, daß dieses Heft in seinem stattlichen Umfang von 104 Seiten pünktlich erscheinen konnte, sei ganz herzlich gedankt!

Die Redaktion wünscht allen Leserinnen und Lesern ein Frohes Weihnachtsfest und ein glückliches Neues Jahr!

Einladung zur Mitgliederversammlung des Vereins der Freunde des Christianeums

am Mittwoch, dem 25. Februar 2004, um 19.00 Uhr im Lehrerzimmer des Christianeums.

Tagesordnung:

I. Einblick ins Schulleben (19.00)
II. Regularien (gegen 20.00 Uhr)

1. Eröffnung und Feststellung der Beschlußfähigkeit
2. Bericht des Vorsitzenden
3. Bericht des Schatzmeisters
4. Bericht der Rechnungsprüfer
5. Entlastung des Schatzmeisters
6. Entlastung des Vorstandes
7. Wahl der Rechnungsprüfer
8. Verschiedenes

Anträge zur Erweiterung der Tagesordnung müssen dem Vorsitzenden oder dem Schatzmeister bis zum 11. Februar 2004 zugehen.

Carl J. Vielhaben
Vorsitzender

Vereinigung ehemaliger Christianeer Weihnachtsversammlung

Die traditionelle Zusammenkunft der ehemaligen Schüler und Lehrer des Christianeums und der jetzigen Mitglieder des Lehrerkollegiums findet „zwischen den Festen" statt am

Montag, dem 29. Dezember 2003, ab 19.30 Uhr
in der Bierstube/Skipper's des
Hotels Intercontinental, Fontenay 10, 20345 Hamburg.

Alle Ehemaligen und Lehrer sind herzlich willkommen. Wir bitten die Ehemaligen, einander zu benachrichtigen und sich zu verabreden.

Auf Wiedersehen am 29. Dezember!

Friedrich Sager, Vorsitzender